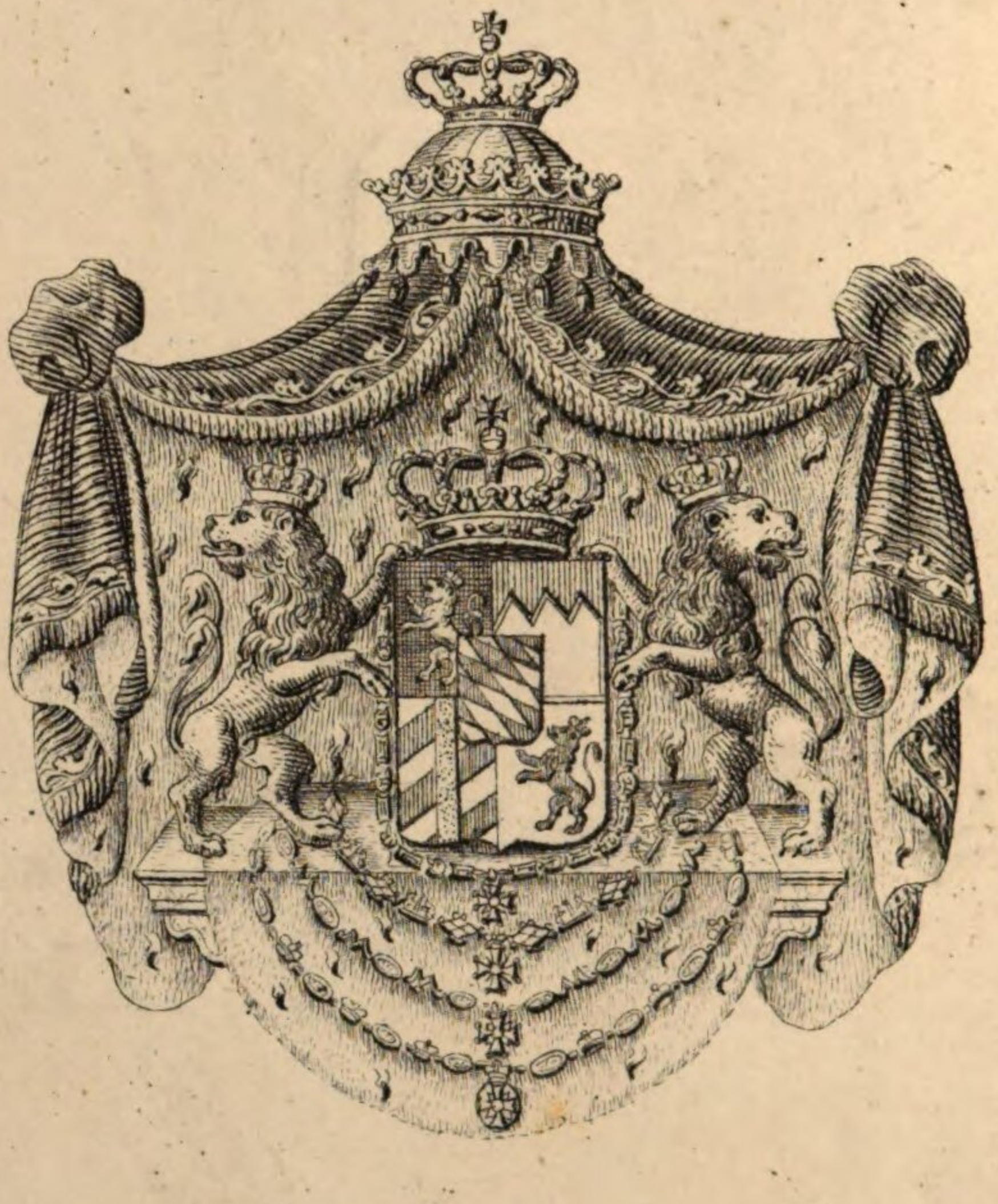
He. eccl.
n° 322.-1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

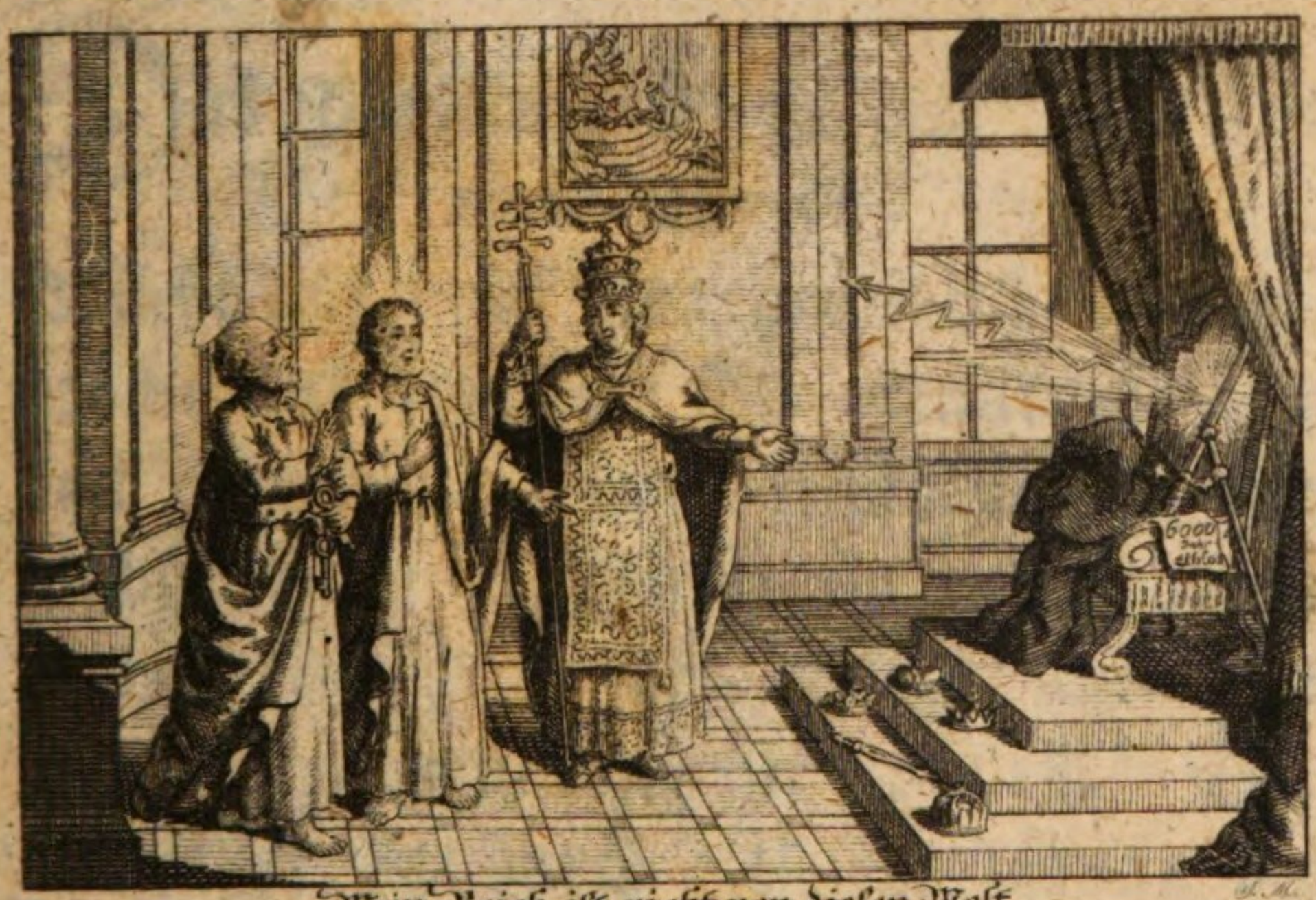
<366358707700 17

Bayer. Staatsbibliothek

Leopold Alois Hoffmanns,
Professors der deutschen Sprache und Litteratur
an der königl. ungarischen Universität zu Pest,

Geschichte
der
Päbste
von Petrus bis Pius VI.

Erster Theil
von Petrus bis Leo III.



Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Leipzig und Wien
bei Sebastian Hartl 1786.

305. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede.

Das Publikum erhält hier den ersten Theil eines Werks, welches die Absicht hat, auf eine gründliche, angenehme und deutliche Art Kenntnisse von den merkwürdigsten Handlungen der Päbste, und den durch sie veranlaßten Revolutionen in der Kirche und dem Staat, gemeinnützig zu machen. Der Verfasser hat durch diese Erklärung die Pflicht auf sich, vorläufige Rechenschaft zu geben, warum er eine solche Arbeit

unternommen, und wie er sie ausgeführt hat.

Vielleicht ist es bei vielen eine der ersten Fragen: Ob ein Gegenstand, der so weit außer dem Gesichtskreise meines Amtes liegt, nicht zu gefährlich für mich sei? Ob ich wohl etwas Gründliches davon wissen könne? ob ich ein Diplom von meinen theologischen Würden, Studien und Geschäften aufzuweisen hätte? — Dem ersten Anschein nach mögen diese Fragen nicht ohne allen Grund an mich gethan werden; aber es bedarf nur einer kurzen Erläuterung. Nicht nur, daß ich mir durch eine fast dreijährige Bearbeitung der wöchentlichen Wahrheiten für die Prediger in Wien in Meusels gelehrten Deutschland einen Platz unter den theologischen Schriftstellern verdient habe, so fällt es in die Augen, daß eine Arbeit dieser Art nothwendig Studium der Kirchengeschichte fordert. Ich darf

gesteh-

gestehen, daß ich auch während jener Zeit ausschließungsweise diesem Studium mich gewidmet habe. — Im Jahr 1782 erschien im Hartlischen Verlage zu Wien eine chronologische Lebensbeschreibung der Päbste; Anton F. von Geißau nannte sich auf dem Titelblatt als Verfasser derselben. Es mußte allerdings Bedürfniß des Publikums nach einem Buch dieser Art sein, daß man in kurzer Zeit die ganze Auflage dieses Geißauischen Produkts mit Heißhunger wegkaufte; denn — um mit aller möglichen Schonung von der Sache zu reden — das Buch hat alle Gebrechen einer flüchtigen Abschreiberei. Indessen geschah häufige Nachfrage um eine Pabstgeschichte. Mein Freund Hartl wollte eine neue Auflage veranstalten; die auffallenden Gebrechen des Geißauischen Buchs waren ihm nicht unbekannt; er wünschte es gesäubert, und ersuchte mich die Arbeit zu übernehmen. Aber ich fand bald, daß, wo alles wenig taugt, auch alle Nachhilfe wenig taugen kann;

kann; ich erklärte ihm: entweder ein neues Werk, oder gar keines. Wir wurden einig, und im Winter des Jahrs 1783 gab ich ihm mein Wort, an eine ganz neue Geschichte der Päbste Hand anzulegen. Seit dieser Zeit habe ich Materialien gesammelt, meinen Plan geordnet, und die Arbeit angefangen. Mein Wunsch war, entweder etwas zu liefern, wofür ich öffentlich bürgen könnte, oder gar nichts; und deßwegen sowohl, als auch, weil verschiedene andere Geschäfte mir in den Weg kamen, ist die Herausgabe des ersten Theils bis iezt verzögert worden. —

Indessen ist vermuthlich mit all dem die obige Frage doch nicht beantwortet; man hält vielleicht immer noch dafür, daß zu einer solchen Arbeit wenigstens ein hochgraduirter Doktor und Professor der Theologie, ein Mann mit grauen Haaren, und überdies ein — Geistlicher gehöre. Darauf muß mein Buch

antwor-

antworten; ob ich mich gleich auf alle Fälle überzeugt halte, daß man auch ohne rechtskräftiges Diplom von einer Sache etwas verstehen kann, denn sonst hätte auch Aristoteles zugleich Homer, und der Verfasser des goldnen Spiegels Minister sein müssen.

Dies, hoffe ich, wird dem Leser hinlänglich zur Verständigung seln, warum ich dies Werk unternommen habe. Etwas mehr aber werde ich ihm über die Art der Ausführung sagen müssen.

Wer kennt die Gefahr und Heiklichkeit einer Arbeit nicht, die das Triebwerk der innern Kirchenverfassung aufdekken soll? Freilich sind seit einigen Jahren die Köpfe sehr empfänglich für Dinge geworden, die ehedem ins Chaos der alten Nacht verdammt waren. Man hat Lampen angezündet, die schon fast die Mitternacht zur Morgenröthe, hie

und

und da schon zum Tage machen. Aber es giebt auch viel betrügerisches Licht; man sieht manche Morgenröthe in Begleitung eines Wetters erscheinen, und nicht jedem Tage leuchtet eine freundliche unbewölkte Sonne. Was soll der Mann, der Wahrheit sieht, und Wahrheit liebt, bei solchen Umständen thun?

Es war mein Grundsatz, seitdem ich, wie viele öffentliche Zeugen mir es nachgesagt haben, am Werk der Aufklärung mitarbeitete, das Gute nie auf einmal thun zu wollen; und wenn es auch wahr ist, daß mein Institut der sogenannten Predigerkritik einer der kühnsten Schritte war, den ein Schriftsteller unter Josephs Regierung wagte, so glaube ich doch, der Sünde der Unbesonnenheit nie dabei schuldig geworden zu sein. Ich habe Wahrheiten geschrieben, die mir alle Fastischen und Merzischen Verketzerungen auf den Hals zogen; aber die Vernünftigen fanden jene

Mäßi-

Mässigung darinn, worüber nur der Fanatiker in Muth kommen konnte. Diesem Grundsatz folgte ich immer, und folge ihm in diesem Werk im gleichen Maaß. Ich erzähle das Geschehene mit der Freimüthigkeit des Wahrheitfreundes; und wo meine Meinung dazu kommt, suche ich Ausdrükke der Schonung, außer wo offenbare Thorheit oder Bosheit ihr Wesen hat; denn da wär Schonung ein Irrlicht für die Schwachen. Nicht jedem ist das Auge so hell geschliffen, daß er jeder Begebenheit auf den Grund sehen könnte; wir sind nicht immer in der Stimmung an jedem Vorfall lebhaften Antheil zu nehmen.

Man sagt: der Geschichtschreiber soll immer kalt bleiben, nie Partheinehmen. Es sei mir erlaubt, diesen Machtspruch zu bezweifeln, oder ihn wenigstens nur mit Einschränkung anzunehmen. Das Faktum mag und muß

mit

mit Kälte vorgelegt werden; aber das Kolorit und das Urtheil darüber bequemt sich nach der Beschaffenheit des Faktums. Wer darf fordern, daß ich stumm und taub, wie der Levit beim Samaritan, vorüber gehe, wenn ein Königsmörder mir am Wege begegnet? Wie soll ich das unwillkührliche Lächeln von meinem Munde wegbringen, wenn ein Thor vor meinen Augen seine Narrensprünge macht? Das wär Grimasse stoischer Affektation, und der Geschichtschreiber spielte vielmehr alberne Pantomime, statt daß er mit eindringender Sprache ans Herz treffen soll. So wird die Geschichte nie Lehrerinn der Menschen, nie Mutter der Weisheit; so verdienen Tacitus, Hume, Robertson, Rainal nichts von den Lobsprüchen, die ihnen der Mann von Herz und Kopf so gern beilegt. — Wer in einer Bilderkammer sich an den Werken der Kunst laben will, dankt gewiß für den Cicerone, der ihn mit steifer Gebärde, ohne sein Gesicht aus den Fal-

ten zu bringen, von Bild zu Bild herumführt, ihm da Raphael, dort Rubens, hier Titian nennt, aber keinen Funken Gefühl zeigt, keinen Wink giebt, wo höhere Schönheit wohnt; der Liebhaber der Kunst geht hinaus, wie er herein gekommen war, kalt wie sein Führer, und unwissend, wie ein unbelehrter Schüler.

Und so ist mein Glaube: daß der Geschichtschreiber auch mit Wärme reden, daß er Parthei für das erkannte Gute nehmen darf. Diesem Glauben bin ich in meiner Geschichte, da wo schikliche Gelegenheit war, treu gewesen, ohne daß ich darum in eine unnütze Weitläufigkeit gefallen wär; ich bilde mir vielmehr ein, daß die Kürze und Gedrängtheit des Vortrags mir zu einigem Verdienst dürfte angerechnet werden.

Es gehört noch zur Rechenschaft über die Art meiner Ausführung, wie ich bei der Wahl jener Werke, die ich bei dieser Arbeit benützen mußte, mich benommen habe. Vielleicht hätte ich nach Moßheimischer Methode das Verzeichniß derselben sollen abdrukken lassen; ich finde dieß aber überflüssig, weil ich viele Namen im Text selbst nenne, öfters auch die Quellen citire, oder gar allegire. Ich bin so glüklich, daß es mir an den besten und wichtigsten Werken, die zu meiner Absicht dienen, nicht fehlt, wobei ich es für Pflicht halte, vorzüglich meinem Freunde, Herrn Professor Koppi in Pest, öffentlich zu danken, daß er mir seine gewählte und zahlreiche Bücherſammlung zum freien Gebrauch überlassen hat; auch bin ich von Seiten der königl. Universitätsbibliothek mit verschiedenen wichtigen Büchern versehen worden. Ich sage dieß laut, um mich gegen den Verdacht des bloſſen Nachschreibens sicher zu stellen, indem es kein Verbrechen sein kann, wenn

ich

ich gestehe, daß mein eigner Büchervorrath in diesem Fache sehr unbeträchtlich ist. Selbstsehen ist aber die Hauptpflicht des Geschichtschreibers. Es ist noch nicht genug, daß Pagi oder Fleuri diesen oder jenen Schriftsteller citirt; wer behutsam sein will, schlägt den Schriftsteller selbst auf, und dann erst schreibt er das Citatum nach. So bin ich wenigstens zu Werke gegangen. Freilich häuft man dadurch seine Arbeit außerordentlich. Es gehört viel Fleiß und Geduld dazu, besonders in einem so fruchtbaren Fache, wie das kirchliche ist, aus der Verschiedenheit der Meinungen, aus dem Abweichen der Chronologie, aus der Menge der sich widersprechenden Begebenheiten, ins Klare zu kommen. Wie oft fordert eine einzige wichtige Zeile das Nachlesen eines ganzen Tages! Nur derjenige, der selbst Geschichte geschrieben hat, kann das Verdienst und die Arbeit des fleißigen Geschichtschreibers beurtheilen; und hier insbesondere nur derjenige, dem die

Parthei-

Partheilichkeit, das Privatintereſſe, der Bigotiſmus, die Untreue, der Konſequenzengeiſt, die Sektenſucht ſo vieler Kirchenſchriftſteller bekannt iſt. Es ſcheint ein zu frühes Vorurtheil zu ſein, wenn man glaubt, die Kirchengeſchichte habe ſchon viele unpartheiiſche Schriftſteller gewonnen; ihre Zahl iſt noch ſehr gering, und dies ſehr natürlich, denn wie lange hat denn das Kontroverſiren aufgehört eine theologiſche Tugend zu ſein? Wie lange darf denn der ehrliche katholiſche Mann es wagen, die Hierarchie mit grader Wahrheit zu bedienen? Und ſeit wann iſt denn auch der Proteſtantiſmus ſo weiſe, die katholiſchen Orthodoxen nicht mehr in Heideggers Manier mit heißblutigen Invektiven, ſondern mit kalter Vernunft zu behandeln?

Der Kenner findet in dieſer freimüthigen Erklärung vielleicht Winke, daß ich mich weitläufiger umgeſehen habe, als mancher, dem etwa nicht genug

citirt

citirt sein dürfte, glauben wird; daß ich nicht blos vom Hörensagen urtheile. Und desto besser, denn so bin ich der Mühe überhoben, umständliche Nachricht von meiner Lektür und dem davon gemachten Gebrauch zu geben. Nur dies muß ich erinnern: daß ich vordem noch nie im geschichtlichen Fach gearbeitet habe, und auch bei diesem Werk mir ganz allein überlassen bin; ein Umstand, der wenigstens für die Kunstrichter ex officio wissenswerth ist, um mich für manche etwa hie und da eingeschlichene Versehen nicht so zu züchtigen, als wär ich von der Meisterbank. Ja sogar darf vor der Hand auch nicht jedes Versehen auf meine Rechnung geschrieben werden, weil ich zu weit vom Drukort entfernt bin, und nicht den mindesten Antheil an der Korrektur haben kann.

Aber eben erst bemerk' ich, daß diese Vorrede länger wird, als ich gewünscht hätte. Freilich sollte ich noch

Manches

Manches erinnern, worüber Mißverständnisse vermuthbar sind; doch dazu finde ich auf alle Fälle im folgenden Theile Platz, und ich will erst die Mehrheit der Stimmen sammeln. Da mir meine Nebenstunden nicht immer ganz gehören, so bin ich auch nicht im Stande, mit Gewißheit zu bestimmen, bis wann der zweite Theil erscheinen wird. Das ganze Werk dürfte sich aber sehr wahrscheinlich auf drei Theile ausbreiten. Pest im März 1786.

Erstes

Erstes Jahrhundert.

I.

Petrus.

Mehr eine schwankende Tradition, als das strengste und unpartheiische Zeugniß der Geschichte, macht den heil. Petrus zum ersten römischen Bischof, oder wie die spätern Zeiten diese wahre Benennung umformten, zum römischen Pabst. Es ist immer seltsam und bedenklich, daß weder die Apostelgeschichte noch der heil. Paulus, der doch um eben die Zeit in Rom lebte, als der heil. Petrus dort gewesen sein soll, von dem Dasein des Leztern daselbst Meldung macht. Freilich gilt das Zeugniß des Arnobius, Hieronimus u. a. diesfalls so viel, um die angebliche Gegenwart wahrscheinlich zu machen. Aber immer ist Wahrscheinlichkeit noch keine Gewißheit.

In

In so fern inzwischen hiebei Wahrscheinlichkeit einiges Gewicht hat, so war nach Zeugniß des Epiphanius und Eusebius nicht Petrus allein, sondern auch Paulus mit ihm Bischof von Rom. Dies giebt einen Beweis mehr, wie weit die Behauptung: daß Petrus allein der erste römische Bischof war, von einer positiven Gewißheit entfernt sei.

Man will es aber zu wenig zu seinem Beruf und zur Absicht dieses Werkes machen, historische Streitigkeiten zu berichtigen, auseinander zu setzen, oder gar nur anzuführen. Besonders ist dieser Gegenstand schon so oft, und fast immer so zwekklos angefochten, vertheidigt, behauptet und geläugnet worden, daß es immer verlohrne Mühe sein müßte, durch hipothetische Beweise im Grunde auch nichts zu beweisen. Sei es auch wirklich und gewiß, daß Petrus in Rom, und der erste einzige römische Bischof war, so fließt der guten Sache so wenig Nachtheil, und den fernern Revolutionen des Pabstthums so wenig Vortheil zu, daß man ohne seinem Gewissen eben wehe zu thun, gelassen darüber hinwegsehen kann.

In den Worten Christi: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine

meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Dir will ich geben die Schlüssel des Himmelreichs; und alles, was du auf Erden binden wirst, das soll auch im Himmel gebunden sein; und alles was du auf Erden lösen wirst, das soll auch in dem Himmel gelöset sein, liegt unstreitig der Ruf und die Sendung zu dem, was man nach der gesunden Lehre Bischof nennt, und was man lange Jahrhunderte hin ausschliessungsweise Pabst nannte. Hiedurch wurde dem Petrus die Stellvertretung Christi übergeben. Ihm wurde von dem göttlichen Religionsstifter die Sorge für die Schaafe der neuen christlichen Kirche aufgetragen. Er sollte im Namen desjenigen, der sonst selbst gelehrt hatte, nun aber von der Erde schied, Macht haben, das auszuüben, was jener bei seinem Dasein ausübte. Er sollte der Bewahrer, der Erhalter der neuen Lehre sein, und den Unordnungen, die etwa nach und nach einschleichen könnten, Einhalt thun.

Diesen und wohl keinen andern Sinn hat der von Christo dem Petrus gemachte Auftrag. Dahin war seine Gewalt eingeschränkt, und eben das Verschweigen jedes ausdrüklichen Winkes, wo Petrus den Mittelpunkt seiner Gewaltausübung festsetzen soll-

te, macht es zur gleichgültigsten Angelegenheit, diesen Mittelpunkt zu suchen. Es verhält sich hiemit eben so, wie mit der Aussendung der übrigen Apostel, und, wie man sagen kann, des Petrus selbst in alle Welt, um das Evangelium zu predigen. Keinem war eine bestimmte Landschaft angewiesen, wo er das Evangelium zu predigen hätte; durch die gemeinschaftliche Uibereinkunft der Apostel selbst fiel jedem das Loos seiner besondern Bestimmung zu; und so gieng jeder aus in die Welt und predigte.

Auch Petrus gieng aus, und auch er predigte, immer freilich mit dem besondern Auftrag und der besondern Bestimmung Christi. Aber wohinaus gieng diese Bestimmung? Bei dem mässig zuwachsenden Häuflein der neuen Christen in Judäa und im römischen Gebiet war es nothwendig, daß jemand in der Nähe war, um eine Art von Aufsicht über die neuen Gläubigen zu führen, um sie im Glauben zu stärken, sie in der Lehre zu unterrichten, die Lehre selbst aufrecht zu erhalten, über ihre **Einigkeit** zu wachen. Dies Geschäft fiel Petro zu, indeß die übrigen Apostel in die Welt verstreut neue Gläubige suchten, den Saamen der Lehre ausstreuten, und reife Früchte der Bekehrung und der Busse einsammelten.

Die,

Die, welche fürchten, daß durch, nach ihrer Meinung, zu freigebiges Zugestehen die Rechte des ersten Regierers der christlichen Kirche den Anmassungen späterer Regierer zu viel Vorschub gegeben werde, sollen sich beruhigen, wenn man sie auch auf die anderweitigen Aufträge und Belehrungen aufmerksam macht, mit denen die Apostel insgesammt zu ihren apostolischen Arbeiten ausgesendet wurden. Auch Petrus, dem gesagt war: **Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen**, erhielt mit den übrigen die Weisung: **Ihr sollet nicht besitzen Gold oder Silber, noch Geld in euern Gürteln, auch keine Taschen auf dem Wege, noch zween Rökke, noch Schuhe, noch Stab.** Diese Weisung ist so ausdrüklich, daß sie keiner Erläuterung bedarf, und so geschikt auch das spätere Rom in solchen Erläuterungen war, und so vornehm und mit welch stolzem Blikke diese Erläuterungen ins Gebiet der Schlüsselgewalt hineinzerrte, und sie dadurch zu authorisiren suchte: so ist es doch eine der handgreiflichsten Wahrheiten, daß die Nachfolger Petri entweder seine würdige Nachfolger nicht waren, oder wenn sie es würdig sein wollten, auch jene Weisung und jene Bedingung erfüllen mußten, so wie Petrus und die übrigen Apostel sie streng erfüllten.

Es steht nebst mehrern andern irgendwo im Evangelium noch eine Stelle, die hieher gehört, und die eben angeführte Wahrheit noch mehr bestättigen hilft: **Mein Reich ist nicht von dieser Welt.** Petrus und die Apostel verstanden diese Stelle so gut und so buchstäblich, daß sie keinen Anstand nahmen, ihrem wahren Sinne aufs pünktlichste nachzuleben; hiezu wurden sie durch das erhabene Beispiel ihres Meisters, der immer auch that, was er sagte, und der, ohne sich mit prahlender Ziererei über jedes dritte Wort einen Diener aller Diener zu nennen, ein wirklicher Diener Aller, und Allen Alles war, aufs lebhafteste angeeifert.

Es ist überhaupt unmöglich, mit gesundem Menschenverstande und mit einigem Gefühl von Redlichkeit auf das, was Petrus war, alles dasjenige zu gründen, und es von daher als rechtmässig zu erweisen, was dessen Nachfolger aus ihrer selbstsüchtigen Eigenmacht zu thun für gut befanden. Auch hat kein wahrheitliebender Kirchenlehrer, kein redlicher Schriftsteller je diese Eigenmacht zu gründen, zu erweisen gewagt. Ohne die häufigen Stellen aus dem heiligen Bernardus, Hieronimus, Chrisostomus u. a. m. anzuführen, welche diese Behauptung bestättigen, ist es genug, auf die Entstehung

stehung der christlichen Kirche zurükzusehen, und das zu glauben, was die Schrift von Christus und seinen Aposteln sagt.

Unter diesen angezeigten Bedingungen, mit Befolgung der von Christo erhaltenen Weisung, mit dem Verzicht auf alles, was irrdische Grösse, Glanz und Macht heißt, war Petrus allerdings der erste Regierer der christlichen Kirche, oder was eben so viel ist, der erste, obschon nicht römische Bischof. Wer ihn zum römischen Pabst macht, mag es vor dem Richterstuhl der Wahrheit verantworten.

Es wird nicht überflüssig sein, wenn wir vor der Erzählung der bekannten, und auf Wahrheit gegründeten Lebensumstände Petri, als den Leitfaden dieses Werks, eine richtige Bestimmung und einen ächten Begrif von dem, was man Bischof oder Pabst nennt, vorausschikken. Dies ist der nothwendige Grund des Gebäudes, welches im Verlauf dieses Werks aufgeführt werden soll. Man hätte dieses vielleicht besser in der Vorrede gethan, wenn Vorreden nicht so gern überblättert würden.

Wir setzen voraus, wie wir es denn müssen, daß Petrus nichts anders, als der

geistli=

geistliche Führer oder Bischof der ersten kleinen christlichen Gemeinde war. Was also von Christus zu ihm gesagt wurde, hatte unmittelbar Beziehung auf alle jene, welche beim zunehmenden Anwachs der christlichen Gemeinde in abgesonderten Kreisen über die ihnen anvertrauten einzelnen Theile der ganzen Gemeinde je das Amt eines Führers oder Bischofs würden zu verwalten haben. Die Gewalt des Bindens und Lösens war die Gewalt jedes Bischofs, und jeder war für seine ihm anvertraute Gemeinde der Felsen, auf den die Kirche gegründet, das heißt, dem aufgetragen wurde, über die Aechtheit und Reinigkeit der christlichen Lehre zu wachen, sie den Gläubigen seiner Gemeinde ächt und rein mitzutheilen, den Glauben an Christus Wort zu befestigen, vor Menschentand und Menschenglauben zu bewahren, Irrlehrer, das heißt, solche Lehrer, welche die Eingebungen ihres Stolzes, ihrer Selbstsucht, ihres Eigennuzzes zum Nachtheil der Lehre Christi und zum Verderben der Gläubigen für neue Offenbarungen, für Eingebungen des Geistes Gottes verkündigen würden, von der Gemeinde zurükzuweisen, Spaltungen, die Folge menschlicher Satzungen, zu vermeiden, überhaupt das zu thun, was Christus ihnen

mit

mit den Worten auftrug: Prediget das Evangelium.

So wurde allen Bischöfen gleiche Macht, gleiches Recht, gleiche Pflicht der Wachsamkeit, der Bewahrung der göttlichen Lehre und ihrer Verkündigung eingeräumt. So wurde diese göttliche Lehre nicht der Willkühr eines Einzigen, der von Zeit zu Zeit mit angemaßter Eigenmacht als der Herr und Befehlshaber aller Ubrigen auftreten würde, Preis gegeben; so wurde es nicht diesem Einzigen zum ausschließenden Recht beschieden, jene Lehre nach seinem Sinn, nach seinen Absichten, nach seinem Wissen und Wollen zu deuten und deuten zu lassen, zu beschränken, zu erweitern. So mußte die allgemeine Sorgfalt Aller über das Betragen jedes Einzelnen wachen. So mußte die allgemeine Ubereinstimmung in der ehehin deutlich genug gegebenen Lehre der grosse, allumfassende Felsen werden, auf dem die Kirche Gottes fest und unerschütterlich stünde.

Man wende nicht ein, oder vielmehr, man verdrehe die Verheißung des Geistes Gottes nicht im Geschmak römischer Kurialisten, um sie für diesen Einzigen zu deuten und einzuschränken. Wo steht solch eine Verhei-

Verheißung? Wohl aber steht geschrieben: Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an das Ende der Welt *).—Und ich will den Vater bitten, und er soll Euch einen andern Tröster geben, daß er bei Euch bleibe ewiglich **). — Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, derselbe wird Euch alle Wahrheit lehren ***).

Nur der Geist der Finsterniß und der knechtischen Schmeichelei konnte diese Verheißungen so einschränken, als wären sie ausschließungsweise und einzig für den Stuhl Petri, für die Päbste gegeben worden. Irrthum und Bosheit war es, aus diesen Verheißungen für die Päbste Unfehlbarkeit und geistliche Alleinmacht heraus zu beweisen; denn dies war das Joch, welches man am sichersten schmieden konnte, um die gutgläubigen Gemüther der Christen in die tiefste Seelenknechtschaft zu stürzen. Dies war die Losung zu unzähligen Empörungen, Unruhen, Spaltungen im Reiche Christi, denn dadurch wurde der Stolz des Herrschgeistes bis zum ausschweifendsten Uibermuth angefacht, so wie andererseits das edle Gefühl des

*) Matth. 28. K. 20. V.
**) Joh. 14. K. 16. V.
***) Joh. 16. K. 18. V.

des gedrükten Wahrheitbekenners sich gegen eine solche Tirannei empören mußte. — Die Geschichte der christlichen Kirche giebt die traurigen Beweise hievon.

Wir werden eine Menge solcher traurigen Beweise im Verfolg dieses Werks antreffen, und die sehr natürliche Betrachtung wird sich dabei unserer Seele bemeistern: daß alle diese Unruhen nur dadurch entstanden, weil man den Absichten Gottes gerade entgegen handelte. Man wird die sichere Behauptung wagen dürfen, daß beinahe in dem Maaße, wie Stolz, Uibermuth, Alleinmacht eines Einzelnen die Glieder der Kirche drükte, der verheißene Geist Gottes von ihr zu weichen schien; daß in eben der Stärke die Stürme der Zwietracht und des Verderbens gegen den Felsen tobten, als stolze Eigenmacht die Grundfeste des Felsens selbst untergrub.

Es ist unbegreiflich, wie es angemaßte Lehrer der Kirche geben konnte, die feil und fanatisch genug waren, den Einzelnen, Eigenmächtigen zur Kirche selbst zu machen. Noch unbegreiflicher ist es, wie in diesen Zeiten eine solche Lehre noch so häufig bestehen, wenn nicht öffentlich und allgemein gelehrt, doch öffentlich ausgeübt werden dürfe.

Da bemerkt man die unseligen Folgen der Verjährung. Da zittert man vor der Macht ertrozter oder erschlichener Anmassungen. Da fällt es in die Augen, warum man die ersten Bischöfe der Kirche, diese frommen, gottesfürchtigen Männer, diese treuen, demüthigen, wachlosen Hirten der ersten Gläubigen in spätern Zeiten durch prächtige Titel zu eben so untreuen, stolzen, mächtigen Herrschern zu machen suchte, wie man selbst war, und zu sein strebte.

Wem sind die Bemühungen unbekannt, mit welchen der römische Hof — (man sollte fragen, wie zu Petrus Zeiten der römische Hof des sogenannten römischen Bischofs bestellt war!) — immer höher zu dem Gipfel weltlicher Ehre und Grösse emporstrebte, um mit jedem Schritt zu diesem Gipfel sich von der Aehnlichkeit der ersten christlichen Bischöfe zu entfernen, und seinen apostolischen Pflichten immer untreuer zu werden? Solche Bemühungen waren die zahllosen Gesetze der despotischen Willkühr, die man mit dem Ansehen der Kirche bemäntelte, um ihre Wirksamkeit zu erzielen: die vermessenen Eingriffe in die Rechte weltlicher Regenten, die man zu seinen Füssen hinab zu demüthigen wagte, stolz auf die mißverstandene Macht des Bindens und Lösens,

sens, und trotzig vergessend des allgemeinen Befehls: **Eine jegliche Seele sei der Obrigkeit unterthan**; die Bannflüche über jene, welche Gottes Gesez höher achteten, als Menschen Gesez, und der Wahrheit mehr glaubten, als der eigennüzigen Truglist; die verhaßten Decretalien des Betrügers Isidor; die Häufung eitler Ceremonien, und jenes an die Göttlichkeit reichende Gepränge, mit welchem man bei den heiligsten Handlungen des Gottesdienstes das Heiligthum durch seinen Stolz entwürdigte, indem man sich selbst mehr Ehre erweisen ließ, als man Gott bezeigte.

Dieses Leztere giebt dem philosophischen Denker besonders sehr treffende Winke, das Entstehen und Fortwachsen der Kirchen- oder vielmehr der Pabstmacht zu erforschen. Ein gewisser Philosoph beweist sehr gründlich, daß die Sucht des Ceremonielwesens in allen Zeiten und bei allen Völkern den Grund zu tausend Unordnungen und Bedrükkungen gelegt, aber besonders die Macht der Hierarchie zu jener gränzlosen Weite ausgedehnt habe, mit welcher sie bis diese Stunde als die erste vor jeder andern zu stehen wagt. Man denke sich, um diese Behauptung mehr als wahrscheinlich zu finden, die Beschaffenheit des menschlichen Geistes; man bemerke

die

die Revolutionen, in welchen er von seinen Despoten herumgetrieben wurde; die Entnervung und Hilflosigkeit, zu welcher ihn diese hinab schwächten, so daß er in blosse Sinnlichkeit übergehen mußte. Unwissenheit und Irrthum mußte sich dann immer mehr und mehr der Menschheit bemeistern. Die eingepfropften fanatischen Begriffe von Heiligkeit und himmlischer Verwandtschaft, mit denen man das Pabstthum zu verehren gezwungen wurde, öfneten jedem noch so abentheuerlichen Unwesen Thor und Riegel. Das bethörte Volk sah hinter dem feierlichen Gepränge, mit dem sich der Statthalter Gottes von zahllosen Dienerschaaren verherrlichen ließ, beinahe jenen Gott, der auf Horeb im brennenden Busche von dem Volk Israels angestaunt und gefürchtet wurde; es sah an dem mit Bannflüchen bewafneten willkührlichen Gesezgeber jenen auf Sinai im feierlichen Bliz und Donnersturme, oder immer wenigstens den Mann Gottes und den Propheten, der mit Gott geheime und vertraute Gespräche führte, und Vollmacht hatte, jedes seiner Worte für göttlichen Ausspruch und Befehl hinzugeben.

Mit solch einer Sendung rüstete nun aber wohl Christus seine Jünger und Apostel nicht aus. So war wohl der dem Pe-

trus gemachte Auftrag: Weide meine Schaafe, nicht zu verstehen, denn ein guter Hirt ist kein Miethling, der die Schaafe verläßt, wenn er den Wolf kommen sieht; er ist gekommen, daß die Schaafe das Leben haben, und nicht erwürgt werden sollen; er kennt seine Schaafe, und sie kennen ihn, und er sucht das verlohrne in der Wüste auf, bis er es findet.

Alle diese Erscheinungen, alle diese Thatsachen, von welchen die Geschichte der Päbste überströmt, können sie sich wohl mit dem ächten und wahren Begrif des ersten von Christus eingesezten Bischofs vertragen? Gewissenszwang, willkührliche Gesetze, weltliche Macht — welche Gräuel der Verwüstung sind diese in dem Reiche Christi, wie entgegengesezt allem dem, was Christus lehrte und that, und nach ihm zu thun befahl!

In den ersten Jahrhunderten der Kirche waren auch solche Erscheinungen nicht zu finden. Der Geist Christi und seiner Apostel herrschte noch zu lebendig, und wahrer Seeleneifer begeisterte die Hirten der Völker zur genauen Befolgung ihrer heiligen Pflichten.

Es wäre eine grosse Wohlthat für die christliche Kirche, wenn wir von allen Lebensumständen und Handlungen der ersten geistlichen Hirten eben so genau und vollständig unterrichtet wären, als von den mancherlei Aergernissen einiger ihrer unwürdigen Nachfolger. Die Zeit hat hier, wie bei tausend Denkmälern des menschlichen Geistes und Herzens, ihre verderbende Hand ausgestrekt, und der Nachkommenschaft nichts als zerstreute Bruchstükke überlassen. Dies ist's, daß wir von Petrus selbst fast nichts, als das wenige, wovon die Apostelgeschichte erzählt, mit Gewißheit erfahren können; denn wär' alles Ulibrige eben so gewiß, so würden doch vermuthlich nicht mehrere heilige Väter für und wider gesprochen haben. Begnügen wir uns also an dem Gewissen!

* * *

Petrus war ein Sohn des Johannes oder Jonas, ein Bruder des Apostels Andreas, aus Bethsaida gebürtig, seines Geschäfts ein Fischer, und als Bürger wohnhaft zu Capernaum. Er lebte in der Ehe, und hatte eine Tochter, Namens Petronilla, gezeugt. Christus berief ihn zum Apostelamt, und gab ihm den Namen Cephas. Von dieser Zeit blieb er stets bei seinem Meister.

Meister. So beherzt er war, zur Vertheidigung desselben dem Malchus das Ohr abzuhauen, so furchtsam bezeigte er sich im Vorhofe des Pilatus durch seine dreimalige Verläugnung. Er war der erste, welcher nach der Himmelfahrt Christi durch seine Predigten eine grosse Menge Heiden und Juden zum Christenthum bekehrte. Er wirkte viele Wunder. Ein Lahmer wurde auf sein Wort grad. Die verstorbene Thebita weckte er vom Tode auf. Den achtjährigen Kranken Aenäas machte er gesund. Ein Engel führte ihn bei verschlossenen Thüren aus dem Kerker. In seinen apostolischen Arbeiten war er unermüdet. Er bestritt den berüchtigten Zauberer Simon mit Kraft und Nachdruk. Er vertheidigte sich und seine Gehilfen mit Standhaftigkeit vor der Sinagoge. Er berief zu Jerusalem die erste Kirchenversammlung, und sprach über die jüdischen Gebräuche. Den Anlaß hiezu gab sein Betragen zu Antiochia, wo er mit den Heiden nach jüdischem Gebrauch lebte, und deswegen von Paulus hart mit Worten gestraft und der Heuchelei beschuldiget wurde. Da ihm das Predigtamt bei den Juden zugetheilt war, so zog er nach Galatien, Kappadozien, Bithynien und nach Corinth. Er gieng endlich nach Rom, in der eigentlichen Absicht

Absicht neuerdings gegen den Zauberer Simon zu streiten; er überwältigte ihn, fand aber bald darauf seinen Tod am Kreuze durch den Befehl Nero's im J. C. 64.

Mit dem Tode der beiden Apostel Petrus und Paulus begann die erste Christenverfolgung.

Es ist der Mühe werth, bei dieser ersten allgemeinen Verfolgung, welche zugleich eine der grausamsten war, mit einer kurzen Betrachtung zu verweilen. Es fällt allerdings auf, und man kann nicht leicht umhin die Frage aufzuwerfen: Warum man in Rom gegen die Christen so hart wüthete, indeß man die Juden, die doch von der Religion der Römer ebenfalls weit abgiengen, ruhig duldete. Viele finden die Ursache hievon darinn: weil die Christen die Religion der Römer, die mit der ganzen Staatsverfassung so eng verbunden war, verachteten und verabscheuten. Dieses mußte in ihren Augen für ein grosses Verbrechen gelten, denn es war ein fester Grundsaz der Römer, daß sie nur jene Religion neben der ihrigen dulden zu können glaubten, deren Anhänger ihre heilig gemeinten Gebräuche nicht lächerlich machten, noch auch das Volk von denselben abwendig zu machen suchten. Beides

gab

gab man aber den Christen Schuld; man hielt sich überzeugt, daß sie gegen jede andere Religion, die nicht die ihrige war, feindselige Gesinnungen hegten; und dies bewog die Römer zu dem Glauben: daß das ganze christliche Volk ein aufgeblasener, und für die bürgerliche Ruhe und Sicherheit gefährlicher Haufe Menschen sei, ein Glauben, welchen die Ausdrükke des Tacitus und Suetonius zu bestättigen scheinen, indem jener *) die Christen das Verderben des menschlichen Geschlechts, und ihre Religion eine abscheuliche Abgötterei nennt; dieser **) aber sie als Bösewichter beschreibt.

Was diese nachtheiligen Meinungen bei den Römern noch mehr bestärken konnte, war, daß die Christen mit allen übrigen Religionen nichts gemein hatten. Bei ihnen gab es keine Opfer, keine Tempel, keine Bildsäulen, keine Orakel, und gerade deswegen sah man sie, nach der gewöhnlichen Art zu denken, für nichts bessers als Gotteslängner an, eine Sache, die zu Rom für ein Halsverbrechen galt. Hiezu kamen die Ränke der römischen Priester, die sich bei dem Tand, welchen sie ihrem Volk theuer

*) Annal. lib. XV. cap. XXXIV.
**) In Nerone. cap. XVI.

genug verkauften, zu gut befanden, als daß sie es hätten gelassen dulden können, daß die Christen etwa zu viel Proseliten gemacht, und ihnen die böse Nothwendigkeit zugezogen hätten, bei ihren heiligen Schelmereien in die Länge hin Hunger leiden zu müssen. Sie griffen also das Werk nach ihrer Art am rechten Orte an, streuten die ärgsten Verläumdungen gegen die Christen aus, hezten das Volk auf, und ließen die Orakel Fluch und Verderben drohen. Und so mußte es wohl geschehen, daß die Christen immer verhaßter und als Menschen betrachtet wurden, die gerade dazu gut wären, daß man alle Wuth der Tirannei und der Verfolgungssucht an ihnen ausließe.

Eine unglaubliche Menge Christen wurde bei dieser ersten Verfolgung hingerichtet, deren sehr viele nach der Zeit als heilige Märtirer in der christlichen Kirche anerkannt worden sind.

Indessen war es an dieser äußerlichen Zerrüttung der eben entstehenden christlichen Kirche nicht genug. Auch innerliche Feinde arbeiteten an ihrer Vernichtung. Zwei der vorzüglichsten waren der Zauberer oder Kezer Simon, und der Philosoph Apollonius von Tiana. Dieser leztere machte viel Aufsehen.

sehen. Er hieng dem Sistem des Pithagoras an, lebte äußerst mässig, und predigte mit Nachdruk gegen die Verderbtheit seines Zeitalters. Auf manchen philosophischen Reisen, die er nach Persien und Indien zu den Priestern der dortigen Misterien unternahm, erwarb er sich einen ungemeinen Reichthum von Weisheit und Kenntnissen. Alle Orakel sprachen mit Lobeserhebungen von ihm, und das Volk erwies ihm fast göttliche Ehre, denn er wurde sogar dafür angesehen, daß er Wunder wirken könne. Bei seiner Ankunft zu Rom, unter Nero's Regierung empfieng ihn die ganze Stadt mit Bewunderung und Ehrfurcht, und so fand seine Lehre überall leichten Eingang.

Die meisten christlichen Geschichtschreiber bemühen sich, diesem Manne so viel Böses nachzusagen, als sie können. Ihr heißer Eifer für das Christenthum läßt sie an ihm nichts anders als einen leibhaften Abgesandten des Teufels sehen, der eben auch nur durch Beelzebubs Beistand seine Wunderwerke verrichtet haben soll. Manche nicht damit zufrieden, daß der Teufel mit ins Spiel kommen sollte, behaupten dagegen, alle obige Erzählungen wären lauter Fabeln, und ein gewisser Damis und Philostratus hätten

sie

sie zusammen gelogen, um sowohl ihre Zeitgenossen, als die Nachwelt zu betrügen.

Es scheint nicht der Mühe werth zu sein, bei diesen sich widersprechenden Meinungen Parthei zu nehmen. Eine sehr grosse Wahrscheinlichkeit ist immer vorhanden, daß Apollonius gelebt und Dinge gethan hat, die eben nicht jeder alle Tage thut.

Selbst das erbitterte Zanken jener Schriftsteller ist dieser Wahrscheinlichkeit sehr günstig, denn über ein blosses Unding zankt man doch nicht leicht so oft und so eifrig. Uiberdies war die Ketzerei des Apollonius doch auch bei weitem so böse nicht, als manche andere, die später ausbrach. Sein Gottesdienst war freilich Abgötterei, und Plato, Cicero, Seneka und alle heidnische Philosophen hatten den nämlichen; aber seine Sittenlehre konnte dem Christenthum wahrlich keinen Schaden thun, denn er predigte ebenfalls Tugend und Weisheit.

Gefährlicher und unvernünftiger waren die Hirngespinste einiger anderer Sektenmacher, welche sich damit abgaben, die Geheimnisse des Christenthums durch alberne Spekulationen zu verunstalten. Sie bestritten und erklärten die Menschwerdung Christi.

Sie

Sie behaupteten, Christus habe nebst seiner geoffenbarten Lehre auch noch ein andere geheime mitgebracht, und diese bestehe in der Kunst, den Geistern zu befehlen, Wunder zu wirken, und in diesem Leben die Unsterblichkeit zu verschaffen. Mit einem Worte: den sogenannten Stein der Weisen. Sie mischten Heidenthum, Judenthum und Christenthum untereinander, wodurch denn nothwendig Abentheuerlichkeiten entstehen mußten, die man nicht sowohl im Ernst Ketzereien, sondern armselige Schwärmereien versenkter Köpfe nennen sollte.

Auch würde die Kirche, hätte man gleich in den ersten Zeiten des Christenthums von dieser Regel Gebrauch gemacht, alle die traurigen Verwirrungen nicht erfahren haben, die nothwendig folgen mußten, da man jeden spekulativen Grillenfänger für wichtig genug hielt, ihn als einen Ketzer anzusehen, und mit und wider ihn zu disputiren.

II.

Linus.

(69.)

Linus wird nach der Meinung der meisten Schriftsteller für den ersten Nachfolger Petri gehalten. Er soll eben derjenige sein, dessen Paulus in seiner zweiten Epistel an den Timotheus 21. V. denkt. Das Merkwürdigste, was während seiner Verwaltung der römischen Kirche geschah, war das Gebot: daß das Frauenvolk nicht anders als mit verschleiertem Gesicht in der Kirche erscheinen dürfe; und die Exkommunikation gewisser Ketzer, die sich Menandrianer nennen ließen; ihre Ketzerei bestand nebst mehreren Ungereimtheiten in der Lehre: daß die Welt nicht eigentlich von Gott, sondern von seinen Gehilfen, den Engeln, gemacht sei.

Es breiteten sich um die nämliche Zeit abermal verschiedene andere Ketzereien aus, vorzüglich die der Gnostiker und Nikolaiten. Ihre Stifter waren, wie ihre meisten Kollegen, Schwärmer, die sich theils für Messiasse selbst, theils für inspirirte Jünger Christi ausgaben; ihre Lehre war fast nichts, als

ein

ein albernes Gemengsel von Wahrem und Falschen.

Linus soll ein Buch von dem Märtirertode der Apostel Petrus und Paulus geschrieben haben. Saturninus, aus dessen Tochter er, wie man sagt, den Teufel ausgetrieben hatte, ließ ihn im Jahre 80 umbringen. Er war der römischen Kirche 11 Jahre, 2 Monate, 23 Tage vorgestanden.

Während seiner Verwaltung wurde Jerusalem zerstört im Jahre 70.

III.

Cletus.

(80.)

Von diesem römischen Bischof erzählt die Geschichte fast nichts weiter, als daß er sein Amt 12 Jahre, 7 Monate, 2 Tage verwaltete, und dann beim Anbruch der zweiten vom Kaiser Domitian veranlaßten Christenverfolgungen im Jahre 93 einer der ersten sein Leben verlohr. Man sagt, er habe zu Rom 25 Priester geweiht, und in dieser Stadt eben so viele Pfarrbezirke errichtet.

tet. Es ist ein grosser Streit unter den Gelehrten, ob dieser Cletus es sei, welcher sich in seinen bischöflichen Sendschreiben zuerst der Eingangsformel bediente: Salutem, & apostolicam benedictionem, ein Streit, woran ein Ungelehrter, der sich lieber um wichtige Thaten bekümmert, nicht wohl Theil nehmen wird. Vielleicht haben aber Daniel Papebrochius *) und Johannes Garnerius **) so Unrecht eben nicht, welche glauben, daß diese Formel erst mit Leo IX. oder Gregor VII. gebräuchlich worden sei, deren Denkungsart sie auch viel angemessener scheint.

Die Kaiser Vespasian und Titus starben während seiner Regierung.

IV.

Clemens.

(93.)

Hier begegnet uns einer der würdigsten römischen Bischöfe, die je mit frommer Treue und

*) Chron. Hist. num. 4. pag. 89.

**) Differt. I. ad librum diurnum Pontificum pag. 152.

und Sorgfalt die Kirche verwaltet haben. Er war ein Schüler des Apostel Paulus, welches dieser in seiner Epistel an die Philipper *) bezeugt. Irenäus **) sagt von ihm: dieser lebte und wandelte mit den Aposteln, und während sie ihre Lehre verkündigten, wurde er zum Bischof gewählt. Um treue Nachrichten von dem Leben der Märtirer zu sammeln, bestellte er sieben Notarien zu diesem Geschäft. Auch soll er alle Verfügungen der Apostel eigends haben aufzeichnen lassen. Sein Eifer im Predigtamte hatte nicht blos die Absicht, die Zahl der Christen zu vermehren, sondern Tugend und wahre Gottesfurcht bei den Gläubigen zu pflanzen. Manche glauben, er habe die Messe angeordnet. Als unter dem Kaiser Trajan eine neue Verfolgung der Christen ausbrach, wurde er ins Elend verwiesen. Er fand endlich seinen Tod im Meere, worein er im J. C. 102 auf Trajans Befehl gestürzt wurde. Seine Regierung hatte 9 Jahre, 6 Monate, und 6 Tage gedauert. Zwar ist man über die Art seines Todes uneinig. Manche behaupten mit vieler Wahrscheinlichkeit: Clemens habe sich aus frommer Bescheidenheit, und um gewissen hierarchischen Streitigkeiten auszuweichen, freiwillig

*) K. 4. V. 3.

**) Lib. 3. contra hæreses cap. 3.

willig von der Kirchenverwaltung zurükgezogen; er habe dann als ein einsamer Priester gelebt, und sei im J. 100 eines natürlichen Todes gestorben. Man trägt sich mit verschiedenen Schriften herum, die seinen Namen führen. Zwei von ihm an die Corinthier gerichtete Sendschreiben verdienen alle Aufmerksamkeit. Sie sind im Namen der römischen Kirche an die in Corinth geschrieben, und betreffen die Spaltung, welche dort herrschte. Ihrer Vortreflichkeit wegen sind sie von vielen in die Reihe der kanonischen Schriften gesezt worden.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß Clemens die ersten Bischöfe in die Provinzen der alten Gallier gesandt hat, Saturninum nämlich nach Toulouse, Trophinum nach Arles, Gratianum nach Tours, Dionisium nach Paris, Paulum nach Narbonne, Austremonium nach Clermont, und Martialem nach Limoges.

In dem Zeitraum seiner Regierung schrieb der Apostel Johannes seine geheime Offenbarung. Timotheus, der Schüler Pauli, fand zu Ephesus den Märtirertod. Domitian jagte die Philosophen und Mathematiker aus Rom. Drei geschändete Vestalinnen wurden lebendig eingegraben. Flavius Jose-

Josephus schrieb seine jüdische Geschichte. Domitian kam durch eine Verschwörung um. Apollonius von Tiana starb im 97. Jahre seines Alters.

Zweites Jahrhundert.

V.

Anacletus.

(99.)

Dieser Pabst, ein gebohrner Grieche von Athen, hat mit dem Bau der Peterskirche zu Rom den Anfang gemacht.

Folgende Verordnungen sind in seinen drei hinterlassenen Sendschreiben, die aber von vielen für untergeschoben erklärt werden, enthalten. Die Priester sollen ihre Opfer nicht allein, sondern im Beisein einiger Zeugen verrichten. — Alle wichtigern Anfragen in Glaubenssachen müssen vor den apostolischen Stuhl gebracht werden. — Die Consekration eines Bischofs soll durch drei

ande-

andere Bischöfe mit Beistimmung der übrigen geschehen. — Ein Bischof darf von Niemand, als sehr frommen und unbescholtenen Leuten angeklagt werden. — Die Erwählung eines Bischofs geschehe durch redliche Priester und mit Beistimmung der ganzen Geistlichkeit. Abgesezt darf aber kein Bischof werden, denn dies hat sich der Herr vorbehalten.

Es kommen in diesen Sendschreiben noch mancherlei Gegenstände vor, die aber hier nicht weitläufiger berührt werden können, indem sie vielmehr in die Reihe der Disputationen und nicht der Verordnungen gehören. Noch ist aber von diesem Pabste zu bemerken, daß er den Geistlichen das Verschneiden des Barts und des Haupthaars geboten hat. Er starb als Märtirer im Jahre 100.

VI.

Euaristus.

(100.)

Euaristus, ein gebohrner Jude von Bethlehem, bestellte bei den in Rom zum Gottesdienst gewidmeten Häusern eigne Priester.

ster. Den Predigten der Bischöfe mußten auf sein Geheiß immer sieben Diakonen beiwohnen, vermuthlich darum, damit die Lehre wahr und unverfälscht vorgetragen würde.

Es sind ebenfalls einige angebliche Sendschreiben des Euaristus übrig, aus denen wir einige Stellen anführen wollen. In einem derselben, welches an die afrikanischen Bischöfe gerichtet ist, handelt er ziemlich umständlich von den Heurathen der Gläubigen. Eine Heurath, sagt er, kann nur von jenen zu Stande gebracht werden, welche über das Weib zu gebieten haben. Die Braut werde begehrt, durch die Eltern und Verwandten das Versprechen berichtigt, und dann zur Zeit die priesterliche Trauung vorgenommen. Dann sollen die Brautleute zwei oder drei Tage im Gebet verweilen, und sich der Keuschheit befleißigen, damit sie fromme Kinder erzeugen. Alle andere Heurathen müßten sonst vielmehr in Hurerei, Ehebruch u. s. w. ausarten. — In eben demselben Sendschreiben wird auch bewiesen, daß es unmöglich sei, in diesem körperlichen Leben von Gott, der ein unzugängliches Licht für uns ist, einen anschaulichen Begrif zu erhalten.

Das zweite Sendschreiben an die egiptischen Bischöfe entwikkelt mit einer sonderbaren Art von Scharfsinn die Vergleichung zwischen der Braut Christi, der Kirche und ihrem Bräutigam. So wie der Mann, heißt es, seinem Weibe durch Ehebruch nicht untreu werden soll, eben so wenig darf ein Bischof seine Kirche, zu welcher er eigeweiht wurde, verlassen, außer in sehr dringender Noth, oder durch eine förmliche apostolische Umsetzung; am wenigsten ist es zu gestatten, daß ein Bischof zwei Kirchen zugleich besitze. Die Kirche müsse aber auch ihren Bräutigam, den Bischof, geistlicher Weise eben so zärtlich lieben und ihm gehorsam sein, wie ein Weib ihrem Manne u. s. w.

Es ist eben so ungewiß, ob Euaristus den Märtirertod litt, als die Geschichtschreiber über die Dauer seiner Regierung uneinig sind. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sein Tod ohngefähr in das Jahr 109 gefallen sein mag.

VII.

VII.

Alexander.

(109.)

Alexander, ein gebohrner Römer, regierte zehn Jahre. Er hat zuerst den Gebrauch angeordnet, bei der Consecration des Weins etwas Wasser in den Kelch zu mischen; desgleichen, daß man mit Hinzuthuung des Salzes Wasser weihen soll, damit, wie er sich in seiner Verordnung ausdrükt, das Volk durch Besprengung dieses geweihten Wassers gereinigt und geheiligt werde. Ferner wird ihm die Einführung der Leidensgeschichte Christi bei den Ceremonien der Charwoche zugeschrieben. Es wird auch von ihm erzählt, er habe den größten Theil des römischen Senats, den Statthalter Hermes, und gegen zwölfhundert Bürger zum christlichen Glauben bekehrt; wobei ihm seine Gabe, Wunder zu wirken, sehr ersprießliche Dienste geleistet haben soll. Er starb im Jahre 119.

VIII.

VIII.

Sixtus.

(119.)

Auf sein Geheiß wurde in der Messe das dreimalige Heilig eingeführt. Er gebot, daß die geweihten Gefässe bloß von Priesterhänden berührt werden sollten. In Gallien war es wegen den häufigen Metzeleien schwerer als irgendwo, viele Bekenner des Christenthums zu gewinnen. Sixtus schikte Peregrinum hin, welcher grosse Fortschritte in dem Bekehrungsgeschäft machte; bei seiner Zurükkunft nach Rom aber den Märtirertod leiden mußte. Er stand der römischen Kirche bis in das Jahr 127 vor; von Geburt war er ein Römer.

IX.

Telesphorus.

(127.)

Er war ein gebohrner Grieche, und hatte vordem als Eremit gelebt. Von ihm kam zuerst das Gebot der vierzigtägigen Fasten.

sten. Es darf nicht vergessen werden, wie es so viele gethan haben, daß diese Fastenverordnung nur den Klerus angienge. Die Geistlichen, heißt es dort, sollen sich sieben Wochen vor Ostern des Fleischessens und aller Vergnügungen enthalten; sie sollen mit Wachen und Beten Tag und Nacht zubringen, indem es billig ist, daß die Lebensart der Geistlichen von jener der Laien unterschieden sei. Zu den ehehin in die Messe eingeführten Ceremonien sezte er viele andere hinzu, besonders das Gloria. Auch kömmt die Verordnung von ihm, nach welcher die Priester am Weihnachtfest drei Messen zu lesen pflegen. Er starb nach dem Zeugniß des Irenäus und Eusebius als Märtirer im zwölften Jahre seiner Regierung.

X.

Higinus.

(139.)

Higinus war ein Grieche, zu Athen gebohren. Die Geistlichen wurden von ihm zu gewissen bestimmten Verrichtungen angewiesen. Auch wollte er, daß bei der Taufe immer zwei Zeugen gegenwärtig sein sollten.

Eusebius erzählt, daß unter seiner Regierung die Valentinianischen und Cerdonischen Ketzereien entstanden wären. Ciprian und Irenäus setzen hinzu, Cerdo ein gebohrner Sirier, sei diese Zeit selbst nach Rom gekommen, und vom Higinus aus der Gemeinde der Christen gestossen worden. Die Sekte des Cerdo, welche an Marcion, dem Sohn des Bischofs von Pontus, einen treuen Vertheidiger und Ausbreiter fand, war nicht weniger als viele andere vordem entstandene, ein Gewebe von Schwärmerei und spekulativen Ungereimtheiten. Ihre Lehre bestand hauptsächlich darin, daß es zwei Unwesen, ein gutes und böses gäbe; das Mittelding zwischen diesen beiden sei der Schöpfer der Erde, und jener Gott, welchen die Juden als ihren Gesezgeber erkennen; dieses Wesen sei weder ganz gut noch ganz böse, sondern es handle nur immer nach den Gesetzen der Gerechtigkeit; ein beständiger Streit herrsche zwischen ihm und dem bösen Wesen, weil beide von den Menschen göttliche Verehrung forderten; diesen Streit zu vermitteln sei Christus auf die Erde gekommen; er habe aber keinen fleischlichen, sondern vielmehr nur einen geistigen Leib, oder etwa den Schatten eines Leibes gehabt u. d. gl. m.

In unsern Zeiten finden vernünftige Leute Hirngespinste dieser Art mehr ihres Mitleidens, als einer ernsthaften Bestreitung oder gar etwa ihres Unwillens werth. Allein so dachte man in jenen Tagen nicht. Jeder Marktschreier, der mit einer geheimnißvollen Mine Unsinn predigte, schien gefährlich und schrekhaft genug, daß man mit Fluch und Verdammung gegen ihn kämpfen zu müssen glaubte. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß der Eindruk, welchen dergleichen Leute beim grossen Haufen machten, der Aufnahme der christlichen Religion nicht sehr günstig waren; das Volk wurde geblendet, und mit leichter Mühe irre geführt, wenn es mit Augen sah, daß eben diese Leute in ihrem Aeußerlichen die höchste Strenge beobachteten, denn dies schien der allgemeine Geist der damaligen Religionen zu sein. Durch diesen Kunstgrif gewannen auch die Anhänger des Cerdo eine ungemeine Ausbreitung. Ihre fanatische Wuth, mit welcher sie wider das Heurathen, wider das Fleischessen und Weintrinken eiferten, ihr schwarzes Blut, welches ihnen rieth, sich von allen Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens loszusagen, und statt dessen das Fleisch zu kreuzigen, sich abzutödten u. s. w., gerade diese waren die sichersten Mittel, ihren religiösen Thorheiten Bewunderung und Anhang zu

verschaf-

verschaffen, um so mehr, da das Christenthum selbst ähnliche Werke der Busse und der freiwilligen Kasteiung nicht mißbilligte; und—was sich hier mit Grund bemerken läßt — scheint das spätere Mönchsleben nicht einigermassen Nachahmung dieses misantropischen Unwesens der Cerdonianer zu sein?— Späterhin zerfiel diese Sekte selbst in mehrere Partheien, deren vorzüglichste Anführer Lucianus, Severus, Blastes, Apelles, u. a. m. waren.

Higinus starb im J. 142 als Märtirer.

XI.

P i u s.

(142.)

Pius, zu Aquileja gebohren, verordnete, daß das Osterfest immer an einem Sonntage gehalten werden sollte. Die Veranlassung hiezu war folgende. Hermes, ein Bruder des Pius, hatte ein Buch geschrieben, worin ein von ihm gehabter Traum erzählt wurde, daß die Engel ihm geoffenbart hätten, das Osterfest müsse so gefeiert werden. Manche erzählen noch von zwei

andern

andern Verordnungen dieses Pabstes; erstens, daß diejenigen, welche etwas von dem konsekrirten Wein verschütten würden, bestraft werden sollten; zweitens, daß kein Bischof irgend einer Anklage unterworfen sein dürfe.

Er starb im Jahre 157.

Während dieser Zeit breitete sich die Ketzerei des Marcion sehr aus. Justinus schrieb seine erste Schuzschrift an den Antoninus, und pflog eine Unterredung mit dem Juden Tripho. Antoninus gab ein Gebot, die Christen nicht muthwillig zu beunruhigen.

XII.

Anicetus.

(157.)

Mit diesem Pabst, einem gebohrnen Sirier, begann der Streit über die Haltung des Osterfestes, der späterhin einige Unruhen veranlaßte, aber endlich auf einem Concilium beigelegt wurde. Anicetus trat der Meinung seines Vorgängers bei, und wollte, der apostolischen Tradition gemäß, Ostern

am Sonntage gefeiert wissen. Polikarp, Bischof von Smirna, welcher um diese Zeit nach Rom kam, um sich mit dem Anicetus zu unterreden, behauptete, Ostern müsse am vierzehnten Tage des Monats März gefeiert werden, und dies der Tradition des Apostel Johannes zu Folge. Der Streit gewann keine beruhigende Entscheidung; indessen schieden doch beide friedlich auseinander, um so mehr, da Polikarp die Ermahnung gegeben hatte, **daß man bloßer Ceremonielstreitigkeiten wegen die Kirche nicht in Unfrieden stürzen möchte**, eine Ermahnung, die alle ferneren Jahrhunderte hin eine genauere Beherzigung verdienen hätte sollen. Die Geschichtschreiber, welche von der Zusammenkunft des Anicetus und Polikarp sprechen, setzen hinzu, daß dem Lezteren die Ehre sei überlassen worden, die österlichen Ceremonien zu Rom zu verrichten.

Eine neue und grosse Christenverfolgung brach unter diesem Pabste aus; man giebt die Schuld davon dem Kaiser Aurelius. Anicetus selbst wurde ein Opfer derselben im J. 168. Mit ihm litten durch die nämliche Verfolgung Justin, Polikarp, Ptolomäus, Lucius, die bekannte Felicitas und ihre Söhne den Märtirertod.

Diese

Diese traurigen Schikſale der Kirche wurden noch unglüklicher durch den Wirbel von Ketzereien, welche um dieſe Zeit, ſo zu ſagen, ausſtrömten. Wohl bemühten ſich viele heilige und gelehrte Männer durch gründliche Schriften dem Verderben Einhalt zu thun; Juſtin war einer der eifrigſten. Aber das Gift breitete ſich allgemein aus, gleich jener Seuche, welche im J. 166 im Orient wüthete. Carpokrates, Valentin, Secundus, Ptolemäus, Marcus, Bardeſanes, Colorbaſus, Heracleon, Tatian, Montan; Theodotus, Trapeliza, Coriarius, Artemon, Hermogenes waren die vorzüglichſten Werkzeuge des fortgreifenden Verderbens. Ihre mancherlei Siſteme verdienen kaum bemerkt zu werden; die geſunde Vernunft bemitleidet ihre Irrthümer, und die Religion trauert über ſie. Gewiß wären ſie vergeſſen, und unſere Tage wüßten kaum, daß je ſolche Leute vorhanden waren, wenn nicht durch die ſorgſame Aufbehaltung der Streitſchriften, welche die Lehrer der chriſtlichen Kirche gegen ſie ſchrieben, ihre giftigen Träumereien bis auf uns herüber gekommen wären. Wir wollen einige ihrer Grundſäze anführen. Chriſtus, behaupteten ſie, iſt durch den gewöhnlichen Beiſchlaf erzeugt worden — er iſt ein Geſchöpf wie andere, und der heilige Geiſt iſt ſein Weib oder ſei-

ne Schwester — Adam konnte nie selig werden u. d. gl. m.

Man sieht, welch ein Unglük es für die christliche Religion war, daß ihre einfachen Wahrheiten Leuten in die Hände fielen, welche aus übel verstandener Philosophie sichs zum Geschäft machten, ihren spekulativen Wiz daran zu üben. So mußte sie viel von ihrer erhabnen Würde verlieren, denn anstatt eine heilsame Leiterinn und Regiererinn der Herzen zu bleiben, wurde sie der Gegenstand eitler Grübeleien; und je mehr diese Sucht des Grübelns sich verbreitete, desto leichter rükte sich der wahre Zwek aus den Augen; und so kam das unselige Erbstük bis auf unsere Zeiten: über theologische Meinungen witzig und aberwitzig zu disputiren, und die Religion des Herzens darüber zu vergessen.

Anicetus soll zu erst die Tonsur der Priester eingeführt haben, aus der Ursache: weil die Priester den Laien ein beständiges Muster der Eingezogenheit, der Schamhaftigkeit und des Ernstes sein sollen. Ob indessen auf alles dies die runde Platte auf dem Kopfe einen wesentlichen Einfluß haben mag, gehört nicht hieher zur Entscheidung. Sein Tod fällt in das Jahr 168.

XIII.

Soter.

(168.)

Bei der fortwährenden Verfolgung gab Soter das schönste Beispiel der väterlichen Liebe gegen seine Kinder. Die Christen litten grossen Mangel; Soter verschafte ihnen nicht nur von Rom aus reichliche Almosen, sondern **widmete auch die den Heiligen geopferten Gaben zur Hilfe der Nothleidenden**, ein sehr nachdrüklicher Beweis, wie ungemein besser man es im Alterthum gethan glaubte, die Schätze der Kirche lieber zum Wohl der dürftigen Menschheit zu verwenden, als sie nuzlos in todten Magazinen aufzuhäufen. Zwar hatte man dazumal auch noch keine wunderthätigen Gnadenbilder und keine Mönche! —

Soter hat ein Sendschreiben an die italiänische Bischöfe geschikt, worinn er verordnete, daß ein meßlesender Priester immer einen Gehilfen an der Seite haben müsse, welcher im Fall einer zustossenden Unpäßlichkeit u. d. gl. das angefangene Opfer vollenden könne. Ferner, daß ein jeder Priester ohne vorher genommene Speise

oder

oder Trank die Messe verrichten soll u. s. w.

Die Ketzerei der Montanisten griff zu dieser Zeit täglich weiter um sich. Wenn andere Sekten weniger gefährlich schienen, weil ihre Anhänger nebst der Albernheit ihrer Lehren auch ein zügelloses Leben führten, so waren die Montanisten gerade doppelt fürchterlich. Die Strenge ihrer Lebensart und ihre scheinbare Heiligkeit war einer allgemeinern Verführung fähig. Ein trauriger aber sehr auffallender Beweis hievon ist Tertullian. Dieser sonderbare Mann wurde gegen das Ende seines Lebens ein eifriger Partheigänger des Montanismus, so wie er vordem viele wichtige Schriften für die Aufnahme des Christenthums geschrieben hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß Tertullian ein Mann von vielem Geist und feurigem Genie war. Fleuri giebt ihm das Zeugniß, daß er unter seinen Zeitgenossen das beste Latein schrieb. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, und, wie sich ein neuerer Schriftsteller *) ausdrükt: „ er würde „sehr viel haben leisten können, wenn er sei„nem Temperament weniger Einfluß auf seine „Theologie gelassen, und mehr genau gedacht „als lebhaft empfunden hätte. „

Eben

*) Spittler.

Eben dieser Schriftsteller giebt vom Montan und seiner Sekte folgende Beschreibung. „ In einem unbekannten phrigischen „ Flekken fieng Montanus, ein sonst ziemlich unwissender Mann, an, sich für einen „ Propheten, für den Paraklet auszugeben, „ dessen Sendung Christus so oft verheißen „ habe. Er versicherte, daß der Kirche „ noch gar viel mangle; das alte Testament „ sei nur die Zeit der Kindheit gewesen; „ Christus und die Apostel hätten den Menschen zwar zur jugendlichen Grösse erzogen, „ doch der Schwachheit des Fleisches noch in „ vielem schonen müssen; durch ihn und seine Gehilfen aber soll nun die christliche „ Tugend in ihrem völligen Glanz hergestellt werden. In Rüksicht auf alle damals kirchlich bestimmte Lehren waren die „ Montanisten orthodox. Ihr Reformationsgeist betraf vorzüglich nur die Sittenlehre, und diese wurde von ihnen nach „ allen Eingebungen eines schwarzen melancholischen Temperaments überspannt. „ Montanus empfahl das Fasten außerordentlich, wollte alle Wissenschaften aus „ der Kirche verbannt wissen, eiferte vorzüglich gegen die zweite Ehe, und drang „ auf eine viel strengere Kirchenzucht, als „ damals zu werden anfieng. Die ganze „ Parthei gab sich sehr mit Visionen und

„ Prophe-

„ Prophezeiungen ab, und man hat ihr „ viele apokriphische Schriften zu danken. „

Soters Regierung dauerte bis ins Jahr 177. Es fällt also in den Zeitraum seines Pabstthums, daß der Samarit Simachus die heilige Schrift übersezte; daß der Bischof von Sardes, Melito, eine Schuzschrift für die Christen an den Kaiser Aurelius überschikte; daß Aurelius selbst eine Apologie, welche Fleuri auf das Jahr 170 anführt, schrieb.

XIV.

Eleutherus.

(177.)

Es ist merkwürdig, daß Lucius, König von England, diesen Pabst um einige Missionäre ersuchen ließ, welche sein Volk zum christlichen Glauben brächten. Eleutherus schikte den Fugatius und Damianus dahin ab, die auch in ihrem Bekehrungswerk sehr glüklich waren.

Wir haben oben gehört, daß Telesphorus die vierzigtägige Fasten festsezte. Hier

begegnet uns ein Dekret dieses Pabsts, worinn auf Veranlassung der Gallier, welche die Gewohnheit hatten, sich absichtlich gewisser Speisen zu enthalten, erklärt wird: **daß schlechterdings keine Speise zu verwerfen sei**, denn alle Speisen habe Gott ohne Unterschied zum Genuß der Gläubigen erschaffen, nach den Worten der Schrift: **Alles was zum Munde eingeht, verunreinigt die Seele nicht** *). Und: **Was Gott gereinigt hat, das sollst du nicht unrein heißen** **).

Die Eiferer für den Unterschied der Speisen und die Enthaltsamkeit des Fleisches werden mit diesem Pabst nicht am besten zufrieden sein. Indessen kann doch der unbefangene Christ dabei die beruhigende Anmerkung machen, daß wenigstens in den ersten und besten Zeiten des Christenthums der Magen nicht so wichtig gehalten wurde, für ein allgemein entscheidendes Mittel oder Hinderniß der ewigen Seligkeit zu gelten.

Eleutherus, ein Grieche von Geburt, saß 15 Jahre und 3 Monate auf dem römischen Stuhl. Die Art seines Todes ist ungewiß.

XV.

*) Matth. 15. K.
**) Apostelgesch. 10. K.

XV.

Viktor.

(193.)

Viktor war ein Afrikaner von Geburt. Während seiner Regierung begann der seit einiger Zeit erloschene Zank über die Feier des Osterfestes neuerdings, und auf eine viel heftigere Art als vor dem. Die Sanftmuth und Bescheidenheit eines Polikarp fehlte diesmal. Man stritt in jenem Geiste, wie es infalliblen Ceremonienrichtern und den Stiftern der Polemik angemessen war. Viktor berief eine Kirchenversammlung nach Rom, wo dieses für das Wohl der Christenseelen so äußerst wichtig gehaltene Geschäft endlich dahin beendigt wurde, daß das Osterfest nicht am 14. des Märzmonats, sondern an dem hierauf folgenden Sonntag gefeiert werden solle. In Asien fand diese Entscheidung keinen Beifall; man widersprach den Römern durch das Ansehen und die Tradition des Apostel Johannes, worüber Viktor so unwillig wurde, daß er schon nach dem Donner des Anathema greifen wollte. Aber Irenäus, ein würdiger Mann und vortreflicher Lehrer der christlichen Kir-

che,

che, besänftigte seine Hitze, und wand ihm den Donner wieder aus den Händen.

Hier wollen wir also die eigentliche Epoche der ersten Zänkerei in der christlichen Kirche festsetzen. Es waren noch keine vollen zwei Jahrhunderte, und schon nahmen sich die unmittelbaren Nachfolger Christi und seiner Apostel die Freiheit heraus, Verdammungsurtheile über die Menschen zu schleudern, und einen blinden kindischen Glauben an Sachen zu erzwingen, die für die Religion und die Vernunft äußerst gleichgültig sind. Konnte es denn auch unter solchen Umständen ein Wunder sein, wenn täglich neue und kühne Ketzer aufstanden, die um so mehr in die Eingeweide des Christenthums zu wüthen Gelegenheit fanden, je tiefer der Geist der Uneinigkeit und des brüderlichen Priesterhasses in die Gemüther der Kirchenvorsteher einfuhr? Diese war die unselige Veranlassung, daß eben jene Ketzer hohnlachend auf die Verwirrungen im Christenthum hinabsahen, und ihre lauten Zweifel gegen die Aechtheit einer so verunstalteten Religion unter das Volk brachten. Und obschon Viktor selbst in einigen zu Rom gehaltenen kirchlichen Zusammenkünften einige derselben, den Theodot, Artemon, Ebion ꝛc. verdamm-

verdammte: so konnte dies doch jenes Aergerniß nicht ganz heben, welches durch die angezettelten Mißhelligkeiten über die ganze christliche Gemeinde gekommen war.

Man hat ferner ein Dekret von diesem Pabst, welches erlaubt, daß die Heiden im Falle der Noth an jedem Ort und zu jeder Zeit, in Fluß- Meer- oder Quellwasser gültig getauft werden können, wenn sie nur bevor das laute Bekenntniß des christlichen Glaubens abgelegt haben.

Viktor litt den Märtirertod im zehnten Jahre seiner Kirchenverwaltung.

Drittes

Drittes Jahrhundert.

XVI.

Zephirinus.

(203.)

Unter diesem Pabst brach eine neue Christenverfolgung aus; der Kaiser Severus war der Urheber derselben. Nach dem Bericht verschiedener Kirchenschriftsteller war sie die grausamste unter allen. Eusebius sagt: man habe die Ankunft des Antichrists und den Untergang der Erde erwartet. Tertullian macht eine Schilderung davon, die zu gräßlich ist, um sie hier anzuführen, und man könnte beinahe glauben, P. Cochem habe sie zum Modell seiner Hölle und seines Fegfeuers genommen.

Folgende Verordnungen dieses Pabstes sind bemerkenswerth. Die Weihe der Priester mußte künftig öffentlich in den Kirchen geschehen. — Wenn der Bischof die Messe

verrichtete, sollen alle um ihn befindliche Priester dabei sein. — Die Anklagen der Bischöfe und überhaupt aller wichtigeren Kirchenangelegenheiten sind blos durch den apostolischen Stuhl zu entscheiden. — Manche Schriftsteller sind der Meinung, Zephirinus habe sich zuerst des Titels: **Bischof aller Bischöfe** angemaßt; gewiß ists indessen, daß Tertullian in einer seiner Schriften *), worinn er diesen Pabst Vorwürfe wegen seiner schlechten Bußdisciplin macht, besonders deswegen, weil er den Ehebrechern erlaube, wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen zu kommen, den nämlichen Titel anführt. — Ob von ihm die Montanisten neuerdings und ausdrüklich in den Bann gethan worden sind, wird von manchen bezweifelt, welche die Meinung hegen, Zephirinus sei selbst wegen der Montanistischen Ketzerei verdächtig gewesen **).

Er schrieb einen schönen Ermahnungsbrief an die egiptischen Bischöfe, worinn er sie über die erlittenen Verfolgungen tröstete, und zur Standhaftigkeit und Geduld aufmunterte.

Seine

*) De pudicitia, Cap. 1.

**) Baronius ad ann. 201.

Seine Regierung dauerte bis zu Anfang des Jahrs 219.

XVII.

Calistus I.

(219.)

Die christliche Kirche genoß unter dem Pabstthum des Calistus, eines gebohrnen Römers, wieder einige Ruhe, denn der Kaiser Alexander hatte die Christen in seinen Schuz genommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß um diese Zeit die ersten öffentlichen Tempel der Christen im Angesicht der Heiden gebaut wurden. Calistus selbst errichtete auf dem bekannten Appianischen Wege jenen berühmten Kirchhof, in welchem mehr als vier und siebenzig tausend Märtirer und sechs und vierzig Päbste sollen begraben worden sein.

Wir haben einige denkwürdige Dekrete von ihm, die hier nicht übergangen werden dürfen.

In seinem Sendschreiben an den Bischof Benedikt verordnet er die Fasten in

den

den vier Quatemberzeiten. Er sagt darinn: Gleichwie uns der Herr reichlich mit Getraide, Wein und Oel versieht, damit wir unsern Leib ernähren können, so sollen wir auch fasten zur Nahrung unsrer Seele. (Sic repleamur jejunio ad alendas animas).

In einem andern Sendschreiben an die Bischöfe Galliens bestimmt er die Wirkungen und Gränzen der Exkommunikation. Wer von einem Priester exkommunizirt ist, heißt es, soll von Niemand in die Wohnung aufgenommen werden; man hüte sich mit ihm zu beten, zu essen, zu trinken; man küsse ihn nicht, auch versage man ihm die Begrüssung; und ein jeder, der wissentlich mit einem solchen Verbannten umgeht, fällt unmittelbar selbst in die nämliche Strafe. — Diesem zu Folge wär' also das Exkommuniziren eine ziemlich alte Gewohnheit in der christlichen Kirche, und gerade dort eine desto schreklichere Gewohnheit, weil jedem Priester die Gewalt dazu ertheilt wurde. Einmal für allemal mag es hier gesagt sein: daß es fast unbegreiflich ist, wie man schon damal so ganz des Gesetzes der Liebe vergaß, und anstatt jener sanften von Christo und den Aposteln gebrauchten Bekehrungsmittel voll willkührlicher Herrschsucht mit Feuer

und

und Schwerdt in die Gemüther der Menschen wüthete. Einiges läßt sich indessen doch zur Rechtfertigung dieser lieblosen Maaßregeln sagen. Vielleicht wußte man keine wirksamere Art auszudenken, wie man den grossen Haufen der Christen zusammenhalten, und von den Verführungen der Ketzer und Heiden bewahren könnte, als Strenge und Furcht; denn nicht alle Christenköpfe waren so gebildet, und einer so festen Uiberzeugung fähig, daß die blosse Lehre und die Wahrheit der Religion ihre Herzen gegen alle Rükfälle hätte sicher machen können; vielmehr wissen wir, und die Natur der Sache bringt es mit sich, daß viel schwärmerisches und zügelloses Gesindel unter den Christen sich mit befand, welches meistentheils durch den blossen Trieb der Neugierde zu einem neuen Glauben gebracht worden war;— eine Bemerkung, die uns über das häufige Anwachsen der mancherlei Ketzereien ein helles Licht giebt.

Ferner verbietet Calistus in dem nämlichen Sendschreiben die Heurathen unter Blutsverwandten, das heißt, nach seiner Erklärung, unter jenen Leuten, welche durch die Gesetze der römischen und griechischen Kaiser das Erbrecht auf die Güter anderer zuerkannt ist. Solche Heurathen sollen

schlechter-

schlechterdings ungültig sein, und auf alle Fälle aufgelöst werden. Diejenigen hält er der Ketzerei schuldig, welche glauben, daß ein Priester, welcher irgend ein grosses Laster begangen, und hinlängliche Busse dafür gethan hätte, nicht mehr zu seiner vorigen Würde zuzulassen sei.

Dieser Pabst litt im Jahre 222 den Märtirertod bei Gelegenheit eines Aufstandes unter dem heidnischen Pöbel; er wurde in einen Brunnen geworfen, und unter den eingestürzten Trümmern desselben begraben.

XVIII.

U r b a n.

(223.)

Dieser Pabst machte die Verordnung, daß die heiligen Gefässe künftig von Silber sein sollten. Er war ein eifriger Prediger, und bekehrte sehr viele zum christlichen Glauben; die merkwürdigsten seiner Proseliten waren die heil. Cäcilia nebst ihrem Bräutigam Valerian.

Man

Man hat einen Hirtenbrief von ihm, ganz in dem Geiste eines Paulus geschrieben, worinn er die Bischöfe von den Vorrechten der sogenannten Mutterkirchen unterrichtet. Dann erklärt er mit einem prächtigen Aufwand von theologischen Spizfindigkeiten, welchen Gebrauch die Gläubigen von ihren Gütern machen sollen. Die ersten Christen, sagt er, verkauften alles was sie hatten, und legten den Gewinn davon zu den Füssen der Apostel nieder. Da sahen nach der Zeit die Priester, daß es besser sei, die Erbschaften und alle übrigen Güter lieber zum allgemeinen Gebrauch der Kirche zu übergeben, als sie einzeln für sich zu behalten. Davon konnten fernerhin immer mehrere Diener der Kirche erhalten werden. Diese Gaben aber sind Opfer zu nennen, welche man dem Herrn dargebracht hat u. s. w. Fluch und Verdammniß müsse über diejenigen kommen, welche sich dieser Opfer bemächtigen wollten; man müsse sie nach dem Ausspruch des Apostels dem Teufel übergeben. Und wenn, heißt es endlich, jezt oder künftig jemand sich unterstehen sollte, wider diese Verordnung zu handeln, der soll schon ipso facto verdammt sein.

Ferner enthält dieser Hirtenbrief die Bestimmung der bischöflichen Gewalt; und

dann

dann die Verordnung: daß die Gläubigen nach der Taufe auch durch Auflegung der Hände des Bischofs den heiligen Geist überkommen sollen, weil hiedurch das Herz mit Weisheit und Beständigkeit erfüllt wird.

Einigen katholischen Geschichtschreibern ist die Menschlichkeit widerfahren, daß sie bei Gelegenheit dieser lezten Verordnung gegen die Protestanten zu Felde gezogen sind. Der Hitzigste darunter ist Sandini, und sein Abschreiber Geißau hat ihm treulich nachgebetet. Er sagt geradezu: die Protestanten hätten diese Sache erfunden, und sie begiengen darinn die unverschämteste Lüge *). Aber es gab ja auch katholische Geschichtschreiber, welche das Nämliche behaupten, worunter nebst andern der spanische Bischof Carranza **) und seine Kommentatoren Silvius und Janssens zu bemerken sind. Freilich wissen wir, daß schon die Apostel die Hände auf die Neubekehrten legten; auch wissen wir, daß dieser Gebrauch fernerhin in der christlichen Kirche beibehalten wurde.

Dieser

*) Qua in re mentiuntur impudentissime.

**) Summa Conciliorum &c. Lovannii 1668.

Dieser Pabst starb ebenfalls den Tod des Märtirers im achten Jahre seiner Regierung.

XIX.

Pontianus.

(230.)

Kaiser Alexander schikte diesen Pabst, einen gebohrnen Römer, nach Sardinien ins Elend. Es ist nicht genau zu bestimmen, aus welchen Ursachen dies geschehen sei; wenigstens war Alexander den Christen nicht ungünstig, und sonach mochte wohl kaum blosser Verfolgungsgeist hieran Theil haben. Als aber Maximinus den kaiserlichen Thron bestieg, entstund eine neue allgemeine Verfolgung, in welcher auch Pontianus sein Leben verlohr; er wurde mit Strikken zu Tode gegeiselt im sechsten Jahre seines Pabstthums. Andere sind der Meinung, er sei in seiner Verbannung eines natürlichen Todes gestorben.

Man hat zwei Sendschreiben von ihm, worinn er die Gläubigen von der Ehrfurcht gegen die Priester belehrt, und dann zur brüderlichen Liebe ermahnt. In jenen, sagt

er:

er: die Priester wären darum mit einer vorzüglichen Hochachtung zu verehren, **weil sie mit ihrem Munde den Leib Christi zubereiten**, und ihn dem Volke austheilen. — Man könnte vielleicht sagen, daß bei dieser Verordnung die Ausdrükke etwas strenger hätten gewählt werden können. Im lateinischen Original heißt es eben so: Quoniam proprio ore corpus Domini *conficiunt*.

XX.

Anterus.

(235.)

Anterus war ein Grieche von Geburt. Man lobt ihn darüber, daß er mit vielem Eifer auf die richtige Aufzeichnung der Lebensumstände der Märtirer gedrungen hätte. Er selbst soll ebenfalls als Märtirer gestorben sein, und nicht länger als einen Monat und dreizehn Tage regiert haben; obschon andere ihn drei Jahre regieren und eines natürlichen Todes sterben lassen; auch erzählen einige von einem gewissen Ciriacus, der nach dem Pontianus als eine Art von Zwischenpabst da gewesen sein soll. Es wär'

eine

eine saure und zwekloſe Arbeit, in dieſe geſchichtlichen Dunkelheiten helles Licht bringen zu wollen, wobei die Bemerkung ſehr füglich hinzu gethan werden kann, daß es für einen gewiſſenhaften Mann, der gern Thatſachen und wahre Merkwürdigkeiten dem wißbegierigen Leſer vorlegen möchte, überhaupt verdrüßlich ſein muß, wenn er die erſtern Jahrhunderte hindurch in allen vorfindlichen Urkunden doch meiſtentheils nur leeres Stroh ſieht, oder durch ſo mancherlei widerſprechende Meinungen ſo von Zweifel zu Zweifel herumgejagt wird, daß ihm keine andere Wahl übrig bleibt, als den ganzen Vorrath der Muthmaſſungen und Ungewißheiten zu jedermanns eigener Prüfung hinzuwerfen.

So kurz indeſſen auch die Regierung dieſes Pabſtes geweſen ſein mag, ſo hat er doch ein nicht unwichtiges Sendſchreiben hinterlaſſen, worinn er die Urſachen anzeigt, welche die Verſetzung eines Bisthums von einer Kirche an eine andere beſtimmen können. Er ſagt: Eine ſolche Verſetzung dürfe allerdings geſchehen, wenn die Nothwendigkeit oder der allgemeine Vortheil es erfordere; aber niemals aus eigener Willkühr, noch weniger aus Geiz oder irgend einer andern Privatabſicht.

XXI.

Fabianus.

(236.)

Dieser Pabst mußte abermal Zeuge einer neuen Christenverfolgung sein, welche der Kaiser Decius veranlaßte. Von seiner Erwählung berichtet Eusebius mit vielem Ernste: daß eine weiße Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, über ihn herab geschwebt sei, worauf man ihn in Betrachtung dieses Wunders übereinstimmend zum Pabst machte. Wenn wir dieser Erzählung unsern Glauben nicht versagen, so muß uns auch eine zweite als wahrhaft gelten, daß Fabianus verheurathet war, und daß seine Frau späterhin den Märtirertod litt.

Es sind drei bemerkungswerthe Sendschreiben vorhanden, von welchen man den Fabianus zum Urheber macht. In dem ersten verordnet er, daß sieben Diakonen, dann auch Subdiakonen und Akoliten geweiht werden sollen, welche an den Sonn- und Festtagen die kirchlichen Geheimnisse zu verwalten hätten. Ferner warnt er sehr nachdrüklich vor der Ketzerei des Novatus und dessen Anhängern; man soll mit ihnen

nicht essen, nicht Psalmen mit ihnen beten, nicht mit ihnen reden, wenn man nicht selbst der Exkommunikation schuldig werden will.

Das zweite Sendschreiben ist an die orientalischen Bischöfe gerichtet. Es ist darinn hauptsächlich die Rede von der jährlichen Zubereitung des heil. Oels, welche er unumgänglich fest gesezt wissen will. Dann spricht er von der Behandlungsart strafbarer Priester. Man soll sie lieber dulden, als vertreiben; man sammle sie wie das Unkraut mit dem Waizen zu jener allgemeinen Sichtung, wo die Guten von den Bösen werden abgesondert werden. — Diese Impunität der Priester konnte in die Länge unmöglich gute Folgen haben; auch werden uns bald wichtige Streitigkeiten begegnen, welche durch diese Art von Kirchendisciplin veranlaßt wurden. Es erregt auch überhaupt einigen nicht ganz ungegründeten Verdacht gegen die Reinigkeit jener Absichten, durch welche so oft auf die Impunität der Geistlichkeit von mehrern Päbsten gedrungen wurde. Man bemerkt nicht undeutlich Spuren einer gewissen willkührlichen Gewalt darinn, mit welcher das ganze Priesterthum die Laien zu behandeln suchte.

Das dritte Sendschreiben an den Bischof Hilarius enthält mehrere Verordnungen, die ihrer Sonderbarkeit wegen am wenigsten übergangen werden dürfen. Zuerst wird weitläufig von den Anklagen der Priester, und dem Recht und der Form der Appellation gehandelt. — Zweitens wird verordnet, daß jedermann, wenn nicht öfter, wenigstens dreimal im Jahr, an Ostern, Pfingsten und Weihnachten das Abendmahl empfange; nur besonders schwere Laster, welche eine längere Busse fordern, können hievon eine Ausnahme bewirken. — Niemand soll vor dem dreißigsten Jahr zum Priesterthum befördert werden, wär' er auch dessen noch so würdig, denn Christus begann ebenfalls sein Lehramt nicht ehe, als im dreißigsten Jahre. — Alle Sonntage sollen Männer und Weiber **Brod und Wein zum Opfer bringen, weil sie hiedurch sich von den Uiberbleibseln der Sünde befreien können.** — Endlich müsse das Meßlesen jedem ungelehrten Priester untersagt werden. — Auf diese lezte Verordnung hätte man hinlängliche Gründe, jene Bischöfe der spätern Jahrhunderte zu verweisen, welche so viele ungelehrte Leute zu Meßlesern geweiht haben; die größten Vorwürfe hierüber verdienten aber wohl die Mönche.

Fabia-

Fabianus war von Geburt ein Römer. Seine Kirchenverwaltung dauerte etwas über vierzehn Jahre. Sehr wahrscheinlich ward er ein Opfer der oberwähnten Verfolgung der Christen, und litt also den Märtirertod.

XXII.

Cornelius.

(251.)

Bei der Erwählung dieses Pabstes brach das erste offenbare Schisma in der christlichen Kirche aus. Cornelius war kaum nach einer langen Zwischenzeit von sechzehn Monaten, auf den römischen Stuhl erhoben, so stand ein zweiter Pabst auf, der gegen den Cornelius feindlich handelte. Novatus, ein Priester von Charthago, war der Urheber dieser Verwirrung. Er hatte einen andern carthaginensischen Priester an seiner Seite, welcher aus der Schule der Stoiker ins Christenthum herüber gegangen war. Dieser, stolz auf seine Beredsamkeit, hingerissen von einem zügellosen Ehrgeiz und dem Novatus eifrig ergeben, lehnte sich laut wider den Cornelius auf. Er strafte die zu weit

weit getriebene Milde, welche die römische Kirche in Ansehung der Kinder brauchte; er heuchelte eine außerordentliche Strenge, und durch eine zusammengerafte Parthei von Anhängern sezte er den Novatus geradezu auf den römischen Stuhl, als wenn Cornelius gar nicht da gewesen wäre. Novatus machte von seiner Erhebung ohne Anstand Gebrauch; er schikte Cirkularschreiben an alle Bischöfe, und kündigte ihnen feierlich seine Einweihung an, mit dem Zusaz, die Wahl sei ganz wider seinen Willen geschehen.

Es ist an mehrern Orten schon gesagt worden, daß in den ersten Zeiten der Kirche eine auffallende Strenge ein mächtiger Zauber war, die warmen Köpfe der Gläubigen zu benebeln. Novatus brauchte eben diesen Zauber, und gewann ohne Noth viele Partheigänger. Er verwarf die zweite Ehe, als einen förmlichen Ehebruch; er mißbilligte die Taufe vor dem achten Jahr; die Busse sollte ohne Gnade denjenigen versagt werden, welche den Verfolgern in die Hände gefallen waren.

Traurig war diese Zerrüttung, denn sie schlug so tiefe Wurzeln, daß nach einem Jahrhundert noch Uiberbleibsel davon zurükblieben.

blieben. Noch mehr: der heil. Eulogius erzählt, daß es im Jahre 600 und späterhin noch Novatianer in Egipten gegeben habe. —

Cornelius unterließ nicht, seinen Widersacher auf der empfindlichsten Seite anzugreifen. Er stellte das treue Bild dieses neuen verführerischen Lehrmeisters auf, und mahlte seinen häßlichen Karakter und die verrätherischen Absichten seines Herzens mit lebendigen Farben. Dies machte einigen Eindruk. Indessen gab es doch manche Bischöfe und Priester, die sich mit Ernst der gesunkenen Kirchenzucht entgegen sezten. Klagen und Mißtrauen waren die Folgen hievon; einer tadelte den andern; der Religionseifer und die geistliche Liebe schienen einen Zweikampf zu beginnen, und gewiß wäre die Kirche in eine fürchterliche Verwirrung gefallen, wenn nicht der heil. Ciprian in einer zu Carthago im Jahre 251 gehaltenen Kirchenversammlung diese Uibel aufs kräftigste abzuwenden gesucht hätte.

Hier wurden gewisse Grundsäze ausgemacht, nach welchen man mit den Abtrinnigen in Ansehung der Busse, und mit den Ketzern in Ansehung der Wiedertaufe zu verfahren hätte. Was das erste betrift, so

nahm die römische Kirche die Grundsätze des heil. Ciprian ohne Umstände an. Aber wegen der Wiedertaufe der Ketzer hatte Cornelius und die römische Priesterschaft nach dem Bericht des Eusebius eine andere Meinung, daß die Ketzer nicht neuerdings getauft, sondern blos durch Auflegung der Hände gereiniget werden sollten.

Nach allen diesen beigelegten Streitigkeiten blieb Cornelius im ruhigen und einzigen Besiz des römischen Stuhls. Hier sind einige seiner päbstlichen Verordnungen aus dem Sendschreiben an den orientalischen Bischof Rufus.

Die Bischöfe und Priester sollen niemal einen Eid ablegen, es sei denn zur Bekräftigung des ächten Glaubens. — Es ziemt einen Christen durchaus nicht zu schwören. — Wer in heiligen Dingen schwören muß, soll nüchtern sein. — Niemand darf zu einem Eide zugelassen werden, wenn er nicht wenigstens vierzehn Jahre alt ist.

Noch wird versichert, Cornelius habe zuerst die Körper der Apostel Petri und Pauli auf Ansuchen der frommen Matrone Lucina aus den Cathakomben herausnehmen lassen. Er starb durch die Grausamkeit

des

des Kaisers Decius, der ihn zu Tode geisseln ließ, nachdem er nicht länger als drei Monate und zehn Tage seine Kirchenwürde behauptet hatte.

XXIII.

Lucius.

(252.)

Auch dieser Pabst blieb nur eine sehr kurze Zeit in seiner Würde, sehr wahrscheinlich nur fünf Monate und etliche Tage, obschon manche seine Regierung sehr ohne Grund auf drei Jahre ausdehnen. Er wurde gleich anfänglich ins Elend geschikt, aber bald wieder zurük gerufen.

Die falschen und heftigen Beschuldigungen des Novatian gegen den Cornelius scheinen ihn zu der Verordnung bewogen zu haben, daß künftig jeder Bischof zwei Priester und drei Diakonen als Begleiter an der Seite haben solle, welche auf alle Fälle als gültige Zeugen des unsträflichen Wandels eines Bischofs auftretten könnten.

Es ist ein vermuthlich unterschobenes Sendschreiben an die Bischöfe in Gallien und Hispanien vorhanden, worinn er die Exkommunikation für die Usurpatoren der Kirchengüter erneuert, und dann verschiedene Vorschriften giebt, wie sich die Priester im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu betragen haben. Auch erklärt er darinn die römische Kirche als die Mutter aller übrigen, indem sie noch nie in Irrthümer und Ketzereien gefallen sei.

Er starb als Märtirer im Jahre 253.

Um diese Zeit wüthete im römischen Reich eine schrekliche Pest, beinahe zwölf Jahre hindurch; und manche neuere Geschichtschreiber nehmen keinen Anstand, dies als eine offenbare Strafe des Himmels gegen die heidnischen Verfolger anzusehen. Das Sonderbarste müßte aber nach dieser Behauptung darinn liegen, daß die Christen eben so gut wie die Heiden durch die Seuche weggeraft wurden. Wie wenn man einer so frommen Behauptung eine ganz natürliche Vermuthung entgegen sezte! Könnte es nicht möglich gedacht werden, daß jene Pest hauptsächlich durch die außerordentliche Menge der ermordeten Christen entstanden sei, indem man ihre Körper nicht, wie es

der Gesundheit wegen nothwendig gewesen wäre, begrub, sondern als heilige Denkmäler dieselben, so viel man deren habhaft werden konnte, in eigens hiezu erbauten unterirrdischen Behältnissen aufbewahrte, und so fort unbedachtsamer Weise eine giftige Anstekkung über die ganze umher liegende Gegend verbreitete? Manche allzeit fertige Strafrichter würden den lieben Gott weniger streng geschildert haben, wenn sie nicht aus Unwissenheit oder Orthodoxie Wirkungen der menschlichen Unbesonnenheit zu geheimen Rathschlüssen des Ewigen verdreht hätten. —

Fast zu gleicher Zeit mit dem Pabst Lucius starb Origenes, ein Mann, der zu sehr ein Wunder seiner Tage und ein Stolz des Christenthums war, daß hier nicht eine kurze Nachricht von ihm am rechten Platze stehen sollte.

Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der in diesem Alter schon alle vorzüglichere Werke der Alten und Neuern in Ansehung der Wissenschaften und der Religion studiert, und so zu sagen erschöpft hatte; der Fähigkeit und Ruhm genug besaß, an der Spitze der berühmtesten christlichen Schule zu Alexandria zu stehen; der unter seinen

Schülern

Schülern Philosophen, und in jeder Wissenschaft bewanderte Männer sah; der als ein Muster des vollkommensten Christenthums glänzte — dieser grosse Jüngling war das Wunder, welches die christliche Kirche an ihrem Origenes verehrte. Von Geburt war er ein Egipter. Eine brennende Begierde riß ihn hin, für den Glauben sein Blut zu vergießen, aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. — Unsterblich sind seine Werke, und unermeßlich seine Arbeiten in Berichtigung und Verbesserung des heiligen Textes. Flammen des Genies und die reichste Gelehrsamkeit verbreitet überall seine Feder. Unschlüssig bleibt man, welche Vollkommenheit an ihm am meisten zu bewundern sei. Es sind zweischneidige Schwerdter, womit er gegen den heidnischen Philosophen Celsus schreibt.

Traurig ist es indessen, daß durch ihn auch hauptsächlich das Signal zum gelehrten Theologisiren gegeben wurde; die Lehre des Glaubens verlohr sehr viel von ihrer Einfachkeit, und Spizfindigkeit und witzige Sophisterei wurden von da sehr gewöhnliche Streitwaffen der spätern Kirchenväter, die fast durchgehends aus den Schriften des Origenes sich bildeten. Aber es war der gewöhnliche Weg des menschlichen Geistes,

den man hier zu gehen anfieng. Die Philosophie der Heiden und jener Mitteldinge von Christen, Narren und Heiden, welche man Ketzer nannte, grub mit rastlosem Bemühen in die innersten Tiefen der christlichen Lehre und Geheimnisse. Die Dunkelheit gebahr Finsterniß in den Köpfen; und so gieng das wenige Licht für sie verlohren. Sie häuften Beschuldigungen, Beweise, Vorwürfe wider das Christenthum, und alles das verstekten sie so kunstmässig in die sophistische Maske des Spekulirens und Argumentirens, daß es den Vertretern des Christenthums nun ebenfalls nothwendig wurde, ihren Feinden mit gleichen Kräften und Werkzeugen die Stirne zu bieten. So ward die Lehre des Herzens ein Spielwerk für die Studierstube. Man jagte jede neue Meinung und jedes neue Hirngespinst in allen Schlupfwinkeln des Witzes herum, focht mit schönen Worten, und spannte seinen kurzblikkenden Verstand mühselig auf die Folter.

Und daher haben wir unsere alte und neue Theologie; daher sind wir Freigeister und Hetrodoxen geworden; daher nimmt der Großinquisitor sein Kreditiv, und daher schliffen sich die tausend und tausend Schwerdter, womit Christen und Christen, und alle

Faktio-

Faktionen der religiösen Menschheit von Zeit zu Zeit einander die Aechtheit ihres Glaubens gepredigt haben.

XXIV.

Stephanus.

(253.)

Die Streitigkeiten über die Wiedertaufe der Ketzer erneuerten sich unter diesem Pabste. Man giebt dem Stephanus Schuld, er sei hiebei mit einer ziemlichen Heftigkeit zu Werke gegangen, ohne jedoch vor seinem Ende die ganze Sache gehörig in Ordnung zu bringen, indem er schon im fünften Jahre seiner Verwaltung als Märtirer starb.

Er machte das Verbot, daß derjenige für unfähig gehalten werden sollte, höhere kirchliche Würden zu bekleiden, der eines Lasters wegen der Infamie schuldig geworden wäre. Ferner bestimmte er die Kleidungsarten der Diener der Kirche. Die Christen ermahnte er zum Frieden, mit dem Zusatze: es sei schlechterdings nicht zu dulden, wenn unter Gläubigen Zänkereien und Klagen herrschten. Auch erneuerte er die

von

von einigen vorigen Päbsten gemachten Verordnungen in Ansehung der Anklagen gegen Bischöfe und der Impunität der Priester.

Ein merkwürdiges Beispiel von geistlicher Kirchendisciplin eräugnete sich auf einem afrikanischen Sinod, welcher während der Regierung des Stephanus gehalten wurde. Es kam die Klage vor: ein sterbender Christ habe einen Priester zum Vormund seiner Söhne ernannt. Man entschied hierüber, daß dies ein Vergehen wider die Grundverfassung der christlichen Kirche sei, und daß für den Verstorbenen weder das gewöhnliche Opfer gebracht, noch gebetet werden solle, zum warnenden Beispiel anderer, **indem er sich unterstanden hätte, Priester, welche blos göttlichen Dingen sich widmen, mit weltlichen Geschäften zu bemengen.**

Diese Entscheidung ist aus einem zweifachen Grunde sehr auffallend. Theils sieht man den lobenswürdigen Eifer, die Priester als solche in die Gränzen ihrer Pflichten zurükzuweisen, ein Eifer, der späterhin nicht so sehr erkalten hätte sollen. Theils wundert man sich aber auch, daß dort die Strenge hierinn gar so weit gieng, auch **ein Werk der christlichen Liebe** (und das ist doch gewiß das Geschäft der Vormundschaft)

unter

unter die weltlichen und verbotenen Dingen zu rechnen.

XXV.

Sixtus II.

(257.)

Sixtus war ein Philosoph von Athen, und bekehrte sich dann zum Christenthum. In der kurzen Zeit seiner Regierung, welche nur eilf Monate und zwölf Tage dauerte, soll er zwei Sendschreiben erlassen haben, eins an den Bischof Gratus, das andere an die Bischöfe in Hispanien. In jenem spricht er sehr umständlich über das Geheimniß der Dreieinigkeit, welches schon eine lange Zeit her ein reichhaltiger Gegenstand vieler Zänkereien gewesen war. In dem zweiten handelt er von den Anklagen und Verfolgungen der Bischöfe.

Er fand seinen Tod bei der Verfolgung des Kaisers Valerian, weil er sich dem Götzendienst zu widmen verabscheute; mit ihm litten seine Diakonen Laurentius und Clausdius.

Der Sabellianismus, eine Ketzerei in Ansehung der Person Christi, verbreitete sich um diese Zeit. Sabellius behauptete: daß, gleichwie nur eine einzige unerschaffene Natur sei, es auch nicht mehr, als Eine göttliche Person geben könne, und daß die Ausdrükke: Vater, Sohn, heiliger Geist, nicht anders als verschiedene Benennungen eben und derselben Sache zu verstehen wären.

XXVI.

Dionisius.

(259.)

Dionisius wird als ein sehr gelehrter Mann gerühmt. Es sind noch verschiedene Bruchstükke von seinen Schriften vorhanden, die aber außer allgemeinen Ermahnungen an die Christen wenig merkwürdiges enthalten. Von ihm rührt die Eintheilung der Pfarreien her. Von seiner Geburt und Herkunft schweigen fast alle Schriftsteller. Diesen Umstand haben die Carmeliten nicht zu benützen vergessen; sie machen diesen Pabst zu ihrem Ordensbruder, weil er ein Mönch gewesen sein soll. Er starb im Jahre 269 im eilften Jahr seiner Regierung.

Das

Das erste Concilium zu Antiochia, welches im Jahre 264 gehalten wurde, fällt also in die Zeiten Dionisius. Den Anlaß zu dieser Kirchenversammlung gab Paulus von Samosat, Bischof zu Antiochia. Dieser Mann gieng auf der Heerstrasse der Kezzereien dem Sabellius an der Seite. Er hegte die Meinung: daß erstens nach dem Sistem des Sabellianismus nur eine einzige Person in der Gottheit sei; dann aber noch: daß Christus ein blosser Mensch, aber von so grossen und erhabenen Tugenden gewesen sei, um verdient zu haben, daß Gott sich mit ihm vereinigte, ihn als seinen Sohn angenommen, und überhaupt durch eine gleiche Wesenheit sich mit ihm konsubstantial gemacht hätte. Die Väter des versammelten Kirchenraths bestritten und verdammten einstimmig diese Lehre, und Paul wurde bewogen, seine Meinung zu ändern.

Indessen war sein Versprechen nur Heuchelei. Er hieng ferner seinen Irrthümern an, breitete sie immer weiter aus, und führte dabei ein sehr tadelhaftes und unbischöfliches Leben. Man berief also ein zweites Concilium nach Antiochia im Jahre 269. Am heftigsten und siegreichsten stritt hier Malchion, ein Philosoph und sehr gelehrter Mann, wider den Paulus. Dieser ward

überführt

überführt und seine Gründe zu Schanden gemacht. Sofort warf man ihn in den Bann, entsezte ihn seines Bisthums, und machte statt seiner den Domnus zum Bischof von Antiochien.

Nach geendigtem Concilium schikten die versammelten Väter Sendschreiben in alle Provinzen, worinn sie Nachricht von ihren abgehandelten Geschäften und den wider Paulus ergriffenen Maaßregeln ertheilten. Paulus wird da mit Farben geschildert, die ein sehr häßliches Gemählde von ihm darstellen *). „ Dieser Mensch, sagen sie, „ war von armer Geburt. Jezt sucht er „ sich durch Kirchenraub, Erpressungen und „ Betrügereien zu bereichern. Sein Beistand ist verkäuflich; er täuscht die Einfältigen, und bringt sie zur Verzweiflung, „ wenn sie nicht alles hergeben was sie haben. Die Religion ist ihm eine Schazquelle des Gewinns. Er ist ein eitler „ aufgeblasener Mensch, der einen grossen „ weltlichen Pomp macht. Wenn er ausgeht, muß ihn eine zahlreiche Dienerschaft begleiten wie eine Leibgarde. „ Bei kirchlichen Versammlungen gebärdet „ er sich wie ein Komödiant, um sich berühmt zu machen, und die Schwachsinni-

„ gen

*) Fleury Tom. II. ad ann. 269.

„ gen zu blenden. Er hat sich einen erha-
„ benen Thron errichtet, wie es sich für
„ einen demüthigen Lehrjünger Christi gar
„ nicht geziemt. Offenherzige Männer, die
„ nicht schmeicheln und lügen wollen, haßt
„ er unversöhnlich. Wer ihm, wenn er
„ spricht, nicht komödienmässig bewundert,
„ nicht lauten Beifall ihm zuruft, nicht
„ sclavisch um ihn herum schmeichelt, wie
„ es seine Hofleute und seine Weiber ma-
„ chen, der hat seine Ungnade; wer be-
„ scheiden und still anhört, wie es die Wür-
„ de des Hauses Gottes fordert, den tadelt
„ er, und schilt ihn aus. Uiber verstor-
„ bene Bischöfe schmähet er, verläumdet
„ laut ihren guten Namen, während er sich
„ selbst die unverschämtesten Lobsprüche bei-
„ legt. Die Kirchenlieder, welche zur Eh-
„ re Christi verfaßt sind, verdrängt er, und
„ läßt statt deren andere machen, die ihn
„ verherrlichen sollen, und die ein frommes
„ Ohr anzuhören sich schämt. „

„ Und was sollen wir erst, heißt es
„ ferner, von seinen Weibern sagen, die er
„ heimlich unterhält! Was von den Bei-
„ schläferinnen seiner Priester und Diako-
„ nen, die er ohne Scheu duldet? Was
„ noch mehr ist, er überhäuft sie mit
„ Reichthümern, damit sie ihn thun lassen,

„ was

„ was er will. — Wie soll nun aber ein Bi-
„ schof andre ermahnen, der selbst solcher
„ schändlicher Dinge schuldig ist? Ja wir
„ wissen, daß, wenn er eins seiner Frauen-
„ zimmer von sich läßt, er statt ihrer zwei neue,
„ vollblühende, schöne und junge Mädchen auf-
„ sucht, welche er dann, wo er hingeht, mit
„ sich führt, und in Wollust und Uippigkeit
„ mit ihnen lebt. — Alle Gutdenkenden be-
„ weinen dies insgeheim; aber Niemand wagt
„ es, ihn darüber zur Rede zu stellen, weil
„ man seine Tirannei und Rachsucht fürchten
„ muß u. s. w. „

Troz sei allen schönen Geistern und allen Menschenmahlern geboten, ein treffenderes und vollkommneres Bild eines schlechten Bischofs aufzustellen als dieses ist. Es stehe hier ohne ausdrükliche Winke zu dessen genauerer Zergliederung, noch weniger will man sich mit Anwendungen und Vergleichungen abgeben. Jeder Leser wird sein Urtheil und seine Beantwortung bei der Hand haben können, wenn ihm die Frage vorgelegt würde: ob dieser Paulus wohl der einzige Bischof unter allen gewesenen Bischöfen der Erde sein mag, der jener von ihm erzählten Vergehungen schuldig war. Dies aber wird ihn fernerhin die Geschichte lehren,

ren, daß man nicht immer so streng in der Bestrafung ähnlicher Vergehungen zu Werke gieng.

Uibrigens haben wir hieran auch ein Beispiel, daß in der ersten Kirche Bischöfe exkommunizirt und abgesezt werden durften, ohne die ausdrükliche Begnehmigung von Rom nöthig zu achten.

XXVII.

Felix.

(269.)

Die Ketzereien des Sabellius und Paulus von Samosat waren mit ihren Urhebern nicht erstorben; sie verbreiteten sich auch unter diesem Pabste. Er schrieb deshalb einen Brief an den Bischof Maximus, der nachher Bischof von Alexandria geworden war. Es ist noch ein anders an den Bischof Benignus gerichtetes Sendschreiben von ihm vorhanden, worinn mit vielem Scharfsinn über die Dreieinigkeit disputirt wird. — Er führte den Gebrauch ein, über den Gräbern der Märtirer Messe zu lesen. Den Märtirertod, wie viele behaupten, litt er nicht;

man

man müßte denn annehmen, daß er durch das Gefängniß und anderes Dulden für den Namen Christi die Ehre des Märtirerthums erworben habe. Er starb im Jahr 274.

In diese Zeit fällt der Ursprung der bekannten Sekte der Manichäer. Manes, der Urheber derselben, ein persischer Magier, witzelte aus seiner Philosophie und den Lehren des Christenthumes folgendes Sistem zusammen. Es giebt zwei ewige Urwesen, ein gutes und ein böses, oder Licht und Finsterniß. Das Wesen des Lichtes ist der seligste Geist, immer geneigt wohlzuthun, das Wesen der Finsterniß immer voll böser Absichten. Beide streiten gegeneinander. Der menschliche Leib ist von einer bösen Materie zusammengesezt; es wohnen aber zwei Seelen in ihm, eine ist das Werk des Geistes des Lichts, die andre des Geistes der Finsterniß. Christus war von Gott berufen, dem Elend dieser geplagten Seelen zu Hilfe zu kommen. Er kam. Aber Manes war erst der Mann, der alles besser verstand als Christus; denn er gab sich für den Paraklet aus, und seine Lehre hielt er um viel vollkommner als Christus seine. Die Seelen müssen sich reinigen, entweder hier durch das Gesez Christi und des Manes, oder nach dem Tode. Reinigen sie sich aber hier gar nicht, so fahren sie

dort aus einem Thier in das andre, und werden hart gepeinigt u. s. w.

Sehr richtig macht ein neuer deutscher Schriftsteller hier die Bemerkung: „ Man „ sollte dem ersten Anschein nach glauben, „ Hipothesen, wie die manichäischen sind, „ seien viel zu sehr gegen den gesunden „ Menschenverstand, als daß sie Anhänger „ bekommen könnten; aber man weiß aus „ der Geschichte zuverlässig, daß sie außer„ ordentlichen Beifall erhielten, und daß es „ sehr schwer war, ihre allgemeine Ausbrei„ tung zu hindern. „

Dieser Manes war Anfangs ein Sklave und hieß Curbicus. Eine reiche Wittwe in Persien kaufte ihn, nahm ihn an Kindes statt an, und ließ ihm die damals in Persien gangbaren Wissenschaften beibringen. Diese Frau hatte verschiedene Bücher des Ketzers Terebinthus geerbt. Aus diesen Büchern und den Lehrbegriffen der Perser formte er seine ersten Ideen, und weil er nun den Drang eines Reformators fühlte, so warf er seinen vorigen Namen beiseite, und nannte sich Manes. Es stund ihm sehr wohl, daß er sich für einen Arzt ausgab, und in dieser Eigenschaft versprach er dem König von Persien, seinen Sohn gesund zu machen. Aber

zum

zum Troz des Marktschreiers starb der Prinz bald darauf, und Manes wurde ins Gefängniß gestekt. Hier suchte er davon zu kommen, und gieng auf mistische Abentheuer aus. Die Beamten des Königs von Persien kamen ihm aber bei seinen heiligen Arbeiten auf die Spur, hielten ihn fest, und der König von Persien war unaufgeklärt genug, ihn lebendig schinden, und seinen Körper den Thieren vorwerfen zu lassen. — Dieses Ende des Manes war sehr traurig, sagt der fromme Fleury, und wir sind ohne weiters seiner Meinung.

XXVIII.

Eutichianus.

(275.)

Es wird von diesem Pabst erzählt, er habe zuerst die Weihung der Feldfrüchte eingeführt, und bei mehr als dreihundert Märtirern einen mitleidigen Todtengräber abgegeben. Zu dem ersten sollen die Manichäer Anlaß gegeben haben, indem sie behaupteten, daß die Aepfel und fast alle übrige Baumfrüchte von dem bösen Wesen erschaffen wor-

den

den seien, weil Adam wegen eines Apfels gesündiget habe.

Beim Gratianus kommen einige Dekretalia des Eutichianus vor, welche, obschon sie vermuthlich falsch sind, doch mit ein Paar Worten bemerkt werden können. Es wird verordnet, daß ein vom Heidenthum herüber getrettener Christ nach empfangener Taufe sein voriges Weib nach Willkühr behalten oder nicht behalten könne. Ferner, daß die Christen vor dem Laster der Trunkenheit, dieser Quelle aller Schandthaten, sich vorzüglich hüten, oder im entgegengesezten Fall mit der Exkommunikation belegt werden sollen. — Den Bischöfen wird endlich die ernstgemessene Erinnerung gegeben, **sich nicht zu sehr mit Schmausen und Trinkgelagen zu beschäftigen.**

Er starb im Jahr 283 nach einer achtjährigen Regierung.

XXIX.

Cajus.

(283.)

Cajus war ein gebohrner Dalmatier aus dem Geschlecht des Kaisers Diokletian. Sein Bekehrungseifer bewog ihn, die Susanna, welche Diokletian seinem Mitregenten Galerius Maximianus zur Gemahlinn bestimmet hatte, zum Christenthum und Märtirertod zu verleiten, welches ihn selbst zum Märtirer machte.

Er verordnete die sieben Aufsteigungsstuffen zum Priesterthum. Es ist ein Sendschreiben an den Bischof Felix von ihm vorhanden, worinn viel scharfsinniges von der Menschwerdung Christi gesagt wird. — Seine Kirchenverwaltung dauerte zwölf Jahre, vier Monate, und sieben Tage, bis ins Jahr 296.

Man muß sich billig wundern, daß von diesem Pabst, seiner längern Regierung ungeachtet, bei allen Schriftstellern so wenig Nachrichten zu finden sind.

XXX.

Marcellinus.

(296.)

Die Lebensumstände dieses Pabstes werden von Verschiedenen sehr verschieden erzählt. Eine grosse Parthei, worunter sogar das Brevier begriffen ist, behauptet: er habe während der Verfolgung des Diokletians sich verführen lassen, der Abgötterei zu pflegen. Man sezt hinzu: Er sei diesfalls vor einem Sinod von dreihundert Bischöfen und dreißig Priestern zur Verantwortung gezogen worden; eine Menge wären gegen ihn aufgestanden, und man hätte ihn zu einer strengen Busse verurtheilt. — Eine andre Parthei erklärt alles dieses für Fabelwerk, indem die Akten dieses Sinodes lange nachher von einigen verläumderischen Querköpfen zusammengeschmiert worden seien.

Dies ist indessen ausgemacht, daß um diese Zeit das sogenannte Anchiritanische Concilium gehalten wurde; und daß noch etwa die Sage von der Götzendienerei des Marcellinus nicht so ganz ohne allen Grund sei, dürfte dies einigen Beweis geben: weil auf diesem Concilium grade der Gegenstand behan-

behandelt wurde, wie man in den mancherlei möglichen Fällen gegen diejenigen zu verfahren hätte, welche verleitet worden wären, den falschen Göttern zu opfern.

Am Ende dieses Jahrhunderts kam abermal eine frische Ketzerei zum Vorschein. Sie hatte ihren Siz in Egipten und einen gewissen Hierax zu ihrem Vater. Dieser Hierax trieb vordem Philosophie, und wurde hernach ein Christ. Er läugnete die Auferstehung der Körper, und meinte, daß nur die Seelen auferstehen, das heißt, aus dem Stande der Sünde in den Stand der Gnade erhöht werden könnten. Den Ehestand verwarf er schlechterdings; Wein wollte er ebenfalls nicht trinken lassen, und wider den Besiz der Reichthümer eiferte er heftig. Seine Anhänger zeichneten sich durch eine vorzügliche Strenge aus, und so war es dem oben gesagten zufolge sehr natürlich, daß diese Sekte keine geringe Ausbreitung gewann.

Marcellinus hatte den römischen Stuhl acht Jahre, drei Monate und vier und zwanzig Tage in Besiz. Die zehnte Verfolgung wüthete damals gegen die Christen. Sie begann zu Nicomedien, wo man den Anfang mit Niederreißung der Kirche machte. Bald darauf wurde ein Edikt

verkün-

verkündigt, daß alle Kirchen geschleift, und alle heilige Bücher verbrannt werden sollten. — Diese Verfolgung wird von vielen Schriftstellern als die grausamste unter allen beschrieben.

Viertes Jahrhundert.

XXXI.

Marcellus.

(308.)

Es vergiengen nach dem Tode des vorigen Pabstes drei Jahre, sechs Monate und fünf und zwanzig Tage, ehe die römische Kirche wieder ein Oberhaupt erhielt. Marcellus war von Geburt ein Römer. Der Kaiser Maxentius muthete ihm mit vielem Ernst zu, den Götzenbildern zu opfern. Marcellus verabscheute dies, und wurde dazu verdammt, in einem elenden Stalle an der Landstrasse die Postpferde zu hüten. Nach neun Monaten gelang es seiner Klerisei, ihn

von

von da weg, und in das Haus einer gewiſſen Matrone Lucina zu bringen. Als Maxentius dies erfuhr, ließ er die Postpferde dorthin bringen, und machte das Haus ſelbſt zum Stall. Der entſezliche Geſtank des Orts rieb den Marcellus bald auf. Er ſtarb im J. 310.

Dieſe Erzählung hat ſo ziemlich alle Kennzeichen eines Mährchens, wofür ſie auch von vielen Schriftſtellern gehalten wird. Da indeſſen eben dieſe Lebensumſtände grade die einzigen ſind, welche man von dieſem Pabſt hie und da aufgezeichnet findet, ſo muß man ſie doch bemerken.

Einige Dekrete ſind von ihm vorhanden, an deren Aechtheit aber ebenfalls gezweifelt wird. In einem derſelben kommen allerlei Beweiſe von dem Primat der römiſchen Kirche vor, die aber eine ziemlich gratianiſche Phiſiognomie haben. Er ſoll auch einen ſcharfen Ermahnungsbrief an den Maxentius geſchrieben haben, worinn er ſehr unzufrieden mit der Behandlungsart der Chriſten iſt.

XXXII.

XXXII.

Eusebius.

(310.)

Die Regierung des Eusebius, eines gebohrnen Griechen, dauerte nicht länger als vier Monate und sechs Tage. Er starb in Sicilien, wohin er vermuthlich des Glaubens wegen verwiesen worden war.

Er soll folgende Verordnungen gemacht haben. Die Ketzer sind nicht wieder zu taufen, sondern das Auflegen der Hände ist zu ihrer Aufnahme ins Christenthum hinlänglich (S. oben Stephanus). — Ein durch die Sponsalia versprochenes Mädchen kann von den Eltern keinem andern mehr zur Ehe gegeben werden. — Das Meßopfer soll schlechterdings nur in weißleinenen und von dem Bischof geweihten Kleidern verrichtet werden, weil Christus auch in weißer Leinwand begraben worden ist. — Die den Priestern bereits vorgeschriebene Fasten darf ohne sehr grosse Noth nicht gebrochen werden. — Die Bischöfe sollen sich aller Schmausereien solgfältig enthalten, und ihre Gäste nicht zum Essen und Trinken nöthigen. Alle Schlüpfrigkeiten, Lustigmacherei-

chereien und Hofnarrengeschwätzel (fatuorum stultiloquia) sollen von ihren Tischen weit entfernet bleiben; Fremdlinge, Arme und Kranke sollen hauptsächlich ihre Gäste sein; während dem Essen soll etwas Erbauliches gelesen werden, damit nicht nur der Leib, sondern auch die Seele Nahrung bekomme u. s. w.

Aufklärung und richtigere Begriffe von den Pflichten eines Bischofs haben ähnliche Verordnungen für die spätern und heutigen Zeiten unpraktikabel gemacht.

XXXIII.

Melchiades oder Miltiades.

(311.)

Wir rükken jezt einer Hauptepoche in der christlichen Kirche näher. Unter diesem Pabste war es, daß durch die Milde des Kaisers Constantin I. die Christen eine allgemeine Ruhe genossen. Constantin mußte, ehe er den Kaiserthron erhalten konnte, den Maxentius beiseite schaffen. Eine Hauptschlacht, welche unweit Rom im Jahr 312 den 28. Oktober geliefert wurde, gab

der

der Sache, zu Constantins Vortheil, den Ausschlag. Eine wunderbare Erscheinung in den Wolken trug das meiste zum Siege bei. Eine Figur, einem Kreuz ähnlich, zeigte sich bei hellem Mittag mit der Umschrift: In hoc signo vinces. Die ganze Armee, welche größtentheils aus Christen bestand, hatte ihre glükweissagende Ahnungen hierüber; sie schlug, von einem heiligen Eifer begeistert, den Maxentius zurük, und Constantin wurde Kaiser.

Constantin, fest überzeugt, dies Zeichen müsse ein Wink gewesen sein, die Christen besser zu behandeln, gab ihnen auch dankbar grosse Freiheiten. Sie erhielten verschiedene heidnische Tempel zu ihrem Gebrauch; sie durften neue aufbauen, welche der Kaiser reichlich beschenkte; überhaupt gewann durch einen mächtigen und sichern Schuz die ganze Christenheit eine ganz andere Gestalt. Indessen ist es doch ungewiß, oder vielmehr es ist falsch, daß schon um diese Zeit Constantin die christliche Taufe angenommen habe; denn dies geschah erst kurz vor seinem Tode den 22. März im J. 337, und im 31. Jahre seiner Regierung. Auch hat nicht der folgende Pabst Silvester die Taufhandlung verrichtet, sondern Eusebius, Bischof zu Nicomedien.

Aber ungeachtet dieser allgemeinen Heiterkeit in der christlichen Kirche fehlte es neuerdings nicht an innerlichen Stürmen. Das bekannte Schisma der Donatisten brach in Afrika aus, mit einer Wuth, die in den Jahrbüchern der Kirche ein trauriges Merkmal ist. Es war das abscheulichste Vorbild jener Mordscenen, welche sich in den Religionskriegen der spätern Zeiten erneuerten.

Ein Privatstreit zwischen zwei ehrgeizigen und neidischen Menschen, welche die Erhebung desjenigen, den sie weniger des Bisthums zu Charthago, als sich selbst würdig hielten, mit Mißgunst ansahen, war die Grundquelle dieses Schisma. Cäcilian wurde zum Bischof gewählt. Die Gegenparthei, an deren Spitze Anfangs Donat, Bischof zu Casänigrä, stand, arbeitete aus allen Kräften gegen diese Wahl. Eine gewisse Lucilia, ein sehr reiches Weib, machte gemeinschaftliche Sache, und wendete alle andächtige Ränke an, um den Cäcilian vom Bisthum verdrängen zu helfen. Es kam so weit, daß auf einem zu Charthago versammelten Concilium Cäcilian abgesezt wurde. Nicht lang darnach im Jahr 313 trat auch zu Rom ein Concilium zusammen, wo Cäcilian losgesprochen, und wieder eingesezt, Donat aber verdammt wurde.

Das

Das ausgebrochene Feuer nahm indessen immer mehr überhand. Constantin wendete das Seinige an, und brauchte sogar Gewalt dem Uibel Einhalt zu thun; aber vergebens. Es trat nach einiger Zeit ein andrer Donat, welcher Bischof zu Charthago war, auf, und brachte die Sache erst in vollkommene Gährung; dieser ist es, welcher der Sekte seinen Namen gegeben hat. Er ware ein Mann von grossen Eigenschaften; aber stolz, gebieterisch, herrschsüchtig und heuchlerisch bis zur Verführung. Eine der vordem schon strittigen Meinungen über die Aufnahme der büssenden Sünder in die Gemeinschaft der Gläubigen, gab ihm den giltigsten Vorwand zum Angrif. Es wäre zu weitläufig, alle Wirkungen des hier lebendig gewordenen Partheigeistes zu erzählen. Ein unversöhnlicher Haß bemächtigte sich beider Theile. Alle Mittel zur Versöhnung blieben vergeblich. Man trieb schon nach dem Tode des Donat den Fanatismus so weit, daß man heerdenweise und bewaffnet einander angrif, und überall mit Feuer und Schwerdt, mit Raub und Mord wüthete.

Nach den traurigsten hinterlassenen Merkmalen einer zügellosen Raserei fieng endlich die Flamme an allmählig zu erlöschen. Man wurde endlich fähig, mit einiger Vernunft

zu

zu denken, man hielt Berathschlagungen; Katholiken und Donatisten disputirten nach Regeln miteinander; der gegenseitige Haß ließ nach; man sezte Friedensbedingungen fest, welche endlich beide Theile annahmen. — Dies geschah erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts; einige Funken flogen noch bis ins fünfte hinüber, bis endlich Augustin auch diese vom Grund auslöschte.

Von dem Pabst Melchiades weiß man, außer der oben berührten Verdammung der Donatisten auf dem Concilium zu Rom, wenig merkwürdiges. — In einem seiner Briefe an die Bischöfe Hispaniens handelt er von der bekannten Streitfrage des Händeauflegens. — Er soll verordnet haben, daß die Christen niemals an einem Donnerstag und Sonntag fasten dürfen, zum Unterschied der Heiden, welche an diesen Tagen bisweilen zu fasten pflegten. Seine Regierung dauerte zwei Jahre, sechs Monate und neun Tage.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

XXXIV.

Silvester.

(314.)

Unter diesem Pabst häufen sich die kirchlichen Begebenheiten, denn er regierte beinahe zwei und zwanzig Jahre. Wir wollen uns einer gedrängten Kürze befleißigen, um wenigstens das Wichtigste in einer chronologischen Uibersicht vorzulegen.

Im ersten Jahre der Regierung Silvesters wurde das sogenannte Neocäsarensische Concilium unter dem Vorsiz des Vital von Antiochien gehalten. Man machte vierzehn Canones. Hier sind einige: Ein Weib, welches zwei Brüder hintereinander heurathet, soll bis an ihren Tod in Bann sein. — Der Mann eines ehebrecherischen Weibes kann kein Geistlicher werden. — Es soll Niemand vor dem dreißigsten Jahr zum Priester geweiht werden. — Wer im Stande der Krankheit sich taufen ließ, kann nicht Priester werden, weil seine Bekehrung einen Schein des Zwanges hat u. s. w.

Die Ketzerei des Arius trat im Jahre 319 ans Licht. Arius, aus Libien gebürtig, war

war ein Priester zu Alexandrien, ein unruhiger, übermüthiger Kopf. Er lehrte laut: Christus sei ein blosser Mensch, und durchaus nicht göttlicher Natur. Alexander, an dessen Stelle Arius gern Bischof zu Alexandria geworden wäre, exkommunicirte den Irrlehrer. Arius nahm seine Zuflucht zum Bischof von Nikomedien, Eusebius; dieser verlieh ihm Schuz. Mehrere kleine Versammlungen wiederholten das Verdammungsurtheil des Alexander gegen den Arius. Endlich trat das allgemeine Concilium von Nicäa im Jahre 325 zusammen, wo die Lehre der Arianer und ihrer Mitverwandten, der Eusebianer, nebst ihren Urhebern feierlich in den Bann gethan wurden. Man erzählt, daß bei diesem Concilium Osius in Silvesters Namen den Vorsiz behauptet habe.

Da hier die Rede von den Eusebianern ist, darf nicht vergessen werden, daß der Namengeber dieser Parthei eben derjenige berühmte Eusebius ist, welcher allgemein als der Vater der Kirchengeschichte angesehen wird. Er war Bischof zu Cäsarea, und ein Verwandter des oben genannten Eusebius von Nikomedien. Seine Anhänglichkeit an die Arianische Sekte hat ihm den gerechten Unwillen der meisten christlichen Schriftsteller zugezogen. Aber desto unver

dächtiger scheinen dann auch gewiß die Lobsprüche zu sein, welche ihm eben die Schriftsteller in einem andern Betracht beilegen. Er war ein kluger, scharfsinniger Mann, und ein vortreflicher Redner. In seinen Schriften bemerkt man grosse Gelehrsamkeit, einen zierlichen Stil und sichere Kritik. Das Wichtigste seiner Werke ist seine Kirchengeschichte in zehn Theilen. Er war ein abgesagter Feind des heil. Athanasius, dem er, wo er konnte, alles Herzenleid anthat. Man weiß nicht, daß er vor seinem Tode dem Arianismus entsagt hätte. Er starb im Jahre 338.

Im Nicäischen Concilium wurden 70, andere sagen nur 20, Canones festgesezt. Einige müssen wir anmerken. — Wer durch Krankheit oder durch die Hände der Barbaren Castrat geworden ist, kann Klerikus bleiben; wer sich aber bei gesundem Leib (nach Art des Origenes) selbst verstümmelt, muß aufhören es zu sein. — Kein Priester, kein Bischof, kein Diakon soll ferner heimliche Weiber im Hause behalten. — Die Excommunicirten sind von allem Umgang abgeschnitten. Nur in der Stunde des Todes kann ihnen das Abendmahl gereicht werden u. s. w. — Die Glaubensformel, welche

in

in diesem Concilium gemacht wurde, ist bekannt.

Von einigen andern Provinzialkoncilien, welche zur Zeit Silvesters gehalten wurden, läßt uns die Enge des Raums nicht mehr sagen, als daß die Kirchenschriftsteller in der Chronologie derselben äußerst uneins sind. Man zählt das Eliberinische, das erste Arelatensische, das Gangrensische und das zweite Arelatensische. Der Hauptgegenstand bei allen vieren war der Arianismus.

Eine sehr wichtige Sache fällt noch in diese Periode, die bekannte Donation des Kaisers Constantin an den römischen Stuhl. Die bezahlten Römerlinge machten von jeher, und machen zum Theil noch grossen Lärm hievon. Sie sagen: Constantin sei vom Pabst Silvester getauft, und hiedurch vom Aussaz gereinigt worden: und zum Beweis seiner Dankbarkeit habe er die Stadt Rom und ganz Italien als ein kleines Geschenk hergegeben. Sie wissen sogar von einem gewissen Diplom, wodurch diese Schenkung rechtskräftig gemacht worden sei; wenigstens steht eine Kopie desselben in den Tomis Conciliorum unter dem Titel: Edictum Domini Constantini Imperatoris; aber das Original ist bisher immer

noch

noch äußerst schwer zu finden gewesen. Indessen fehlet es auch nicht an andern Leuten, welche das Diplom sammt der Donation schlechterdings für ein arges Mährchen erklären. Diese vermissen in den ältesten Schriftstellern, welche das Leben Constantins beschrieben haben, die kleinste Nachricht hievon. Sie berufen sich dann vielmehr auf einige alte Schriftsteller, welche diese Donation geradezu bestritten haben; z. B. auf den Laurentius Valla, einen römischen Patrizier und Canonicus an der Kirche des heil. Johann im Lateran, welcher um das Jahr 1420 gelebt, und ein Buch geschrieben hat: De falso credita & ementita Constantini Donatione declamatio, ein Buch, welches Ulrich von Hütten im Jahre 1517 mit einer Vorrede an Leo X. neu herausgegeben hat — auf den Aeneas Silvius, der einen Dialogus de donatione Constantini schrieb — auf den Raphael Volaterranus, welcher aus dem Antoninus, Erzbischof zu Florenz, bezeugt, daß nicht einmal in den ältesten Exemplaren der Dekretalen von dieser Donation eine Meldung geschehe — auf den Cardinal Nicolaus Cusanus — auf den Paulus Catthalanus — auf den Franziskus Guicciardianus u. a. m.

Ein

Ein anderer Umstand, welcher diese Donation zweifelhaft macht, ist, daß selbst Bellarmin berichtet: die Italiäner wären noch zu den Zeiten Gregors II. den griechischen Kaisern zinsbar gewesen. Ferner weiß man, daß die römischen Kaiser, obschon sie ihren Siz zu Constantinopel genommen hatten, noch 300 Jahre hindurch Rom durch Statthalter regierten.

Hiezu kommen noch einige sehr natürliche Betrachtungen. Wenn Constantin anders richtige Kenntniß der christlichen Religion besaß, wenn er die Vorschriften Christi, der Apostel, der Päbste, der Kirchenversammlungen wußte: so konnte ihm nicht unbekannt sein, wie sehr er gegen alle diese Vorschriften handeln müßte, wenn er die Vorsteher der Kirche in so grosse weltliche Geschäfte verwikkelte, so wie jener Pabst geradezu strafbar gewesen wär', welcher die Verwaltung einer so ausgebreiteten weltlichen Regentschaft übernommen hätte. Ferner weiß man, daß die Kaiser und Könige des Alterthums eben so wenig, wie die heutigen, so außerordentlich willkührlich mit ihren Reichen umgehen durften, um da und dort ansehnliche Theile davon um nichts und wider nichts wegzuwerfen; ja man würde zur Ehre der Vernunft behaupten müssen,

daß

daß ein Regent, der so hätte handeln wollen, in jenen Tagen, eben so gut wie heut, für blödsinnig oder für ein unmündiges Kind würde sein angesehen worden, dem man den Zügel seiner unbesonnenen Willkühr aus den Händen nehmen mußte. Aber so blödsinnig und so unmündig war Constantin doch nicht; sein Reich war die Frucht hartnäkkiger Eroberungen, und ein Eroberer wirft solche Früchte nicht wie hohle Nußschalen weg. Auch hatte Constantin Söhne, und hätte der Vater ungerecht gegen sie handeln wollen, so würden diese nicht so gleichgültig dabei gewesen sein, um die herrlichste Stadt der Welt und ein ganzes ansehnliches Land für nichts der Schwachheit ihres Vaters aufzuopfern. Den Einwurf: Constantin war Enthusiast fürs Christenthum, und Enthusiasmus bewirkte seine Schenkung, können nur Leute machen, die weder Menschen- noch Geschichtskenner sind. Wer stolz und ehrgeizig genug ist, eine neue herrliche Stadt prächtiger als Rom bauen zu lassen, und ihr seinen Namen zu geben; wer herrschsüchtig genug ist, immer auf neue Eroberungen auszugehen, und blos aus diesem Antrieb die Perser, Franken, Allemannen und Brittanier zu bekriegen; wer eifersüchtig auf seine Macht, und grausam genug ist, seinen Schwiegervater (den Maximinianus Herkulius,

lius, welchen er nöthigte, sich selbst zu erhängen') den Bassianus, seiner Schwester Mann, den Crispus, seinen eigenen Sohn, und mehrere aus seiner Familie mit dem Tode zu belegen; wer nach den glaubwürdigsten Berichten bis an seinen Tod zwischen Arianismus und Christianismus unschlüssig schwebt, dem läßt sich nicht anders, als durch ein außerordentliches Wunder in dem menschlichen Kopfe zumuthen, daß er aus blossem christlichen Enthusiasmus die Grösse seiner Macht, seinen Ruhm, seine Einkünfte so sehr geschwächt haben sollte. Vielmehr wird dies sogleich durch einen neuen Beweis hinlänglich entkräftet. Constantin wär', hätte er seine Schenkung wirklich gemacht, einer der härtesten Tirannen und Blutigel gewesen, die je einen Thron usurpirt hatten, indem die Geschichte ganz laut erzählt, daß sein neues Constantinopel und die Errichtung seines dortigen Hofstaats eine so übermässige Verschwendung veranlaßte, daß er sein Volk mit den härtesten Auflagen und Steuern bis zur Entvölkerung vieler Städte drükte. Enthusiasmus im Christenthum mußte aber so etwas doch nicht gebilligt haben, indem der alltäglichste Christ als Christ Niemand um das Seinige bringt.

Wenn wir nun zwar nicht beweisen können, daß Silvester den Constantin getauft, und dieser ihm jene Donation gemacht habe, so erzählen doch ziemlich sichere Quellen von einigen andern Anstalten und Verordnungen dieses Pabstes, die wir anführen wollen. Kein Laie darf einen Geistlichen eines Lasters beschuldigen. — Ein Geistlicher kann von keinem weltlichen Richter, sondern blos allein von der Kirche zur Verantwortung gezogen werden. — Bei der Taufe soll man sich des Chrisams bedienen u. s. w. Man sieht hier abermal durch neuen päbstlichen Vorschub die Impunität und Gewalt des Klerus heranwachsen.

Silvester war von Geburt ein Römer. Er mußte einige Zeit auf dem Berg Soracte im Elend schmachten. Er starb im Jahre 335.

XXXV.

Markus.

(336.)

Markus wär' allerdings kein so unbedeutender Pabst, als ihn viele machen, welche mit seiner ganzen Lebensgeschichte in vier Zeilen fertig werden, wenn es, wie einige berichten, sicher sein sollte, daß er der Erfinder des erzbischöflichen Palliums, dieser Schazgrube des römischen Hofes, gewesen sei. Es ist eine liebenswürdige Treuherzigkeit, womit Joseph Burio in seiner Lebensbeschreibung der Päbste, da er von Markus spricht, vermuthlich aus Mangel an anderm Stoff, eine Nachricht von der Zubereitung dieser Pallien giebt. Sie werden, sagt er, zu Rom im Kloster der heil. Agnes gearbeitet, wo eigens alle Jahre einige Zwillingsschafe ernährt werden, welche, wenn der Pabst öffentlichen Umgang hält, die Nonnen ans Fenster bringen müssen, damit sie von dem heiligen Vater die Benediktion empfangen. Von diesen benedizirten Schafen wird die benedizirte Wolle zu jenen Pallien genommen. Sind sie endlich fertig, so legt man sie auf den Leib des heil. Petrus, wo sie neuerdings einer Benediktion theilhaftig werden;

werden; dann nimmt sie der Pabst wieder herab, und schikt sie an die Erzbischöfe.

Markus blieb nicht länger als sieben Monate und eilf Tage in seiner Würde.

XXXVI.

Julius.

(337.)

Nach dem Tode des Markus blieb der römische Stuhl vier Monate unbesezt. Julius, ein gebohrner Römer, bestieg ihn den 20. Februar 337.

Während seiner Regierung wurde das erste allgemeine Charthaginensische Concilium gehalten. Die Donatisten fielen hier neuerdings in den Bann. Die Geistlichen sollen sich des Umgangs der Weiber entschlagen — sie sollen nicht Wucher treiben — nicht mit weltlichen Geschäften sich bemengen — die Bischöfe sollen in den Gränzen ihrer Jurisdiktion bleiben — und keinen Geistlichen einer andern Jurisdiktion ohne hinlängliche Beglaubigungsbriefe in die ihrige aufnehmen.

men. Diese und ähnliche Canones sezt man hier fest.

Ferner das Sardicensische Concilium, welches Julius seine Entschuldigung abschikte, daß er nicht dabei erscheinen könne. Der erste Canon desselben ist zu wichtig für die Kirchendisciplin, daß wir ihn nicht ganz anführen sollten. Wir wollen uns der Erzählung des Fleuri bedienen. Osius, Bischof von Corduba, begann mit den Worten: die abscheuliche Gewohnheit muß von der Wurzel ausgerottet werden, daß Bischöfe von einer Kirche zur andern übergehen. Nie findet man einen, der eine reiche Kirche mit einer armen vertauscht hätte, Beweises genug, daß nur Geiz und Hochmuth solche Umtauschungen zuwege bringt. Wenn es euch demnach gefällt, so wollen wir beschliessen, daß, wer sich dieses Vergehens schuldig macht, auch von der Communion der Laien ausgeschlossen sein soll; worauf alle erwiederten: wir billigen dies. Osius fuhr fort: Sollte aber einer oder der andere so unverschämt sein, daß er sein Vergehen dadurch bemänteln wollte, das Volk habe ihn einstimmig durch Briefe zu sich berufen, so ist es schon klar, daß man das Volk durch Geld bestochen hat; und deswegen bin ich der Meinung, daß man diejenigen, welche

che sich sogar solcher doppelten Betrügereien schuldig machen, auch noch im Tode von der Communion der Laien ausgeschlossen haben soll; das Concilium antwortete: Wir finden dies gerecht. Fleury macht hiebei die Bemerkung, daß also das Sardicensische Concilium noch strenger als das Nicäische verfahren sei, indem dieses doch wenigstens im Tode die Exkommunikation aufgehoben wissen wollte. — Im achten Canon wird den Bischöfen untersagt, an die Höfe der Könige zu reisen; sie sollen in ihrer angewiesenen Residenz bleiben. Der nämliche Osius sagte hiebei: „ Die Zudringlichkeit, mit welcher „ wir in die Höfe einzuschleichen suchen, „ unsere Vertraulichkeit mit den Grossen, „ unsere unbilligen Bitten sind Schuld daran, daß unser Ansehen verlohren geht. „ Es giebt gewisse Bischöfe, besonders in „ Afrika, die beständig etwas bei Hofe zu „ geschäfteln haben, aber der Kirche erwächst „ kein Nutzen hieraus u. s. w. „

Ein neuer Zweig von Ketzereien kam um diese Zeit zum Vorschein; Macedonius, Bischof zu Constantinopel, und Appollinaris, Bischof zu Laodicea, waren die Stifter derselben. Macedonius baute sein Sistem grösstentheils auf die Grundsätze des Arianismus; aber insbesondere lehrte er noch: daß der

heili-

heilige Geist nichts als eine blosse Kreatur sei; er unterstüzte diese Lehre mit einem sonderbaren Dilemma: der heilige Geist sei nicht die dritte Person in der Gottheit, denn entweder sei er gezeugt oder nicht gezeugt; das erste sezte zwei Söhne voraus, das andere aber zwei Väter. — Diese Sekte gewann sehr viele Anhänger, aus dem bekannten Grunde, weil sie auf strenge Sitten hielt. Uiberdies war Macedonius dem Anscheine nach ein sehr rechtschaffener Mann, und ein grosser Redner. — Apollinaris behauptete: Christus habe nur eine sinnliche, aber keine vernünftige Seele, und an ihrer Statt sei das göttliche Wort vorhanden, und dieses bewirke alle seine Handlungen, welche die Seele bei andern gewöhnlichen Menschen verrichtet. Dieser Irrthum, der im Grunde nichts anders, als eine feine metaphisische, aus dem Sistem des Pithagoras heraus modifizirte, Grille war, konnte nicht so leicht viele Proseliten gewinnen, denn es gehörten denkende Köpfe dazu, um ihn zu fassen. Aber desto willkommener war späterhin dieses Wizgespinst gewissen Mönchen, die man Theopassiten nannte, und die mittelst ihrer schwarzblütigen Meditationen noch überdies darauf gekommen waren: daß die Gottheit gelitten, gestorben, und der Grund aller Zufälle gewesen sei, welche der Leib

Christi

Christi ausstand. — Uibrigens war Apollinaris keiner von den gewöhnlichen Irrlehrern, die meistens von einem bösen Herzen verleitet werden. Sein Fehlgang war vielmehr die Frucht einer zu tiefsinnigen Philosophie. Er wurde, sagt ein gelehrter Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts, als der erste Mann seiner Zeit in Ansehung der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht angesehen; und dies soll uns belehren, sezt dieser hinzu, daß wir Mißtrauen gegen unsere Einsichten hegen, aber auch Nachsicht mit jenen Menschen haben sollen, welche in Irrthümer fallen, indem selbst Wissenschaft, Genie und Gottesfurcht nicht immer sicher stellen.

Bei der berüchtigten Streitigkeit zwischen den Eusebianern, und dem Athanasius, Bischof zu Alexandrien, legte sich Julius auf eine nachdrükliche Art ins Mittel. Die Arianer und ihre ebengenannte Mitbrüder wußten nicht böses genug von diesem Kirchenvorsteher zu reden; auch andere Bischöfe nahmen Theil an diesen Beschuldigen. — Aber Julius schrieb einen Brief an sie voll Kraft und Würde. Er vertheidigt den Athanasius mit den siegreichen Waffen der Wahrheit, und beschämt seine Feinde so, wie es ihre Lästerungen verdienten.

Der

Der grosse Stamm der christlichen Mönche schlug um diese Zeit die ersten und festen Wurzeln. Die bekannten Mönchspatriarchen Antonius, Paulus, Hilarion, Macarius und Basilius lebten alle in dieser Periode. Antonius war im Jahr 251 in dem egiptischen Dorfe Coma gebohren. Er verlohr früh seine Eltern, erbte ein grosses Vermögen, theilte es aber unter die Armen, und gieng im Jahr 270 in die Einöde. Hier zog er mehrere Einsiedler an sich, und baute Klöster. Er starb im Jahr 356. Man hat einige Briefe von ihm, und glaubt, er sei wunderthätig gewesen. — Paulus war in Niederthebeis ebenfalls von reichen Eltern gebohren. Bei der Verfolgung des Decius im Jahr 250 verkroch er sich in die Wüste, und lebte bis 341 darin. Man erzählt, daß er bis in sein 53. Jahr sich mit Datteln ernährte: dann aber sei ein Rabe wunderbarer Weise sein täglicher Brodbringer gewesen. — Der Geburtsort des Hilarion war Tacatha. Er ließ sich zu Alexandria taufen, und als er von dem Einsiedler Antonius gehört hatte, jagte ihn sein Eifer ebenfalls in die Einöde. Eine grosse Anzahl Klöster in Palästina und Sirien hatten ihn zum Stifter. Er gieng endlich nach Cipern über, und starb dort im Jahr 371 im

im 80. seines Alters. Macarius der ältere lebte 60 Jahre in einem Kloster auf dem Berge Seote. Man schreibt ihm eine Mönchsregel zu; auch soll er Wunder gewirkt haben. Er starb im Jahre 394. — Basilius der Grosse genannt, einer der berühmtesten Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts, war zu Cäsarea in Cappadocien im Jahr 328 gebohren. Er machte seine Studien zu Athen, wo er in eine genaue Freundschaft mit dem Gregor von Nazianz trat. Auf einer Reise nach Egipten und Libien stieß er auf die dortigen Einsiedler. Ihre Lebensart gefiel ihm, und nach seiner Zurükkunft widmete er sich selbst der Einsamkeit. Es gesellten sich mehrere Anhänger zu ihm, und so führte er den Mönchsstand in Pontus und Kappadocien ein. Seine Regel ist noch izt bei den orientalischen Christen in grossem Ansehen. Im Jahre 369. berief man ihn aus seiner Einöde zum Bischof von Cäsarea, wo er viele vortrefliche und gründliche Schriften gegen die Arianer und Apollinaristen schrieb. Er starb im Jahr 379.

Es bedarf wohl keiner ausdrüklichen Erinnerung, daß die Mönche in dieser ersten Verfassung noch nicht als unmittelbare Fahnenträger in der Legion des römischen Bischofs dienten; noch weniger, daß sie

reich,

reich, üppig, Heuchler und Beichtväter waren. Andacht und heilige Schwärmerei war die Luft ihrer Seele, und ihren Körper versorgten sie durch die Arbeit ihrer Hände, oder nährten ihn blos mit wilden Kräutern. Die Superorthodoxen gehen allerdings in ihrem Aufklärungseifer zu weit, wenn sie gegen diese harmlose Art von Menschen eben jene Geisel schwingen, welche die spätern Abarten mit Recht verdienen. Fern sei es von uns sie zum Gegenstand unsers Spottes zu machen. Freilich soll der Mensch nicht in Wüsten sich verkriechen. Aber wie glüklich wäre die Erde geblieben, wenn späterhin nicht die Bewohner der Wüsteneien in die bürgerliche Gesellschaft zurükgetreten wären; Fanatismus und Dummheit würde nicht zu einer Seuche von Orient bis Occident geworden sein.

Julius starb im Jahr 352 den 12. April; seine Kirchenverwaltung hatte fünfzehn Jahre, zwei Monat und sechs Tage gedauert.

XXXVII.

Liberius.

(352.)

Diesem Pabst wird von sehr vielen Schuld gegeben, er sei ein Anhänger der arianischen Sekte geworden. Die Streitigkeiten zwischen dem Athanasius und den Arianern dauerten noch fort; zu der Parthei der lezten hatte sich auch der Kaiser Constantius geschlagen. Dieser bemühte sich, den Liberius von der Anhänglichkeit an den Athanasius abwendig und für die Arianer geneigt zu machen. Liberius wurde zu diesem Ende nach Mailand gefordert, wobei man noch erzählt: daß der Kaiser zuvor einen gewissen Verschnittenen, Eusebius, an ihn abgeschikt habe, welcher in einer Hand kostbare Geschenke, und in der andern einen drohenden Brief hielt, welches beides aber Liberius mit Verachtung ansah. Er kam endlich vor den Kaiser, aber alles Zuredens und Drohens ungeachtet blieb er standhaft. Dies brachte ihn nach Borea ins Elend. Nach seiner Verweisung sezte man einen neuen Pabst, mit Namen Felix, an seine Stelle; hiedurch wurde sein Ehrgeiz hoch gereizt. Dieser Gelegenheit bediente man sich, ihm

ein Glaubensbekenntniß der Arianer zur Unterschrift vorzulegen, als die einzige Bedingung, aus seinem Exilium zurükzukommen. Liberius war nun schwach genug, sowohl das Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, als auch den Athanasius zu verdammen. Er kam dann wieder nach Rom zurük, verdrängte den eingeschobenen Felix, und wurde von dem Volk mit grosser Freude aufgenommen. Aber kaum war es rufbar geworden, um welchen Preis Liberius seine Befreiung erkauft habe, als auch ein allgemeiner Haß gegen ihn ausbrach, und manche Bischöfe sogar das Anathema über ihn aussprachen. Er fieng endlich an, sein Vergehen wieder zu bereuen, schwur das unterschriebene Glaubensbekenntniß ab, und söhnte sich auf eine standhafte und freundschaftliche Weise mit dem Athanasius aus. — Es ist sehr natürlich, daß es nicht an Vertheidigern fehlen kann, die entweder den Fehltritt des Liberius ganz läugnen, oder ihn doch so beschönigen, daß er nicht so sehr bedenklich aussehen soll.

Die christliche Kirche befand sich in den Zeiten des Liberius in traurigen Umständen. Nicht genug, daß des arianischen Gezänkes durchaus kein Ende werden wollte; daß verschiedene Bischöfe feindselig gegeneinander handelten, und sich setzten; daß selbst das zu

Alle-

Alexandria gehaltene Concilium die Zwistigkeiten nicht ganz tilgen konnte; daß Kaiser Constantius ein eifriger Partheigänger des Arianismus war, so erschien nach dessen Tode Julian, dieser erklärte Feind des Christenthums, dessen Absicht geradezu dahin gieng, auf eine feine und ausgesuchte Art Alles, was christlich hieß, von Grund aus zu vertilgen. Die Mittel, deren er sich hiebei bediente, machten allerdings der Klugheit ihres Erfinders Ehre. Spott und Lustigmacherei über die kirchlichen Gebräuche waren einige seiner vorzüglichsten Waffen. Um die Köpfe der Christen stumpf zu machen, untersagte er aufs strengste, die schönen Wissenschaften bei ihnen zu lehren, damit ihre Schriften neben jenen der Heiden eine lächerliche und elende Figur machen müßten. Niemand als Heiden waren öffentlicher Bedienstungen fähig, und hier nahm Julian die Vorsicht, nach dem Maaß der anklebenden Gewalt auch desto erbittertere Feinde der Christen in solche Aemter zu setzen, die dann auch, ohne verantwortlich zu werden, jeden Unfug ausüben durften, wodurch besonders in den Provinzen allerlei Empörungen und Unruhen entstanden, und das Christenthum mit neuen Märtirern bereichert wurde.

Diese wenigen Züge von Julians Charakter waren hier angeführt, weil sie Bezie-

hung

hung auf die Absicht ihres Werks haben. Die mancherlei Meinungen, Muthmassungen, Lobsprüche und Lästerungen, welche die Geschichtschreiber so häufig von Julian zu Markte gebracht haben, gehören aber nicht hieher zur Untersuchung, weil wir keine Geschichte der Philosophen schreiben. Gewiß wird es freilich immer sein, daß dieser Kaiser kein gemeiner Kopf, und überhaupt ein kluger und tapfrer Regent war; daß er Machiavells Grundsätze befolgte, ehe Machiavell sie noch geschrieben hatte; daß er verschiedene schöne Kenntnisse besaß, und sogar etwas mehr als ein mittelmässiger Schriftsteller war. Aber eben so wird man sich nicht enthalten können zu behaupten: daß sein Stolz, seine Spottsucht, sein unversöhnlicher Christenhaß, seine Heuchelei das Glänzende seiner bessern Eigenschaften sehr verdunkelten, denn grade diese Fehler sind es, welche mit der Weisheit und der wahren Philosophie schlechterdings sich nicht vereinigen lassen; und doch ists eben die Philosophie Julians, mit deren Bewunderung sich schon so viele unphilosophische Lobprediger heisch geschrieen haben! —

Eine ganze Heerde grosser und kleiner Ketzer trieb gegen die Mitte dieses Jahrhunderts und während der Regierung des Liberius abermals ihr Unwesen. Aetius,

welcher

welcher Narr genug war, sogar wie ein Atheist auszusehen, hieng anfänglich dem Arianismus an; er lebte zu Antiochien, seinem Geburtsort, sehr kümmerlich. Sein Beruf führte ihn dann zum Marktschreierhandwerk, wobei er Gelegenheit genug fand, seine Lehren, die sehr abscheulich gewesen sein sollen, an Mann zu bringen. Man jagte ihn davon. So fort zog er von Ort zu Ort herum; er kam endlich nach Alexandrien, wo ihm einfiel, den Aristoteles zu studiren, damit er im Stande würde, dem Vortrage seines Unsinnes eine dialektische Form zu geben. Leontius machte ihn hier zum Diakon; aber die Verbreitung seiner Lehre, die er durch die gröbsten Laster bekräftigte, bewog den Kaiser Constantius, ihn nach den phrigischen Wüsten zu schikken. Von da soll ihn Julian zum Hohn der Christen wieder zurükberufen, und dann mit grossen Ehrenbezeugungen überhäuft haben. Das Jahr seines Todes ist ungewiß. Epiphanius hat 47 Propositionen des Aetius wider die Dreieinigkeit aufbehalten. — Photinus war aus klein Galatia gebürtig. Er stund lange Zeit der Kirche zu Sirmien vor, ohne von seinen sonderbaren Grundsätzen etwas laut werden zu lassen. Endlich trat er öffentlich auf, und behauptete: daß Christus vor seiner Geburt keine Präexistenz oder Gottheit gehabt habe, folglich

lich nicht von Ewigkeit sei. Es konnte nicht fehlen, daß seine Lehre nicht Aufsehen gemacht hätte; man hielt verschiedene kleine Sinoden wider ihn, bis er endlich im Jahr 352 abgesezt, und ins Elend geschikt wurde. Er war übrigens ein gelehrter Mann. Seine Anhänger nannten sich Photinianer. — Die Priscillianisten waren Partheigänger des Priscillianus, eines Spaniers von vornehmer Geburt. Seine Lehre bestand darinn: Die menschliche Seele sei ein gleiches Wesen mit Gott; sie sei durch sieben Himmel und gewisse andre Stuffen auf die Erde herabgestiegen, und da endlich in die Hände des bösen Gottes gerathen, der sie in den menschlichen Leib gestekt hätte. Dieser Leib besteht aus 12 Theilen, welche durch die zwölf Himmelszeichen regieret werden. In seiner Moral wurde der Ehestand und das Fleischessen verworfen. Ein anderer Theil seines Sistems war: daß die menschliche Seele dem Einfluß der Sterne unterworfen sei, und daß Christus kein wahrhaftes Fleisch angenommen habe u. s. w. Die Forscher in den Misterien des Alterthums finden bei den Priscillianisten grosse Spuren davon. Sie halten diese Sekte für eine von den geheimen Gesellschaften, welche eine eigne, weniger bekannte Lehre gehabt haben soll, die nur den Eingeweihten mitgetheilt wurde. Wir, de-

nen kein Beruf zu dergleichen Forschungen gegeben worden ist, wollen mit unserm gesunden Menschenverstande dafürhalten, daß diese Sekte, sollte sie auch eine solche geheime Gesellschaft gewesen sein, nicht minder schwärmerisch aussah, als fast alle übrige Sekten und geheime Gesellschaften. — Audeus, aus Mesopotamien gebürtig, wollte das Osterfest auf jüdische Weise gefeiert wissen. Er hielt dafür, die Finsterniß und das Feuer wären unerschaffene Dinge, und Gott habe eine menschliche Gestalt. In seinen Predigten zog er mit grossem Eifer wider die Laster der Geistlichkeit los. Es war sehr natürlich, daß man ihm so etwas nicht ungestraft hingehen ließ; er wurde nach Scithien ins Elend verwiesen.

Liberius hat einige das Fasten betreffenden Dekrete hinterlassen. Man soll sich an solchen Tagen alles Zanks und Haders enthalten. — Die Eheleute sollen keusch und züchtig leben, quia pene nihil valet jejunium, *quod conjugali opere polluitur*, u. s. w. Er starb den 24. September im Jahr 366, nachdem er die römische Kirche vierzehn Jahre, vier Monate und zwei Tage verwaltet hatte. Sein Geburtsort ist ungewiß.

XXXVIII.

XXXVIII.

Damasus.

(366.)

Bei der Wahl dieses Pabstes ereigneten sich Streitigkeiten, die beinahe ein Schisma veranlaßt hätten. Ein gewisser Ursinus, oder wie ihn andere nennen, Ursinicus ließ sich mit dem Damasus am nämlichen Tage zum Bischof von Rom einsetzen. Jeder hatte seine Parthei, die es an nichts fehlen ließ, die Rechtmässigkeit der Einsetzung auf die Seite ihres Anführers zu bringen; und da die mündlichen Beweise nicht zureichen wollten, so wurde man, nach Art aller Faktionen, handgemein, metzelte und mordete, und vergoß so lange Blut, bis der Kaiser Gratian zur Parthei des Damasus übertrat, und den Ursinus aus Italien verbannte. Es dauerte aber kaum ein Jahr, so kam Ursinus wieder zurük, und die beiden Partheien geriethen neuerdings übereinander. Indessen wurde in kurzer Zeit Ursinus das zweitemal verwiesen, und von da blieb Damasus im friedlichen Besiz seines Bisthums, obschon ihm die zurükgebliebenen Anhänger des Ursinus alles mögliche Leid zuzufügen nicht aufhörten. Unter den mancherlei mündlichen

Beweis-

Beweisen, welche man gegen den Damasus führte, war einer der stärksten die Beschuldigung eines begangenen Ehebruchs, eine Beschuldigung, welche Hieronimus, der geheimer Sekretär beim Damasus war, hinlänglich entkräftet hat.

Zur Zeit des Damasus versammelte sich das Constantinopolitanische Concilium, welches als das zweite ökumenische angesehen wird. Der Streit über die Göttlichkeit des h. Geistes wurde hier berichtigt, und die Macedonianische Irrlehre verdammt. Man sezte ein allgemeines Glaubensbekenntniß fest, an dessen Schluß gesagt wird; Wir erwarten die Auferstehung der Todten.

Das Valentinische, zu Valence in Frankreich, fällt in das Jahr 374. Es bestand aus dreißig Bischöfen, und man bestimmte nicht mehr als vier Canones.

In den Schriften des Damasus, welche einen der feinsten und geschiktesten Köpfe verrathen, sind einige merkwürdige Verordnungen enthalten. Er eifert in einem seiner Briefe gegen die Vice- oder Landbischöfe (Chorepiscopi) welche man hie und da in Dörfern und kleinen Städten zu bestellen pflegte. Diese Bischöfe, sagt er, sind für

nichts

nichts anzusehen; sie haben keine Gewalt; sie sollen schlechterdings keine bischöflichen Funktionen verrichten, denn sie sind nichts anders, als blosse Priester. Man braucht sie nur seiner Bequemlichkeit und Trägheit wegen; und ein wirklicher Bischof, welcher sich derselben bedient, ist mit den Buhlerinnen zu vergleichen, die ihre Kinder sogleich nach der Geburt den Säugammen übergeben, damit sie in der Befriedigung ihrer Lüste nicht aufgehalten werden. So machen es solche Bischöfe mit ihren Gemeinden; sie halten Miethlinge; sie vernachlässigen ihre Schafe; und so muß es ja geschehen, daß immerfort Schismata, Ketzereien und geistliche Krankheiten in der Kirche herrschen, und die Schafe zu Grunde gehen, u. s. w.

Die Geldbegierde der Geistlichen und zum Theil der Mönche fieng an, so auffallend und grob zu werden, daß der Kaiser Valentinian dem Damasus den Auftrag machen ließ, dagegen einen Befehl ergehen zu lassen, und streng zu verbieten, daß man aufhöre unter dem Deckmantel der Religion Wittwen und Waisen zu bestehlen, und von den Sterbenden Testamente ad pios usus zu erzwingen.

Der bekannte Kirchenlehrer Ambrosius war ein Zeitgenosse des Damasus. Nebst seinen Schriften und der besondern Gabe der Beredsamkeit ist Ambrosius durch die übertriebene und unkluge Strenge berühmt, mit welcher er den Kaiser Theodosius behandelte.

Damasus starb im Jahr 384. Man beschuldigt ihn nicht ganz ohne Grund der Vernachlässigung der Kirchenzucht und einer grossen Verschwendung. Seine Tafel wetteiferte mit jener des Kaisers, und hiezu wurde die Freigebigkeit der römischen Damen benuzt. Wie verwildert die Sitten der damaligen Geistlichen zu Rom waren, sagt uns Hieronimus, welcher bald nach dem Tode des Damasus Rom verließ, um dem Senat der Pharisäer, wie er sich ausdrükt, nicht länger ein Dorn in den Augen zu sein, und an einem andern Orte jene Ruhe zu finden, die er bei der mit Scharlach bekleideten Buhlerinn nicht länger genießen könne. *)

*) In præf. verf. Didym. de Spir. S.

XXXIX.

Siricius.

(384.)

Siricius, ein Römer von Geburt, war unter der Regierung des Liberius Diakonus zu Rom. Bei dem Streit zwischen Damasus und Ursinus trat er auf die Seite des ersten, und nahm dessen öffentliche Vertheidigung auf sich. Die Römer hatten ihn hiedurch lieb gewonnen, und sezten ihn nun an Damasus Stelle. Neuerdings regte sich izt Ursinus, und suchte seine Ansprüche auf das römische Bisthum geltend zu machen; aber allgemeine Verachtung und Unwillen über seine Zudringlichkeit war der Lohn seiner Bemühungen.

Es ist ein merkwürdiges Schreiben des Siricius vorhanden, welches er an den Bischof zu Tarracon, Himerius, richtete. Es enthält fünfzehn Punkte, die wir in einen kurzen Auszug zusammenfassen wollen. 1. Die Arianer dürfen nicht wieder getauft werden. 2. Die Taufe soll mit Ausnahm der Kinder nur an Ostern und Pfingsten geschehen. 3. Die Abtrinnigen sind für immer von der Gemeinschaft der Gläubigen auszuschließen,

schließen, und keiner Versöhnung fähig. 4. Eine schon versprochene Person kann von keinem andern zum Weibe genommen werden. 5. Diejenigen, welche nach gethaner Busse sich des vorigen Verbrechens wieder schuldig machen, sind wie Abtrinnige zu behandeln. 6. Die Mönche und Nonnen, welche der Unzucht überwiesen werden, fallen in die nämliche Strafe. 7. **Alle Priester und Diakonen müssen das eheloſe Leben halten.** 8. Nur Würdige können zum Priesterthum gelangen. 9. Vom Umgange der Geistlichen. 10. Von den Alten, welche zum Priesterthume Verlangen haben. 11. Ein Geistlicher, der zum zweitenmale heurathet, soll abgesezt werden. 12. Nur nahe Verwandtinnen dürfen bei den Geistlichen wohnen. 13. **Die Mönche können auch Priester werden.** 14. Ein Büssender ist zum Priesterthum unfähig. 15. Desgleichen, wer zwei Weiber hat, oder mit einer Wittwe verheurathet ist.

Nebst diesen Verordnungen, unter welchen besonders die Ehelosigkeit der Geistlichen und die Ordinirung der Mönche den Siricius zu einem der würdigsten Päbste, oder wenigstens zu einem solchen machen, durch den viel Böses in die Welt gekommen ist, hat man noch einige andre in einem

zweiten

zweiten Sendschreiben, welches er mit den Worten anfängt: **Pabst** (Papa) **Siricius an die Orthodoxen** ꝛc. Da bei den bisherigen römischen Bischöfen diese Benennung noch nicht vorgekommen ist, so sehen wir, daß auch diese Ehre, nämlich die Erschaffung eines stolzen Titels, dem Siricius zukömmt. Freilich hatte dieser Titel anfänglich jene Stärke der Bedeutung noch nicht, die er späterhin erhielt, denn er sollte nur zu verstehen geben, daß der Bischof zu Rom sich als einen allgemeinen Vater der Gläubigen ansah, woraus denn nach und nach ein allgemeiner Herr der Gläubigen wurde. Es gieng mit der Erfindung dieses Titels beinahe wie mit der Erfindung und Bearbeitung des Eisens; die ersten Erfinder machten das wohlthätige Instrument, die Pflugscharre daraus, bis endlich die klügern Enkel es auch zu Schwerdtern brauchten.

In diesem ersten päbstlichen Sendschreiben also eifert Siricius gegen diejenigen, welche von blosser Eitelkeit beseelt so gleich zur bischöflichen Würde erhoben sein wollen; dann gegen die Mönche, welche in den Provinzen herumstreichen, und ihre angewiesene Gegenden verlassen, u. s. w.

Weil es in der Natur der Dinge liegt, daß alles Gute nach und nach auch zum Bösen ausarten kann, so müssen wir uns nicht wundern, daß die Mönche bald nach ihrer Entstehung auch schon ein Gegenstand des Tadels und scharfer Verbote wurden. Was noch mehr ist: sie fiengen auch an, Ketzerei zu treiben, und die Kirche durch ihre mancherlei Unordnungen zu beunruhigen. Jovinian, ein Mönch zu Mailand, spielte zuerst die Rolle eines Mönchketzers. Er behauptete: Fasten und alle übrige Bußwerke seien schon Verdienst; der eheloſe Stand habe auf keine Weiſe etwas Vorzügliches vor dem ehelichen; Christus habe kein wirkliches Fleisch angenommen, und Maria sei nebst Christus auch noch Mutter von mehrern Kindern gewesen. Er verließ sein Kloster, wanderte nach Rom, und machte da den Nonnen Predigten, damit sie sich verheuratheten, wobei er nicht unterließ, [illegible] merken, daß sie ja nicht würden besser sein wollen, als Sara, Susanna, und andere verheurathete Personen, denen die Schrift alles Lob beilegt. — Augustin und Hieronimus schütteten ihre ganze Galle über diesen Menschen aus, und Siricius und Ambrosius verdammten ihn und seine Irrthümer in einer Kirchenversammlung zu Mailand, welche im Jahr 390 gehalten wurde.

Im

Im nämlichen Jahre versammelte sich das zweite Concilium zu Charthago, die festgesetzten dreizehn Canones betreffen meistentheils die Kirchenzucht, und enthalten sehr nützliche Vorschriften für Bischöfe und Priester.

Das dritte Charthaginensische Concilium fällt in das Jahr 397, und also noch in die Lebensjahre des Siricius. Im 16. Canon wird den Bischöfen und Priestern der Wucher streng verboten; im 20. erhalten die Bischöfe die Vorschrift, sich nicht um die Geschäfte eines andern Diöcesans zu bekümmern; im 26. wird festgesezt, **daß der Bischof des ersten Stuhls nicht als Herr, oder der oberste Priester anzusehen sei;** im 27. verbietet man dem Klerus keine öffentliche Häuser zu besuchen, Wirthshäuser, Trinkhäuser, u. dgl.; im 28. heißt es: die Bischöfe sollen ohne Erlaubniß des Bischofs des ersten Stuhls keine Reise vornehmen u. s. w. — Ueber den angeführten 26. Canon dieses Conciliums machen die römischen Curialisten die scharfsinnige Anmerkung: **daß dies den Bischof zu Rom nichts angehe, indem die Charthaginenser ihm nichts zu befehlen hätten.**

Siricius hat übrigens, wenigstens in der Grabschrift, welche Baronius auf das Jahr 398 anführt, das Lob: daß er ein sehr mitleidiger und gutthätiger Mann gewesen sei; daß er für die Glükseligkeit derer, die ihm anvertraut waren, unermüdet gesorgt, viele vor dem Zorn des Kaisers geschüzt, und mit männlicher Standhaftigkeit die Kirche vertheidigt habe. — Mit dem Hieronimus konnte er sich nicht wohl vertragen; aber wie war es auch möglich mit einem Manne, dessen Haupttalent in einer unausstehlichen Tadelsucht bestand? Siricius starb im Jahr 398 den 26. November.

XL.

Anastasius.

(398.)

Nach dem Tode des Siricius blieb der römische Stuhl zwanzig Tage — andre sagen zwei Monate — unbesezt. Anastasius, ein gebohrner Römer, folgte ihm; aber seine Regierung dauerte nicht länger, als etwas über drei Jahre.

Während

Während dieser Zeit ereignete sich die berüchtigte Zänkerei zwischen dem Hieronimus und Rufinus. Origenes, der bereits 150 Jahre im Grabe lag, mußte die Ursache davon werden. Diese Zänkerei ist sowohl wegen der Verwirrung, welche sie in der Kirche anrichtete, als auch darum, weil Anastasius sebst Theil daran nahm, wichtig genug, daß wir eine etwas umständlichere Nachricht davon geben.

Man hatte bisher die Schriften des Origenes zu Rom wenig oder gar nicht gekannt; Anastasius selbst schrieb an den Bischof zu Jerusalem Johannes, daß er, ehe sie ins Lateinische wären übersezt worden, weder von einem Origenes noch dessen Büchern je etwas gewußt habe. Rufin, ein berühmter Priester zu Aquileja, unternahm es während seines Aufenthalts zu Rom die Schrift des Origenes von den Principien ins Lateinische zu übersetzen. Sie wurde mit ungemeinem Beifall aufgenommen, theils weil Rufin einen grossen Namen hatte, theils weil Geistliche und Laien mancherlei Ideen und Meinungen darinn fanden, die ihnen desto angenehmer waren, als sie vordem nichts davon gewußt hatten. Indessen glaubte sich Rufin hiebei selbst nicht recht sicher, und er

verließ

verließ zu eben der Zeit Rom, als sein Buch daselbst ans Licht trat.

Mit einem Eifer, der eines Zeloten und Ketzermachers würdig ist, fiel izt Hieronimus über den Origenes und dessen Uibersetzer her. Eben den Mann, von welchem Hieronimus vordem geschrieben hatte: " Was für einen „ Lohn genießt er (Origenes) nun für alle „ seine Arbeit? Er ist von vielen Bischö„ fen verdammt worden; selbst Rom ver„ sammelt seinen Senat wider ihn, nicht „ darum, als sei er ein Ketzer, wie manche „ es behaupten, die ihn wie wüthende Hun„ de anbellen; sondern weil sie die Stärke „ seiner Beredsamkeit und Wissenschaft nie„ derdrükte, und sie alle verstummen muß„ten, wenn er sprach. „ — Und an einem andern Orte von Rufinus: " Ihr werdet an „ ihm Kennzeichen der Heiligkeit bemerken, „ gegen die ich nur Staub bin; es ist mir „ genug, wenn ich mit meinen schwachen Au„ gen den Glanz seiner Tugenden ertragen „ kann; er hat sich eben in dem Feuer der „ Verfolgung noch mehr gereinigt, und ist „ weißer als der Schnee, während daß ich „ mit allen Arten von Sünden beflekt bin. „ — Diese beide Männer, sagen wir, miß„handelte izt Hieronimus auf eine Art, die wenigstens mit der Würde eines Kirchenleh-

rers

rers schlechterdings nicht verträglich war. Die Ungezogenheit seiner Schriften gegen sie übertrift die jedes heutigen Kunstrichters und Ketzermachers.

Indessen muß man freilich auch gestehen, daß die Meinungen des Origenes nicht orthodox waren. Er äußerte wichtige Zweifel in Ansehung der gewöhnlichen Lehre von der Dreieinigkeit; die Auferstehung des nämlichen Leibes schien ihm eine sehr ungegründete Vermuthung. Mit der Ewigkeit der Höllenstrafen war er durchaus nicht zufrieden, vielmehr hielt er dafür, daß sogar noch einst den Teufeln vergönnt sein würde, Busse zu thun, und die Seligkeit zu erlangen. Die Seelen waren seiner Meinung nach vor der Welt erschaffen, und die Körper sind nichts anders, als Gefängnisse, wo sie ihre Sünden abbüssen sollen.

Hieronimus war nicht zufrieden, diese Irrthümer mit seiner gewönlichen Heftigkeit zu bestreiten, sondern er gab sich alle Mühe auch den Anastasius auf seine Seite zu bringen, und gegen den Origenes und dessen Uibersetzer zu erbittern. Es gelang ihm. Anastasius, obschon Rufin eine Apologie an ihn schrieb, machte mit dem Hieronimus gemeinschaftliche Sache; er verdammte den Origenes

genes mit allen seinen Anhängern, und den Rufin schloß er von der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Dieser verließ so fort Rom, und lebte in Sicilien, wo er im Jahr 410 starb. Rufin verdient übrigens unter den fleißigsten und geschiktesten Schriftstellern dieser Zeit einen Plaz; man hat nebst vielen andern eignen Schriften die Uibersetzungen des Josephus und der Kirchengeschichte des Eusebius von ihm.

Im ersten Jahre des Anastasius 398 wurde das vierte und fünfte Charthaginensische Concilium gehalten; jenes bestimmte hundert und vier Canones, welche die Kirchenzucht, vorzüglich aber die Pflichten eines Bischofs betrafen. In diesem wurden nur fünfzehn Canones gemacht, unter welchen der vierzehnte für unsere Zeiten bemerkenswerth ist. " Jene Altäre und Kapellen, heißt es, „ welche an den Wegen und auf den Feldern „ zur Ehre der Märtirer herumgebaut werden, „ ohne daß doch wahrhafte Reliquien darinn „ aufbehalten sind, sollen von den Bischöfen „ zerstört werden; wenn aber dieses wegen eines Aufruhrs des Volks nicht leicht geschehen „ könnte, so muß man wenigstens ernstlich dar„ aufdringen, daß der blinde Aberglaube solche „ Oerter nicht mehr besuche und für heilig „ halte. „ Wenn dieser Kanon jederzeit

genau

genau befolgt worden wäre, so müßten die Gnadenbilder nicht so häufig in der katholischen Kirche angewachsen sein; auch würde nicht jede Hauskapelle ächtauthentisirte Reliquien besitzen.

Im Jahr 400 versammelte sich ein provinzial Concilium zu Toledo unter dem Vorsiz des Bischofs Patronius. Es beschloß ein und zwanzig ebenfalls die Kirchenzucht betreffende Canones, und vermöge eines abgefaßten Glaubensbekenntnisses anathematisirte es alle damals herrschende Ketzereien.

Anastasius führte den Gebrauch ein, daß das Evangelium stehend gelesen werden soll; er verbot auch, daß Niemand, der einen körperlichen Schaden hätte, Priester werden könne. Er starb im Jahr 402.

Fünftes

Fünftes Jahrhundert.

LXI.

Innocentius.

(402.)

Innocentius, von Albano gebürtig, wurde unmittelbar nach dem Tode des Anastasius einstimmig von der Geistlichkeit und dem Volk zum römischen Bischof erwählt. Seine Regierung dauerte bis ins Jahr 417, während welcher Zeit er verschiedene nicht unwichtige Geschäfte unternahm.

Einige seiner Briefe müssen vorzüglich bemerkt werden. In einem derselben an den Bischof Decentius sezt er fest: Nach vollbrachter Opferung in der Messe soll man sich den Friedenskuß geben. — Die Firmung darf nur der Bischof verrichten. — Am Samstage soll gefastet werden u. s. w. — In dem Briefe an den Exuperius, Bischof zu Toulouse, kommen nebst andern folgende Punkte vor:

vor: den Priestern und Diakonen, die sich täglich mit Opfern und Taufen beschäftigen, soll der Gebrauch des Ehestandes ohne weiters untersagt sein, ein Punkt, worüber Innocentius sehr beredt ist, und alles zu Hilfe nimmt, was etwa in der Schrift davon cum applicatione zu finden sein mag. — Diejenigen, welche nach der Taufe sich der Unmässigkeit ergeben haben, können, wenn sie Busse thun, im Tode wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden. — Die Männer, welche ihre Weiber verlassen, und dann aufs neue heurathen, sind von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen — Der lezte Punkt betrift die Bestimmung der canonischen Bücher u. s. w.

Einen andern Brief an den Bischof Felix beginnt Innocentius in einem Tone, dessen sich seine Vorfahren bisher noch nicht so laut bedienten. So wie er schon in dem obigen an den Decentius seinen Unwillen darüber bezeigt hatte, daß man sich unterstünde, etwas in Zweifel zu ziehen, das der römische Stuhl schon entschieden habe, so sagt er hier noch deutlicher: " Wir dürfen „ uns nicht wundern, daß du nach den Vor„ schriften unsrer Vorgänger, alles dasjeni„ ge, was etwa einigem Zweifel unterlie„ gen könnte, **zu Uns, als dem Haupt**

„ und

„ und dem Gipfel der Bischöfe, über-
„ bringst, damit nämlich durch Rathbe-
„ fragung des apostolischen Stuhls die
„ Zweifel in Gewißheit verwandelt wer-
„ den.„ Der fernere Inhalt dieses Brie-
fes begreift einige Vorschriften für die Geist-
lichkeit.

Das Betragen des Innocentius bei der Streitsache des Johannes Chrisostomus bestättigte die obige Gesinnungen. Chrisostomus, Patriarch zu Constantinopel, einer der berühmtesten Kirchenlehrer, hatte durch seine strenge Kirchenzucht und durch öffentliche Bestrafung verschiedener Grossen sich so viele Feinde zugezogen, daß er auf der zu Chalcedon im Jahr 403 gehaltenen Versammlung der Geistlichkeit abgesezt, und nach Bithinien verwiesen wurde. Er wendete sich bei mancherlei ihm wiederfahrnen Mißhandlungen durch ein Schreiben an den Innocentius. Dieser antwortete: daß er seinerseits keinen Bischof von der Kirchengemeinschaft ausschließen werde, bevor er nicht auf eine gesezmässige Art verhört, gerichtet und verdammt worden sei. Fernerhin erklärte er auch gegen den Theophilus, Bischof zu Alexandrien, welcher am feindseligsten wider den Chrisostomus handelte: daß er fest dabei verharre, mit diesem in der Kirchengemein-

schaft

schaft zu bleiben, und daß ein Concilium zusammen berufen werden müsse, wo die ganze Sache ordnungsmässig entschieden werden könne. — Man sieht hieraus, wie sehr Innocentius sich Mühe gab, seine Jurisdiktion weit über das römische Gebiet zu verbreiten.

Eben diesen Geist athmete das Sendschreiben, welches Innocentius an die Väter des Conciliums zu Milevum, die ihm Nachricht gaben, daß sie die Ketzerei des Pelagius, eines Mönchs aus Brittanien, verdammt hätten, ergehen ließ. Mit einer eifrigen Redseligkeit sagt er an verschiedenen Orten darinn: "daß alle kirchliche Angele-
„ genheiten in der ganzen Welt einem
„ göttlichen Recht zufolge an den apo-
„ stolischen Stuhl zu Rom gebracht wer-
„ den müßten, ehe sie in den Provinzen ent-
„ schieden würden." — Ferner: "Ihr habt
„ die Verordnungen der alten Väter beobach-
„ tet, indem alles, was auch in den ent-
„ ferntesten Gemeinden geschieht, der
„ Entscheidung des apostolischen Stuhls vor-
„ gelegt werden muß. „ Uibrigens willigte Innocentius gleichfalls in die Verdammung des Pelagius, oder wie andre im Geschmak des Baronius und Bellarmins sich ausdrükten: er bestättgte sie.

Diese

Diese Unternehmungen sind ohngefähr die wichtigsten, welche man von Innocentius weiß. Ein bekannter Schriftsteller macht darüber folgende Bemerkungen: " Innocentius war ein Mann von verschiedenen „ guten Eigenschaften und die Gesetze und „ Traditionen der Kirche hatte er vollkommen inne; deswegen fragten sowohl die „ abend- und morgenländischen Bischöfe bei „ ihm in mancherlei Angelegenheiten um „ Rath. Meisterhaft wußte er aber diese „ Ehrfurcht gegen seine Entscheidungen zur „ Grundveste zu machen, seine Autorität „ darauf zu gründen, und dann viele ungegründete und gefährliche Maximen als ausgemachte Wahrheiten zu verkaufen, welche die Absicht verriethen, durch die „ Schwächung der Macht andrer Bischöfe „ seine um desto mehr auszubreiten. Die „ Würde des apostolischen Stuhls war „ immerfort der allgemeine Machtspruch „ seiner Briefe. In seinem Kopfe entwikkelte sich zuerst der Plan einer geistlichen „ Monarchie; er wußte das Ansehen der „ Concilien dadurch zu vermindern, daß er „ sich auf geheime göttliche Rechte berief, „ welche ihn zum ersten Diktator in der Kirche machten; und so wenig er sich bemühte, zur Erzielung seiner Absichten Gewalt „ zu brauchen, so war er schon zufrieden,

„ wenig-

„ wenigstens den sichern Grund zu legen,
„ auf welchem seine Nachfolger mit der Zeit
„ das grosse Supprimat der römischen Kir-
„ che bauen könnten, um so mehr, da diese
„ im Alterthum einen Mann aufzuweisen im
„ Stande wären, der schon vordem solche
„ kühne Vorschritte gewagt hätte. „ Es
sei dem nachdenkenden Leser überlassen, diese
Bemerkungen zu prüfen.

XLII.

Zosimus.

(417.)

Zosimus, ein Grieche von Geburt, wur-
de sechs Tage nach dem Tode seines Vorgän-
gers zum Bischof von Rom gewählt. Das
erste, womit er sich beschäftigte, war die Ke-
zerei des Pelagius und dessen Gehilfen Cöle-
stius. Es ist schon oben gesagt worden, wer
Pelagius war. Hier wollen wir hinzusetzen,
daß ihm Augustin das Zeugniß giebt: er sei
ein Mann von einem sehr schönen Verstande,
schnellem Wiz und grossen Scharfsinn gewe-
sen; ein Mann, der alle jene Stärke hatte,
welche dazu gehört, seine Meinungen durch die

wahrschein-

wahrscheinlichsten Gründe zu vertheidigen *). Ferner: daß er als ein Heiliger betrachtet wurde, der es in der Gottseligkeit sehr weit gebracht, der alles verkauft und unter die Armen vertheilt habe; dessen Leben sehr keusch, und dessen ganzer Wandel untadelhaft gewesen sei **). Hieronimus indessen, dem es nicht leicht möglich war, von denjenigen, wider die er schrieb, etwas Gutes zu sagen, spricht mit der größten Verachtung von ihm, und um zur Probe einige seiner Floskeln anzuführen, so schreibt er an einem gewissen Orte ***) von dem Pelagius: Er habe unmässig im Essen und Trinken und allen Arten der Wollust geschwelgt, und deswegen sei er so entsezlich fett geworden, **daß er seine Gegner wohl leichter mit seinem gemästeten Wanst überwiegen, als durch Gründe würde überzeugen können.** Auf die nämliche Art sind diese beide Kirchenväter auch über den Cälestius uneinig; denn jener hält ihn für einen Menschen von Verstand, dieser aber macht ihn zu einem vollkommenen Dummkopf.

Pelagius und Cälestius hatten bei der Ausbreitung ihrer Lehre allerlei Ungemach, beson-

*) Ad Bonifac. lib. 2. c. 3.

**) Epist. 95.

***) Hierom. in Ierem.

besonders in Afrika, zu erdulden. Man hielt verschiedene Kirchenversammlungen wider sie; eine derselben zu Diospolis erklärte sie für Rechtgläubige, und deswegen nennt Hieronimus diesen Sinod das **jämmerliche Concilium zu Diospolis.** Eine andere zu Charthago verdammte sie feierlich. Pelagius, der nebst andern Fähigkeiten die der Heuchelei gewiß in einem sehr hohen Grade besaß, war klug genug, den Bischof von Rom in seine Angelegenheiten zu verwikkeln; er appellirte an ihn, und suchte durch diese seine Aufreizung des römischen Stolzes nichts minders zu bewirken, als eine Uneinigkeit zwischen der römischen und afrikanischen Kirche. Er schrieb einen Brief an den Innocentius, der aber, weil dieser während der Zeit gestorben war, dem Zosimus übergeben wurde. Zu dieser Zeit reiste Cälestius selbst nach Rom, und that das Nämliche mündlich, was Pelagius schriftlich gethan hatte. Zosimus ließ sogleich alle seine übrigen Geschäfte liegen, und widmete sich ganz dieser streitigen Sache. Man berief den Cälestius in die Kirche des heil. Clemens; hier legte er in die Hände des Zosimus ein Glaubensbekenntniß ab, welches so ganz in dem Geiste der ausgelerntesten Sophisterei abgefaßt war, daß Irrthum und Wahrheit auf das unbe-

unbemerklichste ineinander flossen. Zosimus ließ sich hintergehen, und erklärte die Lehre des Cälestius für orthodox. Zugleich schrieb er einen nachdrüklichen Brief an die afrikanischen Bischöfe, worinn er ihnen zu verstehen gab, daß er eben nicht ihrer Einsichten und ihres Raths bedürfe, sondern daß er zu wissen begehre, was sie wider diese beiden Männer einzuwenden hätten, und daß die Ankläger des Cälestius sich binnen zwei Monaten zu Rom einfinden sollten u. s. w.

Die afrikanischen Bischöfe befremdete dieses eigensüchtige Betragen des Zosimus nicht wenig; sie konnten nicht begreifen, wie der Bischof zu Rom dazu komme, sich solcher Rechte gegen sie anzumaaßen, und wie er sich so habe täuschen lassen können, die Irrthümer des Cälestius nicht zu bemerken. Man machte neue Uiberl gungen hierüber, und endlich trat ein Concilium von 214 Bischöfen zu Charthago zusammen, welches den Pelagius und Cälestius wiederholt verdammte. Sie schikten in einem Briefe ihre Entschließungen nach Rom, mit dem Bedeuten, sie hätten blos dasjenige aufs neue bestättigt, was bereits Innocentius auch gebilligt habe. Diese Wendung war zu fein, daß Zosimus nun nicht auf ihre Seite hätte treten sollen, denn die Authorität seines Vor-

fahrers hatte zu viel Einfluß auf die seinige, um sie nicht nach allen Kräften zu befestigen. Es kam späterhin noch ein kaiserlicher Befehl hinzu, welcher die Pelagianische Lehre ausdrüklich verbannte.

Man muß sich über dieses so strenge Betragen gegen den Pelagius nicht wundern, denn seine Grundsätze schienen zu gefährlich, als daß nicht die Rechtgläubigen wider ihn hätten aufgebracht werden sollen. Diese Grundsätze waren folgende: Der Mensch kann durch seinen freien Willen, und ohne Beistand der göttlichen Gnade das Gute thun, und das Böse unterlassen. — Wenn die Gnade nöthig wäre, so würde Gott ungerecht handeln, wenn er sie nicht gleich austheilte. — Es giebt keine Erbsünde, und die Sünde überhaupt ist nicht durch eine natürliche Fortpflanzung auf die Nachkommenschaft gekommen. — Adam war schon von Natur und vor seinem Falle sterblich. — Die Sünde ist nicht die Ursache des Todes. — Es sind drei Wege zur Seligkeit, das Gesez der Natur, Moses und Christi. — Die guten Werke der Heiden sind vor Gott angenehm, obschon sie ohne seine besondere Gnade verrichtet werden u. s. w.

Augustin ergrif die Gelegenheit als Widersacher der Pelagianischen Lehre sowohl in verschiedenen Sinoden, als besonders in seinem Buch de peccato originis die Lehre von der Erbsünde zu vertheidigen; und so, wie er seinerseits voll Geist und Wiz seine Gegner bekämpfte, so that Hieronimus, sein Mitgehilf, das Seinige durch Heftigkeit.

Nach einiger Zeit trat ein neuer und mächtiger Partheigänger des Pelagius auf; Julianus, Bischof von Eklana. Seine Meinungen waren aber von denen seines Vorgängers in einigen Punkten unterschieden, deswegen nannte man auch diese neue Lehre den halben Pelagianismus. Sie bestand darinn: Erstens wäre die Wahrheit deutlich genug geoffenbaret worden, so könnten wir durch unsern freien Willen glauben, so zwar, **daß unser Glaube nicht eine Gabe Gottes, sondern unser eigenes Werk sei.** Zweitens zu allen übrigen guten Werken ist die Gnade nöthig. Drittens durch die Gnade kann man nichts anders verstehen, als jene Güte Gottes, welche der menschlichen Vernunft die Fähigkeit des Reichthums gegeben hat. — Uibrigens war Julian ein Mann von einem grossen Verstand; im neunten Jahrhundert entdekte man sein Grab mit

der

der Aufschrift: Hier ruhet in Frieden Julianus, ein rechtgläubiger Bischof.

Es dauerte nicht lange, so wurde Zosimus in eine neue Streitigkeit, und zwar mit einigen Bischöfen von Gallien verwikkelt; die Veranlassung hiezu war folgende: Kraft eines alten Rechts sollte der Bischof der Metropolit der Hauptstadt sein. Patroklus, Bischof von Arles, suchte diese Würde auf sein Bisthum überzutragen, und appellirte deswegen an den Zosimus. Dieser mischte sich sogleich in die Angelegenheit, nahm den Patroklus in seinen Schuz, ertheilte ihm das Metropolitenrecht, und drohte in einem Briefe, daß er diejenigen in den Bann thun würde, welche sich seinem Befehl nicht fügten. Voll Erstaunen hörten die Bischöfe von Gallien diesen sonderbaren Befehl des Zosimus. Es entstand ein langer und weitläufiger Streit zwischen beiden Partheien darüber, worinn aber die Bischöfe von Gallien, und besonders Prokulus, so viel Standhaftigkeit bewiesen, daß Zosimus früher starb, als er seinen Endzwek erreichen konnte.

Noch eine wichtige Begebenheit ereignete sich zur Zeit des Zosimus. Ein gewisser afrikanischer Priester Apiarius, den sein

Bischof Urbanus verschiedener Laster wegen abgesezt hatte, appellirte ebenfalls nach Rom. Zosimus, der keine Gelegenheit vorbei ließ, die Gränzen seiner Macht zu erweitern, oder die bereits erlangte Macht zu üben, nahm diese Appellation nicht nur willig an, sondern sezte auch den Apiarius eigenmächtig wieder in seine Würde ein. Die afrikanischen Bischöfe, beleidigt über den kühnen Eingrif in ihre Rechte, nannten diese That öffentlich eine Handlung des Despotismus. Zosimus konnte hiebei nicht gleichgültig bleiben; er schikte den Faustinus, Bischof von Potentina, und zwei römische Aelteste, den Philippus und Asellus, als Deputirte nach Afrika. Diese traten vor der Versammlung der afrikanischen Bischöfe auf; man verlangte ihre schriftliche Instruktion. Der erste Punkt derselben lautete: daß vermöge eines Canons des Nicäischen Conciliums die Bischöfe an den Stuhl zu Rom appelliren könnten; die ganze Versammlung erstaunte hierüber; man war sich nicht bewußt, daß je ein solcher Canon zu Nicäa festgesezt worden sei; man schlug verschiedene griechische und lateinische Exemplare nach, und fand endlich nach der genauesten Untersuchung, daß Zosimus das Sardicensische Concilium mit dem Nicäischen verwechselt habe. — Faustinus, ein hizziger Mann, bot die gan-

ge Kraft seiner Lunge auf, die afrikanischen Bischöfe über ihr Mißtrauen gegen den römischen Bischof zu bestrafen, und die Lossprechung des Apiarius zu bewirken. Man kehrte sich aber wenig daran, und Apiarius fiel neuerdings in die Verdammung. Wir wollen hier gleich hinzusetzen, daß unter dem Pabst Cälestinus die nämliche Streitigkeit wieder begann. Faustinus kam noch einmal nach Afrika; die Bischöfe versammelten sich neuerdings; Apiarius gestand hier zur Beschämung des Faustinus freiwillig alle seine Laster und Abscheulichkeiten; das Verdammungsurtheil wurde wiederholt, und an den Cälestinus schikte man einen Brief, welcher die nachdrükliche Erinnerung enthielt: daß Rom sich nicht ferner in Angelegenheiten mische, die nur die Kirche von Afrika betreffen.

Zosimus starb den 26. Dezember im Jahre 418. Es läßt sich nicht läugnen, daß er ein Mann von vieler Klugheit, Geschiklichkeit und Geistesstärke war; nur verdunkelte sein Stolz und seine Herrschsucht, die keinen Widerspruch vertragen konnte, die besseren Eigenschaften sehr. Er war der erste, der sich des Ausspruchs: **denn so ist es dem apostolischen Stuhl gefällig**, bediente; und wie sehr sein gebieterisches Wesen in Afrika Eindruk gemacht habe, beweist

das Schreiben der afrikanischen Bischöfe an den folgenden Pabst Bonifacius, worinn ausdrüklich gesagt wird: „ da es dem all„ mächtigen Gott gefallen hat, dich auf „ den Thron der römischen Kirche zu erhe„ ben, so hoffen wir, daß wir nicht mehr „ die Wirkungen des fleischlichen Stolzes „ und jener Arroganz fühlen werden, die „ billig niemals in der Kirche Christi hätte „ Plaz finden sollen. „

Zosimus soll die Gewohnheit abgeschaft haben, die Messe mit lauter Stimme zu singen.

XLIII.

Bonifacius.

(419.)

Bei der Wahl des Bonifacius, eines Römers von Geburt, litt die römische Kirche die Unruhen eines neuen Schisma. Der Archidiakon Eulalius ließ sich im Lateran von einigen Aeltesten und Diakonen, und einem grossen Theil des Volks zum Nachfolger des Zosimus ausrufen. In der Kirche der heil. Theodora hingegen wählten Bischö-

fe,

se, Diakonen und das Volk, den Bonifacius. Der Befehlshaber von Rom, Simmachus, war auf der Seite des erstern; er machte einen Bericht an den Kaiser Honorius, worinn er die Wahl des Bonifacius für unrechtmässig erklärte. Der Kaiser befahl, man solle dem Bonifacius in Güte zureden, sich des römischen Bisthums zu begeben. Dieser achtete aber nicht darauf; es entstand ein Handgemenge unter den beiden Partheien; Simmachus ließ den Bonifacius aus Rom verweisen, und Eulalius nahm öffentlich von der Peterskirche Besiz. Die Bischöfe, welche den Bonifacius gewählt hatten, wollten diese Unbilligkeit nicht gleichgültig hingehen lassen; sie baten in einem Briefe den Kaiser, die Sache genau und unpartheiisch untersuchen zu lassen. Honorius willigte darein, er machte Anstalt zu einem Concilium, welches den 13. Junius sollte gehalten werden. Die beiden Päbste erhielten indessen den Befehl, während dieser Zwischenzeit in einiger Entfernung von Rom zu bleiben. Das Osterfest kam heran, und Achillius, Bischof von Spoleto, wurde bestimmt, die Ceremonien zu Rom zu verrichten. Dies reizte den ganzen Eifer des Eulalius; er eilte, troz des Gegenbefehls, nach Rom, versammelte das Volk, sperrte den Achillius ein, und übte das vollkommene

ne Amt des Bischofs aus. Kaum erhielt der Kaiser hievon Nachricht, als er, ohne die Entscheidung des Conciliums zu erwarten, den Eulalius aus Rom verweisen, und den Bonifacius als rechtmässigen Bischof einsetzen ließ.

Dieser machte es sich zum ersten Geschäft seiner Regierung, einen Brief an den Kaiser zu schikken, worinn er ihn um eine nachdrükliche Verordnung wider diejenigen bat, welche mehr durch ihre Ränke, als durch Verdienste nach dergleichen Würden streben. Honorius ließ dann zu diesem Ende einen scharfen Befehl ergehen.

Außer einer bald beigelegten Streitigkeit mit den illirischen Bischöfen wissen die Geschichtschreiber nicht viel merkwürdiges vom Bonifacius zu erzählen; um so mehr, da er weit von jenem stolzen Herrschgeiste entfernt war, der eigentlich dazu gehört, wenn Rißhelligkeiten und Unruhen angezettelt werden sollen; und obschon er seinen Rechten nichts vergeben lassen wollte, so enthielt er sich doch immer jener gewaltsamen und übermüthigen Maaßregeln, welche sich einige seiner Vorfahren erlaubt hatten. Ein vorzüglicher Beweis seiner Billigkeits- und Gerechtigkeitsliebe war dieser, daß er die

von dem Zosimus dem Bischof von Arles zugestandene Metropolitenwürde dem rechtmässigen Besitzer derselben wieder einräumte. Der Widerspruch zwischen diesen Handlungen zweier gleich auf einander folgenden Päbste ist freilich sehr auffallend; aber die Geschichte bestärtigt ihn ausdrüklich.

Noch dankt die Kirche dem Bonifacius die Abschaffung einer gewissen Andacht, die man Vigilfeier nannte. Es versammelten sich am Vorabende eines Märtirerfestes die Gläubigen bei den Gräbern der Märtirer, und wachten die ganze Nacht im Gebet. Was aus dieser Andacht endlich geworden sei, erzählt Augustin in seinem 115. Sermon. „Diese heilige Oerter, sagt er, wo „die Körper der Märtirer aufbehalten „werden, sind zu einer Pesthöhle gewor„den, und zu einem Schauplaz der Tän„zer. Ganze Nächte singt man hier ab„scheuliche Lieder, und die Singenden tan„zen dabei. „

Bonifacius starb den 25. November im J. 422. Er erreichte ein sehr hohes Alter. Man erzählt, daß er bei einer Hungersnoth der Stadt Rom grosse Dienste geleistet habe.

XLIV.

Cälestinus.

(422.)

Cälestinus, ein gebohrner Römer, bestieg unmittelbar nach dem Tode des Bonifacius den römischen Stuhl. Zwar wurde Eulalius, welcher sich in Kampanien aufhielt, von seinen Freunden beredet, noch einmal sein Glük zu versuchen; aber er hatte seine Gelehrsamkeit zu lieb gewonnen, um sich neuerdings in Zänkereien einzulassen.

In den ersten Jahren der Regierung des Cälestinus ereigneten sich abermals verschiedene bischöfliche Streitigkeiten, in welchen man nach Rom appellirte; besonders wurde die bereits angeführte afrikanische wegen des Apiarius mit neuer Heftigkeit fortgesezt.

In Brittanien breitete sich um diese Zeit die Pelagianische Lehre außerordentlich aus; ein gewisser Agrikola, der Sohn eines brittischen Bischofs, war der Hauptverbreiter derselben. Aber dem Lauf der Dinge gemäß mußte sich an die Pelagianische Lehre,

die

die nun schon allmählig alt zu werden anfieng, wieder eine neue anschließen. Das Jahr 430 ist eins der merkwürdigsten in der Geschichte der Kirche. Zwei mächtige Partheien traten öffentlich im Orient gegen einander auf, Nestorius, Bischof zu Constantinopel, und Cirillus, Bischof zu Alexandria.

Nestorius behauptete: der Titel **Mutter Gottes**, mit welchem man die Jungfrau Maria zu ehren pflegte, sei sowohl unschiklich, als für die Einfältigen verführerisch. Er schloß so: Wie man ohne eine gewisse Gotteslästerung nicht sagen kann, daß Gott von einem Weibe gebohren sei, daß Gott gelitten habe, daß Gott gestorben sei: also kann man auch nicht behaupten, daß die Jungfrau Maria die Mutter Gottes sei. Wir müssen uns nicht einbilden, sagte er, daß Gott oder das Wort von der Jungfrau Maria gebohren sei, sondern wir müssen glauben, daß Gott oder das Wort mit dem, der von der Jungfrau Maria gebohren worden, vereinigt ist. Die Mutter Christi war seiner Meinung nach die Benennung, mit welcher man Mariam ehren müsse; denn darinn sei alles enthalten, was man mit Wahrheit von ihr sagen könne.

Kaum war also Cirillus benachritiget, daß Nestorius diese Lehre öffentlich in seinen Predigten vortrage, als er schon alle Triebräder in Bewegung sezte, diesen Irrlehrer zu stürzen. Er suchte das Volk zu Constantinopel aufzuwiegeln, und durch verschiedene an die kaiserliche Familie erlassene Briefe die Ungnade des Kaisers auf den Nestorius zu laden. Nestorius konnte dies alles für nichts anders, als eine öffentliche Kriegserklärung ansehen; er suchte gleiches mit gleichem zu vergelten, und berief zu Constantinopel eine Kirchenversammlung, wo die anwesenden Bischöfe seine Lehre billigten, die Bestreiter derselben aber, worunter Cirillus vorzüglich mitbegriffen war, in den Bann legten; und um seinem hochgereizten Eifer recht Luft zu machen, so ließ er verschiedene Geistliche, Mönche und Laien, welche dem Cirillus ergeben, und als Anstifter des geschehenen Aufruhrs bekannt waren, ins Gefängniß werfen, und kräftig geiseln; zu dieser Wuth brachte ihn ein öffentlich angeschlagenes Pasquill, worinn er für einen Erzketzer und Nachfolger des Paul von Samosat erklärt wurde.

Bei allem diesen glaubten sich doch beide Partheien nicht stark genug; Nestorius sah sich zu erst nach Beistand um, und schik-

te mit einem Briefe seine Predigten nach Rom an den Cälestinus. Cirillus erfuhr dies, und sogleich schrieb auch er, und da ihm wohl bewußt war, daß in Rom Niemand griechisch verstünde, so ließ er in aller Eil von des Nestorius griechischen Predigten lateinische Uibersetzungen machen, und sendete sie ebenfalls nach Rom. Er hatte sich nicht geirrt. Nestorius Brief kam zwar früher an, aber man mußte alle seine Schriften erst nach Frankreich zur Dollmetschung schikken. Indessen trafen die Nachrichten des Cirillus ein; Cälestinus erschrak über die entsezlichen Ketzereien des Nestorius, und brach ihm den Stab, ohne die übersezten Schriften aus Frankreich zu erwarten. Er berief sogleich ein Concilium nach Rom, wo sein Urtheil rechtskräftig gemacht wurde. Dieses Urtheil schikte er in einem eigenen Briefe dem Nestorius zu, mit dem Beisaz: daß, wenn er nicht binnen zehn Tagen seine Lehre öffentlich widerrufen würde, er seines Bisthums entsezt sein sollte. Nestorius nahm seinen Entschluß, und erklärte in einer bald darnach gehaltenen Predigt: daß er geneigt sei, den Titel Mutter Gottes anzunehmen, jedoch nur in der Bedeutung, daß der von Maria gebohrne Mensch mit der Gottheit vereinigt sei; diese Erklärung that er, um nach seinen Ausdrükken Ruhe und

Friede

Friede in der Kirche zu erhalten, indem dieser Streit wohl üblere Folgen nach sich bringen könnte, als seine Feinde sich einbildeten.

Das bildete aber Cirillus sich nicht ein. Er fand neuerdings grosse Ketzerei in der leztern Erklärung des Nestorius, und es kam endlich zu einem allgemeinen Concilium, welches der Kaiser Theodosius nach Ephesus verschrieb. — Cirillus war Kläger und Zeuge, und eine einzige Session, wo bei weitem nicht alle berufene Bischöfe versammelt waren, reichte zu der Entscheidung hin: **Unser Herr Jesus Christus, wider welchen der gottlose Nestorius seine Lästerungen ausgespien hat, entsetzt ihn durch den Mund der hier versammelten Bischöfe seiner bischöflichen Würde, und schließt ihn aus der Gemeinschaft der Bischöfe aus** *). — Gregor von Nazianz sagte schon von den Concilien seiner Zeit: " daß er noch keine Ver-
„ sammlung der Bischöfe gesehen habe, die
„ gut abgelaufen sei, vielmehr hätte sich
„ das Uibel meistentheils verschlimmert; Vor-
„ urtheil, Mißgunst, Neid, Partheilichkeit,
„ Rechthaberei wären gemeiniglich die Trieb-
„ federn aller Entscheidungen gewesen; die-
„ jenigen, welche sich des Richteramts über
„ andere

*) Concil. general. T. 3. p. 534.

„ andre anmaßten, hätten sich von ihrem per-
„ sönlichen Groll verleiten lassen, und ihr
„ Eifer habe vielmehr gegen die Person des
„ Verbrechers, als gegen die Verbrechen
„ selbst gewüthet. „ *) Von dem gegen-
wärtigen Concilium zu Ephesus aber schrieb Isidor, Bischof zu Pelusium insbesondere an den Cirillus: „ Euer Betragen, und das
„ ganze von Euch zu Ephesus aufgeführte
„ Trauerspiel erregt bei vielen Aergerniß und
„ Aufsehen. Man sagt laut, daß Ihr nichts
„ als Rache an Euern Feinden verübtet.
„ Ihr hättet klüger gehandelt, ganz zu
„ schweigen, als daß Ihr auf Kosten des
„ öffentlichen Friedens und der Ruhe der
„ Kirche, blos für Eure Person Rache gesucht
„ und unter dem Schein der Frömmigkeit und
„ Religion so viel Uneinigkeit in der Kirche
„ angerichtet habt. „ **)

Wie eigenmächtig Cirillus gehandelt habe, beweist nebst andern Umständen, zu deren Herzählung der Raum zu enge wird, dieses: daß er nicht einmal die Ankunft der römischen Deputirten beim Concilium erwartete. Da aber Cälestinus diesen schon die Weisung gegeben hatte, daß sie alles, was Ciril-

*) Epist. 55.

**) Lib. II. epist. 110.

Cirillus thun würde, unterschreiben sollten: so fiel ganz natürlich auch der römische Donner über den Nestorius. Dieser, verdammt, abgesezt, von seinen Feinden verfolgt, verbarg sich in sein voriges Kloster; aber bald schikte ihn Theodosius der jüngere auf Ansuchen des Cälestinus nach Oasis in Egipten ins Elend; diese Stadt ward bald nachher zerstört, und so irrte dann Nestorius lange herum, bis er endlich, man weiß nicht genau wo, in der äußersten Mühseligkeit starb.

Cälestinus schrieb im Jahr 428 einen Brief an die französischen Bischöfe. Der erste Punkt desselben ist merkwürdig. " Wir haben
„ vernommen, sagt er, daß einige Geistliche
„ sich mehr mit abergläubischen Ziererein
„ ihres Körpers als mit der Bildung ihres
„ Geistes beschäftigen. Wenn sie lange Klei-
„ der und Gürtel um den Leib tragen, so
„ meinen sie, den Sinn der Schrift zu be-
„ folgen, da sie doch nur an dem Buchsta-
„ ben bleiben: **Umgürtet eure Lenden.**
„ Bei einer solchen Auslegung müssen sie
„ auch brennende Lampen und Stäbe in den
„ Häuden tragen, denn das steht auch in der
„ Schrift. Aber die Klugen fassen die ver-
„ dekte Bedeutung dieser Ausdrükke. Wer
„ sich vom grossen Haufen unterscheiden
„ will, thue es durch Wissenschaft und

Frömmig-

„ Frömmigkeit, aber nicht durch den „ Rok und dessen Schnitt. Durch solche „ Neuerungen verblenden wir die Schwa„ chen, und doch sollen wir diese ja nicht „ täuschen, sondern belehren, nicht ihre Au„ gen neugierig, sondern ihre Herzen geleh„ rig machen. „ — Eine sehr treffende Lehre für die Geistlichkeit überhaupt.

In einem andern Briefe an die franzö-sischen Bischöfe handelt Cälestinus von der Gnade; er schrieb diesen Brief auf Zureden Augustins. Einige sind der Meinung, dieser Brief und noch einige von den vierzehn, welche den Cälestinus zum Verfasser haben sollen, seien untergeschobne Waare.

Man hat übrigens noch einige Verordnungen, welche Cälestinus in Ansehung der Messe machte, z. B. die Einführung des Introitus, des Graduals, des Offertoriums u. s. w. Er starb im Jahr 432 im zehnten Jahr seiner Kirchenverwaltung.

XLV.

Sixtus III.

(432.)

Baronius sagt in seinen Anmerkungen zum römischen Martirologium: Sixtus habe so mancherlei wichtige Dinge gethan, daß ein grosses Buch zu deren Aufzeichnung kaum hinlangen würde. Indessen findet man doch sowohl beim Baronius selbst als bei allen übrigen Geschichtschreibern so wenig merkwürdige Thatsachen von ihm, daß man in einigen Seiten bequem damit fertig werden kann.

Sixtus war von Geburt ein Römer; seine Wahl fiel so einstimmig aus, wie fast bei keinem der bisherigen Päbste. Ein gewisser Bassus soll nicht lange nach seiner Erwählung ihn wegen einer schändlichen Handlung angeklagt haben. Ein deswegen zusammengetrettener Sinod von 56 Bischöfen fand aber die Klage falsch, und Bassus wurde als ein Verläumder von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen.

Das Feuer, welches durch den Nestorius angezündet worden war, brannte noch

immer

immer fort. Johannes, Bischof von Antiochien, wollte der Verdammung des Nestorius nicht so schlechterdings beitretten, und mit ihm noch verschiedene andere Bischöfe; Cirillus aber blieb bei seinem vorigen Eifer. Sixtus schrieb einen Brief in der Absicht, die morgenländische Bischöfe untereinander auszusöhnen; aber sein guter Wille hatte nicht die erwünschte Wirkung; denn so wenig Johannes des Cirillus wegen seine Meinung zu ändern geneigt war, eben so wenig wich Cirillus.

Die Pelagianer fanden einen wachsamen Kirchenhirten am Sixtus; er war ihnen auf der Spur, wo er konnte. — Es werden ihm einige Verordnungen zugeschrieben, welche die Anklagen der Priester und Bischöfe betreffen. Man behauptet, er habe den ersten Ablaß ertheilt, und zwar auf dir Kirche Maria der Grössern zu Rom, die von ihm soll gebaut worden sein. Seine Regierung dauerte acht Jahre und neunzehn Tage. Er starb im Jahr 440.

XLVI.

XLVI.

Leo.

(440.)

Dieser Pabst hat einstimmig den Ehrennamen der Grosse erhalten, und er scheint ihn wenigstens so gut als manche Grossen in der Geschichte zu verdienen. Er war zu Rom gebohren. Seine vorzügliche Gaben und Fähigkeiten brachten ihn zu seiner Würde, denn Niemand zu Rom wagte es nach Sixtus Tode, mit dem Leo zu wetteifern. Seine Ordination geschah des 29. September im Jahr 440.

Leo gehört unter diejenigen Päbste, welche die Erweiterung der römischen Bischofsgewalt zu ihrer wichtigsten Angelegenheit machten. Er bewies dieses vorzüglich durch sein Betragen gegen den Bischof von Arles, Hilarius. Der Fall war folgender. Hilarius, ein standhafter Vertheidiger der alten Kirchenzucht, hatte ein Concilium zusammenberufen, wo über den Bischof von Besançon, Celidonius, welcher angeklagt war, daß er vordem als Laie das Richteramt bekleidet, und eine Wittwe geheurathet hätte, geurtheilet werden sollte. Alle Bischöfe stimm-

ten überein, daß Celidonius abgesezt werden müsse. Unzufrieden mit diesem Ausspruch, und angereizt durch verschiedene schon geschehene Beispiele appellirte Celidonius schlechterdings nach Rom; er reiste in dieser Absicht selbst hin, stellte sich vor Leo, und verlangte von diesem Schuz und Genugthuung für die ihm widerfahrne Unbilde. Leo ergrif mit Vergnügen eine Gelegenheit, wo er die französischen Bischöfe auf die Probe stellen könnte, ob sie noch so standhafte Vertheidiger ihrer Rechte wären, als vordem. Er nahm die Appellation an, sezte den Celidonius in die Gemeinschaft der römischen Kirche ein, und erlaubte ihm ungehindert zu Rom seine Amtsgeschäfte zu verrichten. Dieses Verfahren machte in Frankreich allen den Eindruk, den es machen mußte; man war höchst mißvergnügt, und Hilarius entschloß sich, zu Fuß eine Reise nach Rom zu thun, um durch eine persönliche Unterredung dem Leo die wahre Beschaffenheit der Umstände vorzulegen, und ihn dann auf bessere Gedanken zu bringen. Die beiden Bischöfe kamen zusammen. Hilarius redete als ein Mann, der sich seiner guten Sache bewußt ist, aber doch auch mit jener Bescheidenheit, die er dem ersten Bischof der römischen Kirche schuldig zu sein glaubte. Leo machte den Vorschlag, den Celidonius noch einmal, und

zwar

zwar in Gegenwart des Hilarius zu verhören; dieser willigte ein. Was hier eigentlich gesprochen wurde, ist nicht bekannt. Aber das Ende der Unterredung machte Leo damit, daß er den Hilarius **greifen und in Verwahrung bringen ließ** *). Billig erstaunt man über diesen verwegenen Schritt des Leo, den bisher noch keiner seiner Vorgänger gewagt hatte! —

Zugleich wurde der ganze Ausspruch der französischen Bischöfe für nichtig erklärt, und ein Tag bestimmt, an welchem die Sache des Celidonius aufs neue untersucht werden sollte. Hilarius, der nach einem solchen Beweise der römischen Gewaltthätigkeit, nicht Lust hatte, die noch auf ihn wartende Mißhandlungen auszudauern, suchte Mittel und Wege heimlich zu entkommen; es gelang ihm. Leo wurde darüber äußerst aufgebracht; er gieng in seinem Zorn so weit, daß er das ganze Concilium der französischen Bischöfe aufhob, den Celidonius wieder in seine vorige Würde einsezte, den Hilarius von der Gemeinschaft des apostolischen Stuhls ausschloß, ihm die Gerichtsbarkeit der sieben Provinzen benahm, und ihn für unfähig erklärte, einen Bischof zu ordiniren, oder auch nur der Ordination beizuwohnen. Leo ließ es hiebei noch nicht

*) Leo M. opp. Tom. I. p. 744.

nicht bewenden; er schrieb späterhin einen Brief, worinn er den Hilarius verschiedener persönlicher Laster beschuldigte; er nennt ihn einen Schandfleck des bischöflichen Ordens, denn — er habe einen Aufruhr wider den heiligen Stuhl angezettelt u. s. w. — Wir wollen die weitere Folge dieser Zänkerei nicht anführen.

Es war ein Meisterstük von Staatsklugheit, wie Leo diese Mißhelligkeit gegen den frommen und minder staatsklugen Hilarius zu benutzen wußte. Kaiser Valentinian, einer der schwächsten Kaiser, die je im Occident regierten, war grade der Mann, der ihm zur Ausführung seiner Absicht taugte. Mit einer wortvollen und aufgedunsenen Schilderung der Unruhen in der französischen Kirche, besonders zu Arles, fieng Leo sein Stratagem an. Er stellte dem Kaiser die Gefahr sehr lebhaft und in jenen Faben vor, die er zu brauchen pflegte, wenn vom Hilarius die Rede war, in welche die Religion gerathen müßte, wenn ein so boshafter Mensch wie Hilarius länger etwas in Frankreich zu schaffen hätte. Mit einem Worte: Leo brachte den jasagenden Valentinian dahin, daß er einen gemessenen Befehl ergehen ließ: **die Bischöfe von Frankreich sollen**

len hinkünftig ohne Widerrede dem apostolischen Stuhl allen Gehorsam leisten. — In der That, Leo hätte nichts sonst als dieses thun dürfen, um an dem römischen Hofe mit Recht den Beinamen der Grosse zu verdienen. Aber es war hieran noch nicht genug. Leo nicht zufrieden, nur den Hilarius und die übrigen französischen Bischöfe unter seinen Fuß zu bringen, spannte den Bogen noch weiter, und vermochte so viel, daß Valentinian in dem erlassenen Befehl ausdrüklich miterklärte: Alles dasjenige soll als ein unverbrüchliches Gesez beobachtet werden, was der römische Bischof verordnet; wenn er nach Rom citirt, soll mittelst der obrigkeitlichen Gewalt hingezwungen werden; Leo hat das Recht in der Kirche anzuordnen, was er will; er bedarf keiner Macht, als der seinigen *). Hiedurch wurden mit eins alle Dämme der vorigen Kirchenzucht niedergerissen. Von da begann die despotische Alleinmacht des Bischofs von Rom, und jenes Hirngespinst von Infallibilität, womit die Päbste darum groß thaten, weil die weltliche Macht sie so übermässig privilegirt hatte. Wir stossen hier auf die traurige Epoche, wo Kirchenmacht und Pabstmacht ineinander floß, und die Päbste anfiengen, sich für die Kir-

che

*) Concil. general. T. 3.

che halten zu lassen, eine Usurpation, wovon wir in der Folge die schreklichsten Wirkungen sehen werden.

Zur Zeit des Leo gab es zu Rom viele Manichäer; man war sehr aufmerksam auf sie, und diejenigen, welche als solche entdekt wurden, kamen in Gefahr eingesperrt zu werden. Es war also sehr natürlich, daß sie auf Mittel dachten, aus Rom zu entkommen. In dieser Absicht schikte Leo ein Circularschreiben an alle Bischöfe, worinn er sie warnte, daß sie in Ansehung dieser Ketzer auf ihrer Hut sein, und sich ihrer Personen bemächtigen sollten. Auf eine ähnliche Art verfuhr Leo mit den Priscillianisten, welche sich in Spanien sehr verbreiteten. Er schrieb diesfalls einen Brief an den Bischof von Astorga, Turibius; er muntert darinn zu einem unermüdeten Eifer gegen die Irrgläubigen auf; er verdammt die Lehre der Priscillianisten als eine gottlose Ketzerei, und erklärt diejenigen eben so schuldig, welche sie duldeten, als die Ketzer selbst.

Nebst den Manichäern und Priscillianisten fand der Eifer des Leo eine ungleich stärkere Nahrung in der eben erwachenden Ketzerei der Eutichianer. Der Urheber derselben war Eutiches, Abt eines vornehmen

Klosters

Klosters zu Constantinopel. Er zeigte sich als ein grosser Eiferer gegen den Nestorius, und eben dieser Eifer führte ihn, zum warnenden Beispiel aller zu starken Orthodoxen, in einen neuen Irrthum. Er lehrte: Christus habe einen himmlischen Leib mit sich gebracht, und diesen durch den Leib der Jungfrau Maria, wie durch einen Kanal, geführt; und durch eine persönliche Vereinigung sei die menschliche Natur von der göttlichen so verschlungen worden, daß in Christo nur Eine Natur übrig geblieben sei.

Kaum hatten die Bischöfe des Patriarchats von Antiochien von dieser Eutichianischen Lehre Nachricht, als sie mit vereinigten Kräften sich dagegen aufmachten. Sie sezten sich in aller Eile zu einem Concilium zusammen, worinn diese Lehre verdammt wurde. Dioscorus, der unterdessen anstatt des Cirillus Bischof zu Alexandrien geworden war, nahm sich des Eutiches an. Dies war das Signal, daß sogleich die ganze Armee der egiptischen Mönche sich zur Fahne ihres Patriarchen rottete, und die Sache ihres Mitbruders, von der sie freilich nichts verstanden, mit wahrer mönchischer Tapferkeit vertheidigte. Und so brach der erst seit einigen Jahren erloschene Krieg neuerdings

erdings los; ein Krieg, der, wie ein neuer Schriftsteller sagt, sich nicht wie die bisherige Kirchenkriege nur mit Concilien und den Folgen derselben, mit Bann, Absetzungen, und Verbannungen endigte, sondern mit öffentlichen Schlachten und Blutvergießen, dabei einer der berühmtesten Prälaten dieser Zeit das Leben verlohr.

Im Jahr 448 berief Flavianus abermal ein Concilium nach Constantinopel; wo Eutiches das zweitemal verdammt wurde. Mit diesem Ausspruch war Eutiches nicht zufrieden, er appellirte an ein allgemeines Concilium. Insbesondere schrieb er einen weitläufigen Brief an den Leo nach Rom, worinn er ihm die Ungerechtigkeit der geschehenen Verdammung zu beweisen suchte. Indessen versammelte sich zu Ephesus ein Concilium von 120 Bischöfen; Leo schikte drei Deputirte hin mit der Weisung, sich in allem nach den Meinungen des Flavianus zu bequemen. Zugleich schrieb er an diesem Bischof einen Brief, der unter die schäzbarsten Denkmäler des Alterthums gehört; er behandelt darinn die Lehre von dem Geheimniß der Menschwerdung. Auch schrieb Leo bei dieser Gelegenheit noch verschiedene andere Briefe über den nämlichen Gegenstand; er behauptet:

tet: die Irrthümer des Eutiches rührten von bloſſer Unwiſſenheit her; denn dieſer Mönch ſei gar nicht fähig die Lehre der Kirche zu verſtehen u. ſ. w.

Dioſcorus hatte bei dem Epheſiniſchen Concilium den Vorſiz. Eutiches legte ein Glaubensbekenntniß ab, worauf Flavianus den Euſebius, Biſchof von Doriläum, den Ankläger des Eutiches zur Vertheidigung aufforderte. Man fand in ſeiner Rede einige Zweideutigkeiten über die Natur Chriſti; und ſogleich riefen alle einſtimmig: Euſebius verdient lebendig verbrannt und zerriſſen zu werden, denn ſo wie er Trennungen verurſachte, ſo ſoll er billig wieder zertheilt werden. Dioſcorus, der damit nicht zufrieden war, verlangte, daß diejenigen, welche nicht ſo laut rufen konnten, zum Zeichen ihrer Mitverfluchung ihre Hände aufheben ſollten. Seine drohende Stimme, die Soldaten und die Mönche, die gefährlicher als die Soldaten ſelbſt waren, brachten die ganze Verſammlung in ein ſolches Schrekken, daß alles die Hände aufhob, und ſchrie: Wer zwei Naturen in Chriſto glaubt, der ſoll verflucht ſein, den ſoll man des Landes verweiſen, in kleine Stükke zerreißen, und ermorden. Man ſieht hieraus, daß Dioſcorus auf der Seite des Eutiches war; deswegen vereinigte er ſich

gegen

gegen die Feinde desselben; Flavianus mußte zuerst seine Wuth empfinden; er verdammte ihn. Als Flavianus dies hörte, protestirte er feierlich wider den Dioscorus; dieser brach hierüber in seinem ganzen Zorne aus; er fiel mit einigen seiner Parthei über den Flavianus her, schlug ihn auf eine barbarische Art; sie warfen ihn auf die Erde nieder, und traten ihn so wüthend mit Füssen, daß er dem Tode nahe war; in diesem Zustande schleppte man ihn ins Gefängniß, und den folgenden Tag, da er noch mit keinem Fusse stehen konnte, wurde er ins Elend verstossen, die Wunden, die Beulen, die außerordentliche Entkräftung seines Leibes machten, daß er auf der dritten Tagreise zu Epipus in Lidien seinen Geist aufgab.

Mit Recht nennt man dieses Concilium eine Räuberversammlung, und Leo nebst andern abendländischen Bischöfen waren zu vernünftig es für rechtmässig zu erkennen. Leo bemühte sich vielmehr ein anders Concilium nach Rom zu berufen, wo sowohl über die Irrthümer als Gewaltthätigkeiten des Dioscorus geurtheilt werden sollte. Als Dioscorus dies erfuhr, rufte er ein Concilibolum von zehn Bischöfen zusammen, und that den Leo feierlich in den Bann. Leo verachtete den Dioscorus zu sehr, um hierüber unruhig

zu

zu werden. Es versammelte sich bald darauf ein Concilium zu Constantinopel; Eutiches und seine Anhänger wurden mit dem Anathema belegt, und Dioscorus seines Bisthums entsezt.

Die Feindseligkeiten hatten dem ungeachtet noch kein Ende. Es kam im Jahr 451 abermals zu einem Concilium, welches anfänglich nach Nicäa berufen war, aber dann zu Chalcedon gehalten wurde. Die Sache des Dioscorus kam hier wieder vor; es liefen verschiedene Schriften ein, worinn Dioscorus ganz abscheulicher Verbrechen beschuldigt wurde, z. B. er führe zum Aergerniß seiner Gemeinde ein wollüstiges Leben; er nenne sich einen König von Egipten u. s. w. Man berief ihn dreimal zur Verantwortung; da er aber nicht erschien, so sezten endlich die päbstlichen Legaten folgendes Urtheil zusammen: Wir Leo, Erzbischof der alten und grossen Stadt Rom, entsezen durch uns und durch den gegenwärtigen Sinod, vermöge der Autorität des h. Petrus, auf welchen die katholische Kirche und der reine Glaube gegründet ist, den Dioscorus seiner bischöflichen Würde, und erklären ihn für unfähig, künftig priesterliche oder bischöfliche Handlungen zu verrichten. Das ganze Concilium unterzeichnete dieses Urtheil, und schikte es an den Kaiser;

Kaiser; dieser bestättigte es, und ließ bald darauf den Dioscorus nach Gangra in Paphlagonien ins Elend bringen, wo er im dritten Jahre starb, ohne das geringste von seinen Irrthümern zu widerrufen.

Unter die denkwürdigeren Handlungen des Leo gehört sein Benehmen gegen den Attila, König der Hunnen. Dieser Eroberer, der sich selbst die Geisel Gottes nannte, fiel im Jahre 452 in Italien ein, und nachdem er schon verschiedene Städte in seine Gewalt gebracht hatte, rükte er gerade nach Rom vor. Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Römer, denn man war schlechterdings nicht im Stande, Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Das einzige Mittel, ein friedlicher Vergleich, war übrig, und ein Mann wurde erfordert, der dies Geschäft auszuführen Muth und Fähigkeit genug hätte. Die Wahl fiel auf Leo. Er übernahm unter einem zahlreichen Gefolge die Gesandschaft ins Lager der Hunnen. Sein majestätisches Ansehen, die Stärke seiner Beredsamkeit, sein verbreiteter Ruhm bewogen den Attila zum Frieden; er begegnete dem Leo mit Achtung und Freundschaft, und zog sich mit seiner Armee bald darauf über die Alpen an die Donau zurük, ohne

in

in Italien irgend noch ein Feindseligkeit auszuüben. — Die geschäftige Einbildung mancher Geschichtschreiber hat bei diesem Vorfall ein Wunder mit ins Spiel gebracht. Man sagt: An der Seite des Leo wären dem Attila zwei Männer von ungeheurer Grösse miterschienen; sie hätten Schwerdter in der Hand gehalten, und sie den Feinden auf die Brust gesezt, mit der Drohung des Todes, wenn sie nicht alles bewilligen würden, was Leo verlangte. — Wer gern Wunder glaubt, hat hier kein kleines vor sich. Wer aber daran zweifeln will, kann sich wenigstens darauf stützen, daß Leo, der doch so fleißig im Schreiben war, gerade von diesem Wunder nirgend etwas gemeldet hat; und eben so wenig findet man in allen gleichzeitigen Schriftstellern die geringste Spur davon.

Nicht so glüklich war im folgenden Jahre Leo mit der Bekämpfung der Mönche in Egipten und Palästina. Diese rasende Art von Menschen, wilder als Attila's Hunnen, hatte sich in den Kopf gesezt, das Chalcedonische Concilium habe Ketzereien gebilligt, und den Grundsätzen des Nicäischen Conciliums zuwider gehandelt. Sie schwuren in ihrer blinden Wuth, alle diejenigen zu ermorden, die nicht die Lehre des Concis-

liums

liums und des Leo verfluchen würden. Ihr Anführer war Theodosius, ein Mensch, der alle Anlage zu einem Räuber hatte; eine Exekution, die ihm Dioscorus vordem angedeihen ließ, indem er frevelhafter Reden wegen halb todt gepeitscht wurde, hatte ihn zur Verzweiflung gebracht. Eutiches gesellte sich zu der Horde dieser Mordbrenner. Ihr erster Zug gieng gegen Jerusalem. Sie bemächtigten sich der Stadt, und ihre angelegenste Sorge war, alle Gefängnisse zu erbrechen, und durch die freigemachten Missethäter ihre ehrenwerthe Armee zu verstärken. Es brauchte nichts sonst, um alle Gräuel der Verwüstung, Mord und Brand zu verüben, als solche Helfershelfer, die nun im vollem Maaß Rache an denjenigen nahmen, durch welche sie zum Gefängniß waren verurtheilt worden. Die würdigsten und frömmsten Männer wurden von diesen Schandbuben niedergemacht. Den Bischof Juvenalis, der nicht zu ihrer Parthei tretten wollte, sezten sie ab, und erhoben ihren Anführer Theodosius auf den bischöflichen Siz von Jerusalem. Nicht besser gieng es in Palästina. Theodosius, der zu Jerusalem schon Uiberfluß an räuberischen Gesindel hatte, schikte Hilfstruppen hin, und man verübte hier ebenfalls alle Grausamkeiten,

deren nur immer fanatische Wuth fähig sein kann.

Leo war nicht im Stande, zur Dämpfung dieser fürchterlichen Empörung mehr zu thun, als Briefe über Briefe, sowohl an die Mönche als andere Personen zu schreiben. Es ist ein tröstlicher Beweis, daß diese Mönche doch noch nicht alle Vernunft verlohren hatten, indem der Brief des Leo so viel Eindruk auf sie machte, daß sie ihren Bischof Theodosius wieder absezten, und viele von ihnen in ihre Klöster zurükkehrten. Indessen würde dies zur Herstellung der Ruhe bei weitem noch nicht hinlänglich gewesen sein, wenn nicht der Kaiser Marcianus sich ins Mittel gelegt, und durch die strengsten Befehle und Drohungen diese Leute entwafnet, und zum Gehorsam zurükgebracht hätte.

Von einer andern traurigen Begebenheit mußte Leo im Jahre 455 Zeuge sein. Kaiser Valentinian war vom Maximus ermordet worden; die zurükgebliebene Wittwe Eudoxia sollte den Mörder ihres Gemahls heurathen. Ihr zerrissenes Herz suchte Rache, ohne zu fragen, ob die Mittel dazu nicht zu unbesonnen ergriffen wären. Sie ließ durch heimliche Bothschaft den berühmten Genserich, König der Vandalen, nach

Rom

Rom rufen. Er kam mit einer starken wohl ausgerüsteten Flotte; die Römer, zu schwach zur Vertheidigung, öfneten ihm die Thore. Jezt versuchte Leo sein Glük und gieng dem Uiberwinder entgegen; er nahm alles zu Hilfe, was sein Ruhm und seine Beredsamkeit nur immer vermögen konnte. Aber Genserich, obschon nicht Heide wie Attila, sondern ein Arianer, blieb unerschüttert, und ließ ganz Rom rein ausplündern; aber was er dem Leo versprochen hatte, nirgends Feuer anlegen und Blut vergießen.

Außer diesen und ähnlichen grösseren Unternehmungen des Leo hat man auch einige minder wichtige kirchliche Verordnungen von ihm. Er befahl, daß jene Jungfrauen, welche in den Nonnenstand tretten, und einer ewigen Keuschheit sich widmen wollten, ihr Gelübd nicht eher, als im vierzigsten Jahre ihres Alters ablegen dürften. Auch schafte er die Gewohnheit ab, daß die Büsser alle ihre Sünden aufschreiben, und vor einer ganzen Versammlung laut ablesen sollten.

Noch müssen wir eine Anekdote anführen, welche von einigen ältern Geschichtschreibern *), und sogar vom heil. Antonius

im

*) Theophilus Raynaldus. Sabellicus. Majolius.

im ganzen Ernste erzählet wird. An einem Osterfeste, wo man zu Rom den Päbsten allgemein die Hand zu küssen pflegte, bemerkte Leo eine schöne Frau. Sein Blut kam darüber in Wallung. Sogleich faßte er den Entschluß, nach der Vorschrift des Evangeliums (und nach dem Beispiel des Origenes) seine Hand abschneiden zu lassen. Seine Nachfolger, die solchen Versuchungen nicht ausgesezt sein wollten, sollen deswegen den Handkuß in — den Fußkuß umgeändert haben.

Uibrigens war Leo ein Mann von grossen und ausgezeichneten Fähigkeiten, die er sowohl zur Vertheidigung des ächten Glaubens, als auch zur Befestigung der päbstlichen Authorität mit allem Eifer anwendete. Von seiner Staatsklugheit haben wir überzeugende Proben gesehen. Seine sehr zahlreichen Schriften verrathen durchaus guten Geschmak, gründliche Beurtheilungskraft, Zierde und Stärke im Vortrag. Man hat ihn unter die Kirchenväter gesezt.

Seine Regierung dauerte 21 Jahre, ein Monat und dreizehn Tage. Er starb im Jahre 461, und wurde in der Peterskirche begraben.

Ein

Ein Jahr zuvor starb der bekannte Säulensteher Simeon, nachdem er durch 36 Jahre sein Leben auf einer Säule zugebracht haben soll. Wir denken hier darum dieses Mannes, weil sein Heiligkeitsruhm so verbreitet war, daß man ihn um die Bestättigung des Chalcedonischen Conciliums angieng, denn Heiligkeit mußte es wohl sein, sonst wär' es unbegreiflich, wie ein so unwissender Eremit, wie Simeon, zu der Ehre hätte komuen können, ein Richter von Bischöfen zu werden. Man erzählt so viele abgeschmakte und abentheuerliche Fabeln von ihm, daß wir das Papier verderben würden, wenn wir nur einige anführten.

XLVII.

Hilarius.

(461.)

Platina ist mit der Lebensbeschreibung dieses Pabstes bald fertig. Er sagt von ihm: „ Nachdem Hilarius durch Errichtung „ und Auszierung vieler Kirchen, durch „ Belehren, Ermahnen, Bestrafen und Al„ mosenaustheilen seine päbstlichen Pflichten „ erfüllt

„ erfüllt hatte, so starb er. „ Wir können aber noch einiges hinzusetzen.

Hilarius war aus Sardinien gebürtig. Leo hatte ihn bereits zu verschiedenen wichtigen Unternehmungen gebraucht, und sonach mit den Grundsätzen des römischen Stuhls ziemlich bekannt gemacht. Er gab hievon einige Beweise. Nebst einer allerdings ärgerlichen Zänkerei mit einigen französischen Bischöfen, von der wir nicht weitläufiger reden wollen, verwikkelte er sich auch mit verschiedenen spanischen Bischöfen in Streitigkeiten. Der Bischof von Barcellona, Irenäus, hatte sein Bisthum vertauscht, worüber man beim Hilarius um Rath fragte; dieser mißbilligte den Kirchengesetzen gemäß die Vertauschung, und verwarf sie. Aber weniger streng verfuhr er gegen den abtrünnigen Bischof Silvanus, den er, obschon sehr viele ein gemeinschaftliches Zeugniß seiner grossen Strafbarkeit gaben, wider die ansehnlichsten Kirchenversammlungen vollkommen lossprach. Dieses Betragen des Hilarius wurde in Spanien sehr zweideutig beurtheilt, und man sah ein, daß der Bischof von Rom nicht im geringsten sich so gezeigt habe, wie ihr Schreiben ihn vermuthete, worinn gesagt wurde: Wir nehmen nach Rom unsere Zuflucht, um von da Antwort

wort zu erhalten, wo nichts ohne reife bischöfliche Uiberlegung unternommen wird. Uiberhaupt zeigte sich hiebei Hilarius von einer nicht gar vortheilhaften Seite, denn weil ihn gewisse Leute einmal zum Vortheil des Silvanus einzunehmen gewußt hatten, so machte ihn diese Vorliebe so ungerecht, daß er die angesehensten Bischöfe Spaniens, welche gegen den Silvanus geklagt hatten, arger Verläumdungen beschuldigte, und schlechterdings zu Lügnern machte.

Im Jahre 467 zeigte sich Hilarius als ein Mann, der mit der Toleranz unserer Tage äußerst unzufrieden sein würde. Der neue Kaiser Anthemius hatte einen gewissen Philoteus mit nach Rom gebracht. Dieser Mann, ein Günstling des Kaisers, war ein Anhänger der macedonianischen Sekte. Aber er hatte so viel Verstand und gereinigte Grundsätze, daß er bei dem Kaiser die ruhige Duldung sowohl seiner, als anderer christlichen Partheien bewirkte, so zwar, daß es erlaubt sein möchte, Gott auf die Art zu dienen, welche man ihm am wohlgefälligsten glaubte. — Diesen Mann sah Hilarius nicht anders als den Antichristen an; er gerieth in einen solchen Eifer, daß er den Kaiser bei der nächsten Gelegenheit in der Peterskirche so lange drängte und preßte,

bis

bis dieser die ganze Begünstigung wieder aufhob, und das Ketzervolk den vorigen Verfolgungen und Kränkungen preis gab. — Was Wunder, wenn auch in neueren Zeiten ein Kaiser, der die Toleranz einführte, von manchem Bischof gedrängt und gepreßt würde!

Diese Handlung war die lezte im Leben des Hilarius, und gerade deswegen wird sie ihm auch von verschiedenen Leuten als seine verdienstlichste angerechnet, obschon andere das Gegentheil behaupten. Er starb am zehnten September des nämlichen Jahrs; seine Regierung hatte fünf Jahre und zehn Monate gedauert. Nebst einigen unterschobenen Briefen, die von ihm vorhanden sind, hat ihn Gratian auch ein Dekret über die Eucharistie fälschlich zugeschrieben.

XLVIII.

XLVIII.

Simplicius.

(467.)

Simplicius war ohnweit Rom zu Tibur, welches jezt Tivoli heißt, gebohren; seine Wahl geschah am zehnten Tage nach dem Absterben seines Vorgängers. Er war noch nicht lange Pabst, als sich im Orient wieder eine Gelegenheit zu bischöflichen Streitigkeiten zeigte. Auf dem Chalcedonischen Concilium war dem Bischof von Constantinopel der zweite Siz nach dem Römischen eingeräumt worden. Acacius, damaliger Bischof zu Constantinopel, besaß nebst andern vortreflichen Eigenschaften auch einen ganz unbändigen Ehrgeiz, und so war ihm sein zweiter Plaz nicht vorzüglich genug; seine Kirche sollte besser als die römische sein; er suchte den Kaiser Leo zu bereden, ihm bei dieser Sache an die Hand zu gehen, und wirklich erließ Leo ein Edikt, worinn die Kirche zu Constantinopel als **die Mutter aller Christen und des reinen Glaubens** erklärt wird. Dem Baronius tritt bei diesem Edikt der Angstschweiß auf die Stirn, und er wird nicht fertig mit Seufzen und Wehklagen über solche vermessene,

tolle,

tolle, unverantwortliche Versuche zur Schwächung der römischen Bischofsauthorität. — Simplicius kam aus aller Fassung, als er von dieser kaiserlichen Erklärung hörte. Er schikte sogleich einen Legaten in den Orient, welcher dagegen protestiren und beweisen sollte: daß die Vorzüge in der Kirche nicht von den Vorzügen der Städte abhängen könnten, sondern daß sie durch die Tradition der Väter und durch die verjährte kirchliche Verfassung bestättigt wären. Der Ausgang dieses Streits sowohl, als das Glük, welches der Legat mit seiner Protestation gemacht haben mag, ist nicht bekannt. Aber so viel sehen wir, daß Simplicius die Klugheit hatte, der eigentliche Stifter der päbstlichen Legaten und Vikarien zu werden, ein Amt, durch welches die römische Kirche hauptsächlich das mitgeworden ist, wie wir sie in ihrem blühendsten Zustande weiterhin sehen werden.

Eine fürchterliche Verwirrung brach im Jahre 475 im Orient aus, woran Simplicius Theil nehmen mußte. Der anstatt des Zeno auf den kaiserlichen Thron gekommene Basiliskus war der Stifter desselben. Er gab eine öffentliche Erklärung wider das Chalcedonische Concilium von sich, und berief den vor einiger Zeit mit Recht ins Elend

verwie-

verwiesenen Timotheus Aelurus zu seinem Bisthum von Alexandrien zurük. Man ertheilte dem Simplicius Nachricht von dieser Unordnung; sogleich schrieb er einen nachdrüklichen Brief an den Kaiser; er beschwört ihn darinn bei dem Verlust seiner eigenen Seligkeit, jenen Seelenmörder, jenen zweiten Kain wieder in die Wüste zurükzuschikken. Auch schrieb er einige Briefe an den Acacius, um diesen gleichfalls zum Widerstand aufzufordern. Basiliskus bezeigte so wenig Achtung für das Schreiben des Simplicius, daß er vielmehr dem Timotheus auftrug, zu Constantinopel ein Concilium zu versammeln. Kaum war dieses geendigt, so erließ Basiliskus sein berüchtigtes Sendschreiben an den Timotheus, **den hochwürdigsten nnd heiligsten Bischof der vortreflichen Stadt Alexandria**, worinn er allen Bischöfen gebietet, die Akten des Chalcedonischen Conciliums in den Bann zu thun, und zu verbrennen. Schreklich war der Lärm, den dieses Schreiben zu Constantinopel erregte; die Mönche schrien zu erst Feuer; zu ihnen gesellten sich viele Laien, und Acacius selbst weigerte sich schlechterdings dem Willen des Kaisers hierinfalls beizustimmen. Der Kaiser war sehr aufgebracht über die Hartnäkkigkeit des Bischofs, und beschloß in eigener Person den Acacius in der grossen Kirche

zu

zu Constantinopel zur Unterzeichnung seines Befehls zu zwingen. Acacius erhielt von diesem Vorhaben Nachricht; sein Wiz ließ ihn daher Folgendes ausdenken. Am nämlichen Tage, wo der Kaiser in der Kirche erscheinen wollte, trat er ganz schwarz gekleidet auf; auch ließ er den Altar und den bischöflichen Siz mit schwarzen Tüchern behangen. Der Pöbel, dessen Sache es ist, mehr Sinn für ein Stük Tuch zu haben, als Vernunft, ward durch diesen Anblik in die heftigste Bewegung gebracht; alt und jung gerieth in heilige Wuth, selbst die Weiber ließen es an ihrer Tollheit nicht fehlen. Dazu kam eine ganze Rotte Mönche mit Knitteln und Steinen bewafnet, alle fest entschlossen, Leib und Leben für die Reinigkeit des Glaubens und ihren Bischof zu wagen. — In den Provinzen hingegen waren die Bischöfe viel geneigter, das kaiserliche Schreiben anzunehmen; ja sie giengen so weit, daß sie den Acacius mit grosser Feierlichkeit in den Bann thaten, und seines Amts entsezten.

Acacius dachte nun desto eifriger auf Rache und einen hiezu dienenden neuen Auftritt. Es war in dieser Gegend seit einiger Zeit ein zweiter Säulensteher zum Vorschein gekommen, ein gewisser Einsiedler Daniel.

Dieser

Dieser Mensch hatte, wie sein Anherr Simeon, durch mehrjähriges Säulenstehen den Ruf der Heiligkeit erworben, und das Volk wallfahrtete zu dem lebendigen Wundermann wie zu einem Gnadenort. Acacius rief ihn von seiner Säule herab, und reizte nach allen Kräften seinen Eifer. Daniel schrieb einen Brief an den Kaiser, hieß ihn laut einen Tirann, und drohte ihm mit dem Verlust der Krone, wenn er seine Gesinnungen nicht änderte. Auch brachte er es in der Folge durch einen Aufstand des Pöbels, durch vorgebliche Wunderwerke und Beihilfe des Acacius dahin, daß Basiliskus, nachdem er der Kaiserwürde freiwillig entsagt hatte, auf eine bübische Weise dem Gegenkaiser Zeno ausgeliefert wurde, der ihn mit Weib und Kind hinrichten ließ.

Zeno wußte, wie viel er dem Simplicius, der bei dem ganzen Tumult nicht müssig geblieben war, zu danken hätte; deswegen schrieb er auch sogleich einen Brief an ihn, mit dem Bedeuten, daß er keine angelegenere Sorge habe, als die Eutichianer auszurotten, und das Ansehen des Chalcedonischen Conciliums wieder herzustellen. Simplicius schikte ihm eine Antwort, voll Freudenbezeugungen über seine Wiedereinsetzung in die Kaiserwürde, zugleich aber

mit der ernstlichen Erinnerung, daß er den Aelurus ins Elend verweisen sollte.

Von den besondern kirchlichen Anstalten des Simplicius ist die bekannteste und vorzüglichste die Eintheilung der Kirchengüter in vier Klassen; der erste Theil gehört dem Bischof; der zweite der Klerisei; der dritte ist zum Kirchenbau bestimmt; den vierten genießen die Armen.

Simplicius schrieb kurz vor seinem Tode noch einige Briefe an den Acacius; er starb aber, ehe er von diesem Antwort erhielt, im Jahre 483, nachdem er die römische Kirche 15 Jahre, 5 Monate und einige Tage verwaltet hatte.

XLIX.

Felix II.

(483.)

Wir nennen diesen Felix in der ordentlichen Reihe der Päbste den Zweiten, weil wir jenen Felix, der zu den Zeiten Liberius sich eindrang, nicht anders als einen Afterpabst ansehen können. — Dieser Felix also,

ein

ein gebohrner Römer, der Sohn eines Aeltesten der römischen Kirche, selbst verheurathet, und Aeltervater Gregors des Grossen, wurde am sechs und zwanzigsten Tage nach dem Simplicius zum Pabste erwählt. Die Verzögerung bei der Wahl kam daher. Basilius, Statthalter des Königs Odoacer trat, als sich die Wählenden in der Peterskirche befanden, in ihre Versammlung, und kündigte ihnen sein Befremden an, daß sie ihn nicht mit zur Wahl gezogen hätten; er behauptete: es sei eigentlich das Geschäft der weltlichen Obrigkeit, bei solchen Vorfällen allen möglichen Unruhen vorzubeugen; zugleich erklärte er alles bisher geschehene für nichtig, und las ein Gesez seines Königs, worinn befohlen wurde, daß kein nachfolgender Pabst es wagen solle, von allen vorhandenen Kirchengütern, sowohl liegenden Gründen, als Geräthschaften etwas zu entwenden. Niemand getraute sich dagegen Protestationen einzulegen. Man schritt aufs neue zur Wahl, und die Mehrheit der Stimmen fiel auf den Felix, der auch von dem Basilius im Namen des Odoacer erkannt und bestättigt wurde.

Sein erstes und wichtigstes Geschäft war, eine gewisse Streitigkeit, die aber durch seine Dazwischenkunft sehr bedenkliche Folgen ver-

anlaß-

anlaßte. Johannes Talaja, Bischof von Alexandrien, verklagte den schon mehrerwähnten Acacius zu Rom. Felix berief die noch von seiner Wahl anwesenden Bischöfe zu einem Concilium zusammen, wo beschlossen wurde, Deputirte sowohl an den Kaiser Zeno als den Acacius, welcher zugleich nach Rom citirt wurde, zu schikken; ihre Instruktion bestand hauptsächlich darinn, daß sie suchen sollten, den Kaiser zur Absetzung des neuen Alexandrinischen Bischofs Mongus, eines zu Rom sehr verhaßten Mannes, und zur Bestättigung des Chalcedonischen Conciliums zu bereden. Den Deputirten widerfuhr aber das Unglük, daß sie sich bestechen und in ihrem Unternehmen rükgängig machen ließen. Als sie nach Rom zuükkamen, wurden sie ihres Ungehorsams und der begangenen Niederträchtigkeit wegen ihrer geistlichen Würden entsezt, und so lange vom Abendmal ausgeschlossen, bis Alexandria seines ketzerischen Bischofs Mongus los sein würde. Zugleich that man diesen Mongus selbst in den Bann. Das nämliche widerfuhr späterhin auf einem neuen römischen Concilium dem Acacius; es wurde ein Brief an ihn geschrieben, worinn er sein Urtheil in folgenden Worten lesen sollte: " Wisse, daß du nun deiner bischöf-
„ lichen Würde entsezt, aus der Gemein-
„ schaft der Kirche verstossen, und von der

„ Zahl

„ Zahl der Gläubigen ausgeschlossen bist;
„ daß du den Namen und die Gewalt eines
„ Bischofs nicht länger beibehalten darfst,
„ nachdem du durch den h. Geist und Kraft
„ apostolischer Autorität verdammt worden
„ bist, und daß du von den Banden des
„ gegenwärtigen Fluchs niemals befreit wer-
„ den kannst. „ *)

Als dieser Brief fertig war, wußte man nicht, wie er dem Acacius zuzuschikken sei. Felix hatte keinen Lust, noch einmal Deputirte hinzusenden, die sich etwa wieder bestechen ließen. Endlich nahm ein alter Priester, Tutus, das Geschäft auf sich; bei seiner Ankunft fand er aber, daß sein Unternehmen mit grosser Gefahr verbunden sei; er nahm also seine Zuflucht zu den Mönchen, die er als gute Gelegenheitsmacher kannte. Diese hatten bald, nach Art der Pasquillanten, ein Mittel ausgesonnen, welches darinn bestand: daß sie den Brief des Felix dem Acacius, grade als er in der Kirche einige heilige Ceremonien verrichtete, an sein Kleid hefteten. Es entstand ein Auflauf hierüber, der einigen Mönchen das Leben kostete, die hernach zur Entschädigung Baronius ins römische Martirologium gesezt hat. Acacius las den Brief mit dem höchsten Unwillen wi-

*) Concil. general. T. 4.

der den Felix. Den Anfang seiner Rache machte er damit, daß er den ehrlichen Tutus in die Falle führte, und durch Geschenke zum Verräther machte, wofür auch dieser bei seiner Heimkunft nach Rom nach Gebühr gezüchtigt, und als ein Verräther Gottes und des apostolischen Stuhls in den Bann gethan, und auf ewig von der Theilnehmung am Abendmal ausgeschlossen wurde. Zur Wiedervergeltung that Acacius mit Beistimmung seiner Bischöfe den Felix auch in den Bann, und strich ihn aus dem Register der Kirche aus.

Hier ist die Periode der öffentlichen Trennung zwischen der abend- und morgenländischen Kirche. Beide, Felix und Acacius, trugen das Ihrige dazu bei. Die Verwirrung wurde späterhin immer schlimmer; des Bannwerfens von beiden Seiten wollte kein Ende werden; Felix starb endlich mitten in diesem Tumult, als er eben einen unbeantworteten Brief an den neuen Kaiser Anastasius geschrieben hatte, im Jahr 492, nachdem er beinahe neun Jahre regiert hatte.

Zum Beweis, daß Felix nicht nur einer der heftigsten Eiferer für die Würde des päbstlichen Stuhls, sondern auch ein strenger Handhaber der Kirchenzucht war, dient

sein

sein Schreiben an die afrikanischen Bischöfe, worinn befohlen wird: daß die Bischöfe und Diakonen, welche bei der Verfolgung der Vandaler in die arianische Umtaufe mittelst der Folter und anderer Gewaltthätigkeiten gewilliget hatten, durch die ganze Zeit ihres Lebens öffentliche Kirchenbusse thun und aus der Gemeinschaft der Gläubigen und des Gebets ausgeschlossen sein sollten u. s. w. Diese und ähnliche Mittel waren wohl allerdings geschikt, die Kirche mit mehr als hinlänglichen Märtirern zu versehen.

Wir können übrigens nach dem Labbeus dies noch anmerken, daß Felix der erste gewesen sein soll, der in seinen Briefen dem Kaiser Zeno den Titel Sohn beilegte.

L.

Gelasius.

(492.)

Gelasius, ein gebohrner Afrikaner, Sohn des Bischofs Valerius, wurde am fünften Tage des erledigten römischen Stuhls zum Pabst erwählt. Es begann sein Amt mit einem Briefe an den Kaiser Anastasius, worinn

inn er Nachricht von seiner Erwählung gab, und die kaiserliche Bestättigung des Chalcedonischen Conciliums verlangte. Der Kaiser schikte keine Antwort. Aber Euphemius, der unterdessen Bischof zu Constantinopel geworden war, schrieb dringend an den Gelasius, daß doch endlich einmal Friede zwischen der römischen und constantinopolitanischen Kirche werden möchte. Gelasius sah und hörte nicht, ob der Rath des Euphemius billig sei oder nicht; er antwortete ihm auf eine heftige und stolze Art, und sezte die einzige Bedingniß als ein Mittel des Friedens: wenn der schon gestorbene Acacius aus dem Register der Kirche vertilgt werde, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß Euphemius selbst in so lange nicht zur Gemeinschaft der Gläubigen gehöre, bis er dieses nicht gethan hätte. Euphemius gab dann alle fernere Versuche zu einem gütlichen Vergleich auf, und schwieg still.

Ohne alle grosse und kleine Bemühungen, welche Gelasius in der Sache des Acacius noch anwendete, herzuzählen, sei es genug, daß im Jahr 495 zu Rom ein Concilium von 46 Bischöfen zusammentrat, wo Misenus, der ehedem mit dem Acacius in Gemeinschaft gestanden war, die feierliche Erklärung ablegen mußte: daß er den Dioscorus

storus, Aelurus, Acacius, samt allen ihren Nachfolgern, Anhängern, Mitverschwornen und allen, die mit ihnen Gemeinschaft hatten, auf ewig verdamme, verabscheue und verfluche. Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß dieses Verdammen und Verfluchen nebst vielen berühmten und heiligen Personen des Orients auch dem frommen Säulensteher Daniel gelten mußte.

Gelasius hat verschiedene Briefe und Schriften hinterlassen. Einer der merkwürdigsten ist jener an den Bischof von Ravenna, Johannes, welcher sechs Punkte enthält. Es wird darinn den Bischöfen verboten, ohne Erlaubniß des römischen Stuhls neue Kirchengebäude einzuweihen, und den Priestern, für die Taufe etwas zu begehren. — Die Abhandlung vom Anathema oder Kirchenbann ist voll Dunkelheiten; so viel erfährt man daraus, daß ein Pabst vermöge der Schlüsselgewalt jedes von seinem Vorfahr gesprochene Anathema auflösen könne, und daß die Schlüsse eines Sinods ohne Bestättigung des römischen Stuhls keine Giltigkeit haben sollen. — Ein anderer Traktat eifert wider die sogenannten Lupercalien, ein Fest der Römer, wobei es sehr ärgerlich und unzüchtig hergieng. — Die dritte Schrift geht die Pelagianer und Nestorianer an; sie

wird

wird für die beste und gründlichste des Gelasius gehalten, und hat verschiedene merkwürdige Stellen.

Die Sekte der Manichäer, welche um diese Zeit neue und lebhafte Fortschritte machte, gab dem Gelasius auch einige Arbeit. Es war ein Grundsaz dieser Sekte, daß der Wein ein Werk oder gar die Galle des bösen Wesens sei, und deswegen bedienten sie sich desselben auch nicht bei ihrem Abendmal. Diese Meinung und Gewohnheit verdammte Gelasius, und befahl im Gegentheil: **Daß diejenigen, welche das Abendmal nicht unter beiderlei Gestalten genießen wollten, ganz und gar davon ausgeschlossen sein sollten, weil eben und dasselbe Geheimniß ohne einen grossen Kirchenraub nicht getrennt werden könnte** *). Die Behauptung dieses Satzes ist in spätern Zeiten, wie wir alle wissen, anderst aufgenommen worden.

Gelasius starb im fünften Jahre seiner Regierung im Jahr 496, und wurde in der Peterskirche begraben.

LI.

*) Apud Gratian. de consecr. dist. 2. c. 12.

LI.

Anastasius II.

(496.)

Dieser Pabst, ein gebohrner Römer, steht beim Baronius und verschiedenen andern Geschichtschreibern von Baronius Denkungsart in keinem guten Ruf. Nicht genug, daß sie ihn zu einem Ketzer machen, obschon sie uneinig sind, ob sie ihn zu einem Manichäer, Arianer, oder Eutichianer machen sollen, so lassen sie ihn auch plözlich sterben, zum redenden Beweise, daß Gott ihn für seine Ketzereien und Vergehungen hiedurch habe strafen wollen.

Seine grossen Sünden bestehen aber darinn: daß er zu friedfertig oder vielleicht zu schwach war, in der noch fortdauernden Mißhelligkeit wegen des Acacius jenen übertriebenen Eifer zu beweisen, durch welchen sich seine Vorgänger berühmt gemacht hatten. Die Ruhe der Kirche war so sehr sein Wunsch, daß er einen äußerst bescheidenen Brief an seinen durchlauchtigsten und gnädigsten Sohn, Kaiser Anastasius, schrieb, worinn er zwar ebenfalls darauf bestand, daß Acacius aus den Kirchenregistern

vertilgt

vertilgt werden solle, aber dabei die von ihm verrichteten Weihen und geistliche Funktionen für giltig erklärte. Er eifert in dem nämlichen Briefe gegen diejenigen, welche von den Verstorbenen noch immer Böses reden, und sie verläumden; er bezeigt seine Abneigung vor allem Zank und Unfrieden, und behauptet, daß diejenigen, welche in ihrem Priesteramt schlecht handeln, nur sich selbst schaden, ohne das Heiligthum zu verunreinigen.

Der König der Franken, Clodovåus, hatte sich um diese Zeit zum christlichen Glauben bekehrt. So wenig dieser König hiedurch ein besserer Mensch wurde, als er vordem war, sondern in der Ausübung allerlei Schandthaten, Grausamkeiten, und unnatürlicher Morde fortfuhr: so war es doch sehr billig, daß Anastasius in einem Briefe an ihn, seine Freude über dessen Bekehrung äusserte, um so mehr, da Clodovåus nach Constantins Beispiel nicht ermangelte: den h. Petrus mit einer goldenen und reich mit Edelsteinen besezten Krone und andern Geschenken zu beehren. Man hat eine bewährte Anekdote von diesem bekehrten König, welche über dessen Eifer im Christenthum einiges Licht giebt. Als Remigius, Bischof von Rheims, nach geschehener Taufe in dessen

Gegen-

Gegenwart eine Predigt über das Leiden Christi hielt, so rief dieser königliche Proselit laut aus: "Wenn ich mit meinen Franken dabei gewesen wäre, so hätte dies niemals geschehen sollen.„ — Eben diesem Clodováus danken die Könige von Frankreich ihre Titel: Allerchristlichste — erstgebohrne Söhne der Kirche, mit welchen sie in der Folge von den Päbsten beehrt worden sind.

Einen andern Grund von der Ketzerei des Anastasius finden seine Feinde darinn: daß er einen gewissen Diacon aus Thessalonich, Photinus, der ehedem ein Anhänger des Acacius war, in die Gemeinschaft der römischen Kirche aufnahm. Die Klerisei zu Rom soll über dieses Beginnen die Sturmglokke gezogen, und sich von der Gemeinschaft ihres Pabstes losgesagt haben.

Anastasius starb im Jahr 498, er hatte nicht volle zwei Jahre regiert. Platina bemerkt, nebst der obenangezeigten, noch eine besondere Art des Todes, die ihm begegnet sein soll *).

LII.

*) Sunt, qui dicunt, eum in latrinam effudisse intestina, dum necessitati naturæ obtemperat.

LII.

Simmachus.

(498.)

Bei der Wahl dieses Pabstes entstand eine neue Spaltung in der römischen Kirche. Ein gewisser Laurentius wußte eine ziemlich ansehnliche Parthei zu gewinnen, welche ihn am nämlichen Tage mit dem Simmachus zugleich zum Pabst wählte. Die Folge hievon war eine Art Bürgerkrieg, wobei es an Raub und Mord nicht fehlte. Man kam endlich darinn überein, daß beide Päbste vor dem König Theodoricus sich stellen sollten, um von diesem die Entscheidung zu hören, wem eigentlich das Pabstthum gebühre. Dem Baronius entfährt hiebei ein tiefer Seufzer. Unglükselige Zeiten, ruft er aus, da der Hoheprieſter der Christenheit genöthigt wird, seine Sache vor dem Richterstuhl eines arianischen Fürsten zu vertheidigen! Aber er hätte wahrlich nicht so seufzen dürfen, wenn er bedacht hätte, daß Theodoricus einer der tolerantesten Fürsten war, die je regiert haben, und daß es ihm vielmehr als eine Wohlthat anzurechnen ist, daß er das Feuer eines fanatischen Bürgerkriegs durch seine beschei-

dene Herrschergewalt zu dämpfen suchte. Er

bestät-

bestättigte auch wirklich den Simmachus in der päbstlichen Würde, und ließ dann noch ein Concilium berufen, welches diese Bestättigung in Ausübung brächte. In diesem Concilium wurden folgende Punkte festgesezt: Wer sich unterstehen sollte, bei Lebenszeiten eines Pabsts seine Stimme zur Wahl eines neuen zu geben, der soll in den Bann gethan werden. — Derjenige ist für den Gewählten zu halten, der die ganze Klerisei oder den größten Theil derselben auf seiner Seite hat. — Man soll diejenigen belohnen, welche bei künftigen Wahlen die Ränke- und Intriquenmacher verrathen werden. Es ist merkwürdig, daß Laurentius der erste war, der diese Punkte eigenhändig unterschrieb.

Simmachus hatte noch nicht zwei volle Jahre seine Würde behauptet, als ein neuer Sturm gegen ihn ausbrach. Einige angesehene Römer von der Parthei des Laurentius klagten ihn verschiedener grober Verbrechen wegen an, und ließen ihre Anklagen bei dem König durch Zeugen erhärten. Es dauerte nicht lange, so kam es zu neuen Schlägereien; alles, was Hände hatte, scharmützelte für die Ehre seiner Parthei; man schonte weder Ansehen noch Stand, noch Würde, bis doch am Ende Simmachus Uiberwinder ward. Sein Sieg war aber nicht leicht. Ohne alle die

blutigen Köpfe zu rechnen, die es während der ganzen Verwirrung abszte, so mußte sich Simmachus überdies dazu bequemen, seine Sache von einem königlichen Kommissarius, dem Bischof von Atino, untersuchen zu lassen. Dieser Bischof verdarb aber durch seine zu offenbare Partheilichkeit für den Laurentius den Handel noch mehr; und Theodoricus sah sich deshalb genöthigt, selbst nach Rom zu kommen, um durch seine Gegenwart Ruhe und Ordnung herzustellen. Er bewirkte dies durch seine mancherlei Wohlthaten, seine Güte, und durch seinen Ernst, mit welchem er eine nachdrükliche Rede an die Römer hielt, und sie zum Frieden ermahnte. In der Sache des Simmachus ließ er aber ein Concilium halten, weil ihm die Kirchensatzungen zu wenig bekannt waren, um sich darinn als Richter aufzuwerfen. Simmachus verlangte zuerst die Absetzung des ihm auf den Hals geschikten Kommissärs, welches der König aber in so lange nicht zugab, bis Simmachus in Ansehung der ihm angeschuldigten Verbrechen sich gerechtfertigt hätte. Dieser verstand sich hiezu, und war im Begrif, in die Versammlung der Bischöfe zu gehen; aber der Jan-Hagel drängte sich so häufig um ihn her, und es kam wieder zu einem so ungestümmen Balgen, daß viele todt blieben, und Simmachus selbst verwundet wurde.

de. Dies benahm ihm den Muth, noch einmal ins Concilium zu gehen.

Indessen gab es unter den versammelten Bischöfen sehr lebhafte Streitigkeiten; da aber der grössere Theil derselben auf Simmachus Seite war, so benuzten sie den Umstand der öffentlichen Mißhandlung dazu, ihn loszusprechen, und ungeachtet alles Protestirens der Laurentianer folgenden Schluß festzusetzen: " Wir bezeugen hiemit, daß der „ Pabst Simmachus wenigstens vor Men„ schen dessen nicht überzeugt werden kann, „ worüber er beschuldigt wird, und wir „ überlassen alles dem Gerichte Gottes. „ Wir übergeben ihm auf Befehl des Für„ sten, der uns dazu berechtigt hat, alles, „ was der römischen Kirche gehört u. s. w.„

— Hier begegnet uns das unerhörte Beispiel, daß ein ganzes Concilium (und jener Schluß wurde von 72 Bischöfen unterschrieben) sich nicht getraute, über einen Pabst zu urtheilen; wir hören, daß ein Pabst keinen Richter haben darf, als Gott, ein Grundsaz, der in der Folge manchem Kaiser und König die Krone auf dem Haupte zittern gemacht hat.

Die erste Handlung des Simmachus nach wiedereroberter Pabstwürde war die Aufhe-

bung

bung der vom König Odoacer gemachten Verordnung: daß die Wahl des römischen Bischofs ohne Einwilligung des regierenden Souverains von Italien nicht giltig sein solle. — Auch diesen kühnen Schritt zur Erweiterung der päbstlichen Macht und zur Gründung ihrer Unabhängigkeit von der weltlichen Macht dürfen wir nicht unbemerkt lassen, um so mehr, da er grade von dem Mann gewagt wurde, der sein ganzes Pabstthum der gütigen Vermittlung eines für das Wohl der Kirche äußerst besorgten weltlichen Regenten zu danken hatte.

Unter den Feinden des Simmachus, welche die Parthei des Laurentius nach allen Kräften unterstüzten, befand sich auch der orientlische Kaiser Anastasius. Kaum hatte dieser Nachricht von der Erwählung des Simmachus, als er, hingerissen von seinem ersten Eifer, ein ziemlich unkaiserliches Sendschreiben nach Rom schikte. Dem Simmachus werden darinn nach Art der erbosten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bittere Wahrheiten gesagt. Der Pabst wollte seiner Seits nichts schuldig bleiben, und schikte dem Kaiser eine sogenannte Schutzschrift zu, die nicht blos ein Echo, sondern noch etwas mehr, als das kaiserliche Sendschreiben selbst war. Die ihm gemachte Beschuldi-

schuldigung des Manichäismus gab er mit Wucher zurük, und nebst andern derben Expektorationen nimmt er keinen Anstand dem Kaiser mit dürren Worten zu sagen: der Nachfolger Petri sei wenigstens eben das, was der Kaiser, oder vielmehr ein jeder Bischof sei in Ansehung seiner Würde mehr als der Kaiser, und zwar in dem Grade, als die himmlischen Dinge über die elenden Geschäfte dieses Lebens erhaben sind. Ferner: der Ausdruk **höhere Macht** bedeute schlechterdings die geistliche Macht, welcher eine jede Seele unterthänig sein müsse. Er sezt hinzu: der Kaiser solle bedenken, daß er um und um nichts als ein Mensch sei, und daß seine Gesetze nur in so fern Gehorsam verdienen, als sie mit den Gesetzen Gottes (soll heißen: und der Päbste) übereinstimmen. — Es gehört unter die erhabenen Gedanken, wenn Baronius bei diesen demüthigen Aeußerungen des römischen Bischofs die scharfsinnige Bemerkung macht: Simmachus habe hierinn einen grossen Beweis seiner **Bescheidenheit** und **Mäßigung** gegeben.

Die Kirche im Orient gerieth gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts durch die Tollkühnheit des orthodoxen Pöbels und dessen Anführern, den Mönchen, in eine klägliche Zerrüt-

Zerrüttung. Man hörte um diese Zeit fast nichts, als von Mord, Blutvergießung und Entheiligung gottesdienstlicher Oerter; der Haß gegen das Chalcedonische Concilium war von allemdem die Haupttriebfeder. Nicht leicht ist je ein Mensch von den gefühllosesten Barbaren schreklicher mißhandelt worden, als Proterus, Bischof zu Alexandrien, von seiner eigenen Geistlichkeit. Er wurde am Taufsteine in der Kirche ermordet; seinen Körper zerstümmelten sie dann, rissen seine Eingeweide aus, und frassen sein Herz; sie schleppten den todten Leib durch die Stadt, und schlugen ihn mit solcher Wuth, als könnte er ihre Schläge noch fühlen. — Zu Antiochien gieng es nicht besser. Vier Bischöfe wurden ein Opfer der schreklichsten Volksempörung; man vergoß Blut wie Wasser; der Fluß Orontes wurde durch die Menge der todten Körper in seinem Lauf gehemmt. — Aber alle Schrekken der Grausamkeit und Raserei breiteten sich zu Constantinopel aus. Die Parthei der Eutichianer, zu welcher auch der Kaiser Anastasius gehörte, sang das bekannte Trisagion: Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme dich unser; mit dem Zusaz: **der für uns gekreuzigt worden.** Die Orthodoxen sangen es ohne Zusaz. Vom Singen kam es zu Schlägen, und selten konnte der öffentliche Gottesdienst ohne Scharmützel

mützel und Blutvergießen geendigt werden. In einem allgemeinen Dankfeste brach endlich der grosse Sturm aus. Die sehr zahlreichen Mönche hatten bisher ziemlich ruhig zugesehen; aber bei dieser Gelegenheit, da eben beide Partheien schon wüthend gegeneinander losfangen, kamen sie in einer feierlichen Prozession, mit Prügeln und Steinen bewaffnet, unter lautem Geschrei ihres heilig, heilig. — Das Gefecht gieng an, die Eutichianer wurden in die Flucht gejagt, oder unbarmherzig ermordet, wenn sie den Orthodoxen in die Hände fielen; die Sieger bemächtigten sich der Stadt, sperrten die Thore, und ließen eine gesetzartige Drohung ergehen, daß sie alle diejenigen ermorden, und ihre Häuser in Brand stekken würden, die nicht den Zusaz im Trisagion verfluchten und abschwüren. Sie schonten den Kaiser selbst nicht, und dieser war gezwungen aus Constantinopel mit Lebensgefahr sich zu flüchten. — Die Feder versagt uns, alle Ausbrüche der zügellosesten Raserei bei diesem Auftritt herzuzählen. Man kann behaupten, daß diese und ähnliche Henkerscenen, welche Christen gegen Christen spielten, schrecklicher waren, als die Verfolgungen und Blutbäder der Heiden.

Gerührt von diesen beweinenswürdigen Unruhen nahmen endlich die orthodoxen Bi-

schöfe ihre Zuflucht zum Pabst Simmachus; sie verlangten durch ihr mitgesandtes Glaubensbekenntniß in die Gemeinschaft der abendländischen Kirche zu tretten. Aber Simmachus wollte von der ganzen Sache nichts wissen, so lange der Name Acacius noch in den Constantinopolitanischen Kirchenregistern stünde. — Tantæne animis cœlestibus iræ!

Seine übrige Lebenszeit verwendete Simmachus zur Wiederherstellung der ziemlich gesunkenen Kirchenzucht. Er verbot, daß Niemand durch Schleichwege zur Bischofswürde gelangen dürfe. — Die Wittwen und Jungfrauen, welche einige Zeit ledig geblieben sind, und ein Gelübd der Keuschheit gethan haben, können auf keine Weise mehr heurathen. — Diejenigen fallen in den Bann, welche aus Schwachheit sich zum Heurathen bereden lassen u. s. w. Viele Kirchen wurden auf seinen Befehl gebaut. Eine Menge ins Elend verwiesener Bischöfe unterstüzte er häufig mit Geld und Nahrungsmitteln. Die Manichäer, so viele man deren auffinden konnte, ließ er aus Rom jagen, und alle ihre Bücher verbrennen. Er starb im Jahr 514, nachdem er fünfzehn Jahre und einige Monate die Kirche verwaltet hatte. Man begrub ihn in der Peterskirche; seine Gebeine werden jährlich am neunzehnten Julius zur öffentlichen Verehrung ausgesezt.

Sechstes Jahrhundert.

LIII.

Hormisdas.

(514.)

Hormisdas, aus Campanien von Frusino gebürtig, folgte seinem Vorgänger nach sieben Tagen in der päbstlichen Würde. Er hatte aus einer rechtmässigen Ehe einen Sohn, der späterhin selbst Pabst wurde.

Bald nach seiner Wahl erhielt er einen Brief von dem Kaiser Anastasius, welcher ihn dringend aufforderte, sein Möglichstes zur endlichen Wiederherstellung der Ruhe in der Kirche beizutragen. Hormisdas antwortete ganz kurz, daß es ihm eine grosse Freude sein würde, wenn die Verwirrung einmal ein Ende nähme; zugleich lobte er das Betragen der vorigen Päbste als eine rühmliche Standhaftigkeit in der Vertheidigung des reinen Glaubens. Dem Kaiser war mit die-

ser unbestimmten Antwort nicht geholfen; er berief ein Concilium nach Heraclea in Thracien, und schikte einen zweiten Brief nach Rom, worinn er dem Hormisdas hiezu die Einladung machte. Dieser fand es wie billig unter seiner Würde, persönlich beim Concilium zu erscheinen; er fertigte also seine Legaten mit einer Instruktion dahin ab. Die Hauptbedingungen, worauf sie vorzüglich bestehen mußten, waren folgende: Der Kaiser soll dem Chalcedonischen Concilium beitretten. — Die Namen Acacius, Nestorius, Eutiches, Dioscorus ꝛc. müssen aus den Kirchenregistern vertilgt und mit dem Anathema belegt werden. — Die der Ketzerei beschuldigten Bischöfe sollen sich zu Rom stellen und dort ihr Urtheil abwarten. —

Der Kaiser nahm die Legaten mit allen Merkmalen der Güte und Achtung auf. Aber desto unbegreiflicher war ihm die erneuerte Forderung wegen der Verdammung des Acacius. Er mißbilligte sie schlechterdings, voll des Vertrauens, daß das Concilium hierinnfalls einen überlegtern Schluß fassen würde. Die Legaten betrugen sich ihrer Instruktion gemäß als Leute, die gegen alle Gegenvorstellungen taub sein mußten. Der Kaiser schikte dann seinerseits eine eigene Gesandtschaft nach Rom. Die dazu erwählten Männ-

ner waren freilich von edler Geburt und begleiteten hohe Ehrenstellen am kaiserlichen Hofe; weil sie aber das Unglük hatten, keine Geistliche zu sein, so war der Pabst hochbeleidigt bei ihrem Anblik über das Verfahren des Kaisers, und behandelte sie nicht mit der gebührenden Achtung; die Audienz war sehr kurz, und die Folge davon ein Paket Briefe nach dem Orient, worinn die Anathematisirung des Acacius sehr nachdrüklich wiederholt wurde. Dem Kaiser vergieng nun aller Muth zur Wiederversöhnung, und er ließ auch deswegen das ausgeschriebene Concilium nicht zusammenkommen. Der Pabst fieng jezt an zu überlegen, ob er die kaiserlichen Gesandten nicht ein wenig zu unhöflich behandelt habe; auch wollte er nicht so schlechterdings dafür angesehen sein, als wenn das Hinderniß der herzustellenden Ruhe ganz auf seiner Seite liege. Er schikte also neuerdings seine Legaten nach Constantinopel, und erklärte in den ihnen mitgegebenen Briefen: daß er die Verdammung des Acacius eben nicht grade als einen Präliminarartikel bei dem zuhaltenden Concilium bestimme; indessen gaben seine harten Invectiven, womit eben diese Briefe wider den Acacius angefüllt waren, hinlänglich zu verstehen, wie ihm bei der Sache eigentlich ums Herz sei. Dem Kaiser entgieng der Sinn hievon nicht, um so mehr,

da

da es die Legaten an ihrem mündlichen Kommentar darüber nicht fehlen ließen. Er beschloß also, sich ganz von dem Hormisdas los zu machen, und gab in dieser Absicht den Legaten einen Brief mit, worinn er ihrem Prinzipal eine nachdrükliche Lektion über seine unkluge Hartnäkkigkeit und Herrschsucht las; er verglich das Betragen des Pabstes mit dem des demüthigen und liebvollen Christus, und sagte ihm am Ende: " Ich sehe wohl, daß es „ ferner nicht der Mühe werth ist, Dich zu „ bitten, denn Du scheinst so verhärtet zu „ sein, daß Du meine Vorstellungen gar „ nicht achtest. Uibrigens mag ich wohl „ Deine Beleidigungen ertragen, aber be„ fehlen lasse ich mir von Dir nichts (in„ juriari possumus, juberi non volu„ mus). „

Die Mönche hatten sich, wie gewöhnlich, ebenfalls in die Sache gemischt; sie suchten allerlei Schriften zum Nachtheil des Kaisers, und zum Vortheil des Pabsts zu verbreiten; aber der Bischof zu Antiochien, Severus, züchtigte ihren Uibermuth auf eine sehr schrekliche Art; er ließ ihre Klöster in Brand stekken, und dreihundert und fünfzig von ihnen durch Strassenräuber ermorden. Sie klagten deswegen beim Kaiser, dieser

befahl

befahl aber, alle aus der Stadt zu jagen. In dieser Beklemmung suchten sie endlich beim Hormisdas Zuflucht in einem Briefe, der ganz in dem Geiste der Möncherei geschrieben, und ein Muster von niederträchtiger Schmeichelei war; auch verfluchten sie darinn aus einem Munde den Acacius mit seinem ganzen Anhang. Hormisdas antwortete ihnen mit einer Ermahnung zur Geduld und mit Lobpreisung ihres orthodoxen Eifers.

Während dem starb der Kaiser Anastasius im 91. Jahre seines Alters. Wir wollen uns nicht bei den elenden Schmähungen aufhalten, mit welchen Baronius diesen Regenten bis in sein Grab verfolgt hat; auch kann es uns gleichgiltig sein, ob er vom Bliz erschlagen worden, oder eines natürlichen Todes gestorben sei. So viel ist gewiß, daß er alles mögliche für den Frieden der Kirche that.

Die Kirchengeschäfte nahmen jezt eine ganz andere Wendung. Justinus, der Nachfolger im Kaiserthum, war ein eifriger Vertheidiger des Chalcedonischen Conciliums, und sonach von römischen Gesinnungen. Er gab hievon bald einen Beweis, denn er schloß durch einen allgemeinen Befehl die Ke-

ter, vorzüglich die Eutichianer, von allen bürgerlichen und Kriegsbedienungen aus. An den Pabst schrieb er einen sehr verbindlichen Brief, welcher die Wiederherstellung der Kirchenruhe zum Endzwek hatte. Hormisdas schikte ihm dann neuerdings Legaten nach Constantinopel, die aber wie die vorigen die Instruktion mitbrachten, daß ohne vorläufige Verdammung des Acacius und dessen Nachfolger nichts weiter vorgenommen werden dürfe. Der Bischof von Constantinopel wollte hiezu durchaus nicht einwilligen; aber Justinus nahm seine Gewalt zu Hilfe, und so geschah dann endlich die feierliche Ausstreichung des Acacius und seiner Nachfolger aus den Registern der Kirche, nachdem diese Sache durch fünf und dreißig Jahre den ganzen Orient in Verwirrung gesezt hatte. Es ist sehr natürlich, wenn ein römischer Kurialist hiebei die Bemerkung macht: daß eine unveränderliche Standhaftigkeit über schwache Köpfe immer den Sieg gewinnen muß — und wir setzen hinzu: daß Hormisdas unter die klugen Päbste gehört, indem er grade jenen Kaiser zur Ausführung seiner Absichten erwartete, der alle Eigenschaften besaß, zu den Forderungen Roms ohne weiters ja zu sagen.

Indessen wollten sich eben doch nicht alle Bischöfe zur Billigung dieses Vorganges bequemen. Man gieng allenfalls darüber hinaus, daß Acacius ausgestrichen worden sei; aber daß wollte man schlechterdings nicht zugeben, daß auch heilige und weise Männer, wie Ephemius und Macedonius, diese wahren Zierden der orientalischen Kirche, nach ihrem Tode wie Ketzer sollten mißhandelt werden; ein grosser Theil der Geistlichkeit und des Volks trat dieser ernstlichen Weigerung bei. Justinianus, ein Staatsmann von grossen Einsichten und Vetter des Kaisers, schrieb hierüber eigends nach Rom; in seinem Briefe heißt es unter andern: " Eure Heiligkeit möchten doch die vorhandenen Umstände und die Verschiedenheit der Zeiten erwägen! Die Menschen werden ja nicht durch Verfolgung und Blutvergießen sondern durch priesterliche Geduld zu Gott gebracht; nur durch Güte und Gelindigkeit können verjährte Irrthümer gehoben werden. " Der Pabst hegte aber ganz andere Grundsätze. In seinem Antwortschreiben gab er sich Mühe, den Kaiser grade zum Gegentheil von dem aufzumuntern, was ihm Justinian gerathen hatte, dies machte den Kaiser endlich unwillig, und es schien, daß Hormisdas nur hierauf gewartet haben mochte, um zu erfahren,

ob Justin sich nicht noch einmal nachgiebig zeigen würde; er irrte sich aber hierinn, und so mußte er es zulezt dabei bewenden lassen, daß Ephemius und Macedonius in den Kirchenregistern fernerhin ruhig und unausgestrichen stehen bleiben durften.

Diese Streitigkeit war noch nicht lange zu Ende, als sich schon wieder eine neue anspann. Einige scithische Mönche behaupteten: **Einer aus der Dreieinigkeit habe im Fleische gelitten.** Ein gewisser Diakonus, Viktor, bestritt die Mönche mit dem Gegensaz: **Eine Person aus der Dreieinigkeit hat im Fleische gelitten.** Die Mönche wurden bald so in die Enge getrieben, daß sie ihre Zuflucht zu den noch in Constantinopel befindlichen päbstlichen Legaten nehmen mußten. Die gaben dem Viktor Recht. Die Mönche verdroß dies so sehr, daß sie sogleich durch vier Deputirte an den Pabst selbst appellirten. Aber sie fanden hier ebenfalls Unrecht, und der Pabst behielt noch überdies die Deputirten als Gefangene zurük, in der Hofnung, sie zu bekehren. Indessen wußten sie Mittel zu finden, heimlich davon zu kommen, als sie bevor ihr Glaubensbekenntniß mit dem Bannfluch gegen die Widersacher versehen, an verschiedenen öffentlichen Plätzen angeheftet hatten. Der Pabst

gerieth

gerieth hierüber in einen solchen Unwillen, daß er in einem Brief an den Possessor, einen afrikanischen Bischof, von den Mönchen sagte, sie wären hartnäckige, vermessene, lasterhafte Menschen, Feinde der Kirche, Störer der öffentlichen Ruhe, Lügner, Verläumder, vermaledeite Werkzeuge des Feindes der Wahrheit; sie streuten den giftigen Saamen des teuflischen Unkrauts unter den guten Saamen u. s w. Ein gewisser Mönch, Maxentius, gab hierauf eine derbe Antwort; er vertheidigt darinn die Meinung seiner Brüder, und schließt mit den Worten: der Verfasser jenes Briefs, es sei Hormisdas oder nicht, ist ohne weiters ein Ketzer, indem er nicht glaubt, daß Christus, der Sohn Gottes, einer aus der Dreieinigkeit sei. — Wirklich gewann auch noch bei Lebenszeiten des Hormisdas die Meinung der Mönche den größten Anhang, und späterhin wurde sie allgemein in der Kirche angenommen.

Unter den vielen hinterlassenen Briefen des Hormisdas ist jener an den spanischen Bischof Sallustius merkwürdig; er trägt ihm darinn das Amt seines Vicarius in jener Gegend auf. — Man behauptet, daß dieser Pabst es war, der zuerst die apostolische Demuth hatte, eine Krone, und zwar jene, die Clodovåus dem h. Petrus schenkte, mit der-

bischöf-

bischöflichen Mitra zu vereinigen. Er starb im Jahr 523; seine Regierung dauerte neun Jahre und eilf Tage. — Baronius streut ihm am Beschluß seiner Biographie die Blume auf das Grab: Er habe die Manichäer zu Rom derb durchpeitschen, und dann fortjagen lassen.

LIV.

Johannes.

(523.)

Johannes war von Geburt ein Toscaner und Aeltester der römischen Kirche. Die ganze Regierung dieses Pabsts beschränkt sich auf eine einzige merkwürdige Handlung.

Kaiser Justin ließ den Arianern ihre Kirchen nehmen, und that ihnen noch mancherlei anderes Herzeleid an. Der italienische König Theodoricus, selbst ein Arianer, konnte bei diesen Kränkungen seiner Glaubensbrüder nicht gleichgiltig bleiben, um so mehr, da sie ihn aus dem Orient durch eigene Abgesandte um seine Vermittlung bitten ließen. Er schrieb sogleich einen sehr beweglichen und nachdrüklichen Brief an den Kaiser,

ser, worauf aber dieser wenig achtete. Theodoricus war höchst empfindlich hierüber, und schon faßte er den Entschluß, den Katholiken seines Landes Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber doch führte ihn seine Menschenliebe zu einem gelindern Betragen. Er ließ den römischen Bischof zu sich rufen, und trug ihm eine Gesandtschaft an den Kaiser auf. In seiner Anrede sagte er: " Ich bin, wie „ Dir bewußt ist, ein Feind aller Verfol„ gungen; ich erlaube, daß sowohl meine „ Gothen, als die Italiener jene Religion „ ausüben dürfen, durch welche sie Gott am „ wohlgefälligsten zu werden glauben; ich „ mache keinen Unterschied zwischen Ketzern „ und Rechtgläubigen; ein jeder Mensch hat „ das Recht, Gott nach seiner Weise zu „ dienen. Was aber insbesondere meine „ Glaubensbrüder betrift, so soll der Kai„ ser wissen, daß ich die mir von Gott ge„ gebene Macht gewiß zu ihrer Beschützung „ brauchen werde, und nimmt er seinen Be„ fehl nicht zurük, so gebe ich einen gleichen „ Befehl gegen seine Glaubensgenossen. Rei„ se also hin, und trachte ihn auf bessere „ Gedanken zu bringen; aber wage es nicht „ zurükzukommen, bis Du meinen Brüdern „ die freie Ausübung ihrer Religion bewirkt „ hast. „

Der Pabst, der wohl sah, daß es dem König Ernst war, übernahm die Gesandtschaft mit fünf andern Bischöfen und vier Rathsherren. Ihre Aufnahme zu Constantinopel war prächtig. Der Kaiser gieng dem Pabst entgegen; das Volk drängte sich in zahlloser Menge heran; es sah aus, sagt ein alter Schriftsteller, als wenn der h. Petrus in eigener Person nach Constantinopel gekommen wäre, wogegen wir aber erinnern müssen, daß dem h. Petrus niemal, wo er auch hinkam, mit solcher Ehrfurcht begegnet wurde. Auch würde ohne Zweifel Petrus den Antrag des Patriarchen von Constantinopel nicht verschmäht haben, welcher mit dem Johannes gemeinschaftlich das eben eingetrettene Osterfest begehen wollte.

Das Geschäft, welches Johannes zu besorgen hatte, nahm übrigens einen guten Fortgang, und es wird versichert, der Kaiser sei durch die Vorstellungen des Pabsts zur Widerrufung seines Befehls bewogen worden. Andere sind aber der Meinung, der Pabst habe unter der Hand mit dem Kaiser wider die Arianer gemeinschaftliche Sache gemacht. Dem sei, wie ihm wolle, so widerfuhr dem Johannes und seinen Mitgesandten bei der Rükkehr doch die Unannehmlichkeit, daß sie auf Befehl des Königs alle zusammen ins

Gefäng-

Gefängniß gestekt wurden; wo auch Johannes nach einiger Zeit starb; und zwar den achtzehnten Mai; im Jahr 526. Er wurde unter die Märtirer gesezt.

LV.

Felix III.

(526.)

Von diesem Pabst weiß die Geschichte sehr wenig zu erzählen. Er war ein gebohrner Samniter; sein voriger Lebenswandel hatte ihm allgemeine Achtung erworben; indessen gab es doch bei seiner Wahl grosse Streitigkeiten, die aber der König Theodoricus dadurch beilegte, daß er ihn ohne weiters zum Pabst ernannte, womit die römische Geistlichkeit aber eben so wenig zufrieden war, als Baronius, der bei dieser Gelegenheit dem Theodoricus den Titel eines grausamen Barbaren, eines barbarischen Tirannen, eines gottlosen Arianers giebt, und ihn ferner, weil er bald darauf starb, ohne viele Umstände mitten in den Pfuhl der Hölle begräbt. Die Märchen, mit denen sich gewisse Schriftsteller in Ansehung der Todesart

des

des Theodoricus und der damit verbundenen Umstände schleppen, würden blos das Papier verderben, wenn wir uns mit ihrer Erzählung abgeben wollten. So gewiß es ist, daß man den Baum nach seinen Früchten beurtheilen soll, eben so gewiß darf man auch diesen Regenten immer unter die bessern und weisern zählen; es wäre denn, daß kein Regent etwas taugen könnte, der nicht öffentliche römischkatholische Glaubensprofession abgelegt hätte. Sein Nachfolger war Athalaricus. — Im folgenden Jahr starb auch der Kaiser Justin, und dessen Vetter Justinianus trat an seine Stelle.

Es sind einige Verordnungen vorhanden, die man dem Felix zuschreibt. Die Geistlichen, welche Schulden gemacht haben, können nur mittelbar durch den Bischof gefordert und angeklagt werden. — Das Meßopfer darf nicht in Privathäusern oder andern Seitenwinkeln, sondern blos allein in den Kirchen verrichtet werden. Das Lezte endlich, was wir von diesem Pabst wissen, ist, wie ein altes Epitaphium meldet: daß er mitleidig gewesen sei, und daß er den Reichthum des apostolischen Stuhls ansehnlich vermehrt habe. Seine Regierung dauerte vier Jahre und einige Monate. Er starb im Jahr 530 den 30. September.

Es fällt in die Zeiten dieses Pabsts, daß Benediktus seinen Orden zu stiften anfieng. Er hatte bereits in der Einöde von Subiaco zwölf Klöster gebaut, als er nach Monte Cassino gieng, und dort jenes berühmte Kloster errichtete, welches die Pflanzschule der Benediktiner Mönche wurde. Wir werden in der Folge hören, welche Veränderungen dieser Orden gelitten, und welche Früchte er der christlichen Kirche getragen habe. Benediktus hat viele Schriften hinterlassen, die in der Bibliothek der Väter aufbehalten sind.

LVI.

Bonifacius II.

(530.)

Die Wahl dieses Pabsts veranlaßte abermal eine Spaltung in der römischen Kirche. Ein gewisser Dioscorus hatte so viele Anhänger, daß er am nämlichen Tage mit dem Bonifacius ordinirt wurde. Man erwartete schon eine ähnliche Balgerei zwischen beiden Partheien, wie es ehedem einige gegeben hatte. Aber Dioscorus war friedfertig genug, grade da zu sterben, als man im Begrif war, sich

die Giltigkeit und Ungiltigkeit der Wahl handgreiflich zu beweisen. Bonifacius, nicht zufrieden, seinen Feind auf eine so bequeme Art vom Halse gebracht zu haben, schikte ihm überdies das Anathema in die Grube nach, welches aber auf Befehl eines seiner Nachfolger, des Agapetus, vernichtet und öffentlich in der Kirche verbrennt wurde.

Die zweite Arbeit des Bonifacius war die feierliche Verdammung der Semipelagianer. — Im Jahr 531 hatte er den Einfall eine Verordnung zu machen: daß ein Pabst seinen Nachfolger selbst wählen dürfte, da er aber wußte, daß in den vorigen Zeiten grade das Gegentheil war befohlen worden, so berief er zur Festsetzung seines Einfalls ein Concilium. Die versammelten Bischöfe protestirten dagegen, am meisten die römische Geistlichkeit. Aber Bonifacius fand Mittel seinen Vorschlag geltend zu machen, und ernannte sogleich einen gewissen Diaconus Vigilius zum künftigen Pabst. Dieser Vorpabst war aber ein so unruhiger Kopf, daß Bonifacius gar bald seine Benennung bereute, und in einem neuen Concilium sich des Hochverraths anklagte, daß er einen solchen Menschen zu seinem Nachfolger bestimmt habe.

Zu Toledo kam im Jahr 531 ein Provinzialconcilium zusammen, wo man die weise Verordnung machte, daß Niemand vor dem 25. Jahre zum Diaconat gelassen werden solle.

Bonifacius, ein gebohrner Gothe, regierte nicht länger als zwei Jahre und sechs und zwanzig Tage. Seine Briefe werden für untergeschoben gehalten.

LVII.

Johannes II.

(535.)

Der in Rom immer weiter um sich greifende Partheigeist blieb bei der Wahl des Johannes ebenfalls nicht müssig; man stritt sich zwei Monate hindurch, ehe die Mehrheit der Stimmen für einen neuen Pabst zusammengebracht werden konnten. Endlich fiel das Loos auf diesen Johannes, einem Römer von Geburt und Mercurius mit dem Zunamen; er war Aeltester der römischen Kirche. — Seine erste Sorge gieng dahin, dergleichen Unordnungen für die Zukunft vorzubeugen; er wußte sich an Niemand besser

zu wenden, als an den arianischen Gothen-König Athalaricus, der auch sogleich das vor einigen Jahren gegebene Dekret: daß die Pabstwahl ohne Einwilligung des Souverains ungiltig sei, erneuerte, und auf eine marmorne Tafel gezeichnet, es über die Pforte der Peterskirche öffentlich aufstellen ließ.

Um diese Zeit ließ Kaiser Justinian ein sehr tadelnswürdiges Edikt ergehen, welches alle Güter der Juden, Heiden und unorthodoxen Christen für fiskalisch erklärte, die nicht binnen drei Tagen das katholische Glaubensbekenntniß ablegen würden. Man gerieth in Verzweiflung, und die Montanisten in Phrigien trugen alle ihre Reichthümer in ihre Kirchen, schlossen sich darinn ein, stekten sie in Brand, und kamen im Feuer um. Die Juden zettelten eine Empörung an. Viele Tausende wurden geplündert, nakt davon gejagt, und beim geringsten Widerstande ermordet. — Traurig ist es, solche Thaten in dem Leben eines Mannes zu finden, der sonst so grosse Verdienste um die Religion und die Wissenschaften sich erwarb. Demüthigend ist der Gedanke, den Vater der wissenschaftlichen Rechtsgelehrsamkeit — denn dieser Justinianus war es, von dem die bekannten Pandekten und Institutionen herrühren — in einer Handlung zu sehen, wo nicht

nur

nur die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit verlezt, sondern alle Pflichten der Menschheit beleidiget wurden. —

Es war übrigens eine sonderbare Schwachheit dieses Kaisers, daß er sich gern in theologische Streitigkeiten mischte; er hatte sich vorzüglich an den Lieblingsgedanken gewöhnt, alle Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Daß sich aber Johannes Mühe gegeben hätte den übertriebenen Eifer des Justinians zu mässigen, davon will kein alter Schriftsteller etwas wissen.

Ein Beweis von jener Lieblingsidee des Justinians war sein lebhafter Antheil, den er an dem neuerwachten Dreieinigkeitsstreit der scithischen Mönche nahm.

Es sind einige Briefe des Johannes vorhanden, die aber wenig merkwürdiges enthalten. Er regierte ebenfalls nur zwei Jahre und einige Monate, bis in das Jahr 535.

LVIII.

LVIII.

Agapetus.

(535.)

Agapetus, ein gebohrner Römer, war Archidiaconus der römischen Kirche; bei seiner Erwählung gieng es sehr ruhig zu, woran vermuthlich die Tafel über dem Thor der Peterskirche Schuld sein mochte. Wir haben oben gehört, daß er den Bann des Bonifacius über den Dioscorus vernichtet habe; und wirklich war diese gerechte und großmüthige Handlung die erste seiner Regierung.

Kaiser Justinian beehrte ihn bald mit einem theologischen Sendschreiben; es wurde darinn mancherlei über die schon erwähnte Dreieinigkeitssache gesprochen, und der Kaiser verlangte endlich, daß der Pabst seine Meinung für orthodox erklären, jene der Mönche aber verdammen sollte. Agapetus nahm diesfalls keinen Anstand, aber er wunderte sich zugleich mächtig darüber, wie ein Laie dazu komme, sich in Glaubenssachen zu mischen, und darinn beinahe einen Diktator zu spielen. Justinian, obschon er hiedurch ziemlich unsanft auf seine schwache Seite getroffen worden war, blieb still, und stekte

den

den Vorwurf geduldig ein; denn er hatte so eben ein zweites theologisches Anliegen auf dem Herzen: daß nämlich die bekehrten arianischen Geistlichen in der orthodoxen Kirche wieder in diejenigen Würden eintretten dürften, die sie in ihrer Sekte begleitet hätten. Das wollte und konnte Agapetus auf keine Weise zulassen, weil es den alten Kirchengesetzen zuwider liefe.

Vermuthlich war Justinian mit dieser Weigerung nicht wohl zufrieden; aber er vergaß darauf, weil eine Gelegenheit gekommen war, seine theologische Projekte mit kriegerischen zu verwechseln. Belisar, einer der größten Feldherren seiner Zeit, hatte die kaiserlichen Waffen so verbreitet, daß bereits Sicilien erobert, und das übrige Italien in Gefahr war auch bezwungen zu werden. Theodotus, damaliger König der Gothen, zu schwach und unbehilflich Gewalt mit Gewalt zu vergelten, wußte kein schiklicheres Mittel zur Sicherstellung seiner Staaten, als wenn er den Bischof von Rom in sein bedenkliches Schikfal verwikkelte. Er befahl ihm also nach Constantinopel zu reisen, und den Kaiser zu einem billigen Vergleich zu bereden; im widrigen Fall sollte Rom in Brand gestekt, Rath und Geistlichkeit und Volk in Stükke gehauen werden. Agapetus, obschon in einem sehr

hohen

hohen Alter, übernahm die Gesandtschaft zu Anfang des Jahrs 536; die römische Kirche befand sich damals in so ärmlichen Umständen, daß man die Reisekosten durch Versetzung einiger kostbaren Kirchengeräthe bestreiten mußte, welches aber der König, sobald er Nachricht davon erhielt, nicht zuließ, sondern die Kosten selbst hergab.

Die Aufnahme des Pabsts zu Constantinopel war sehr glänzend. Von seinem Geschäft hatte er aber nichts zu reden, weil Theodotus unterdessen einige Vortheile über die kaiserliche Armee gewonnen hatte. Um indessen die Zeit nicht müssig hinzubringen, machte er sich mit einigen geistlichen Arbeiten zu thun. Ein gewisser Anthimus, Bischof zu Trabisond, war an die Stelle des verstorbenen Patriarchen zu Constantinopel gekommen. Diese Umtauschung war den Kirchengesetzen zuwider; überdies stand Anthimus im Verdacht der Eutichianischen Ketzerei; Agapetus protestirte also gegen ihn, so wie der Kaiser ihn beschützte; dies gab zu einem lebhaften Streit zwischen beiden Anlaß, der sich aber damit endigte, daß der Kaiser nachgab, Anthimus abgesezt, und statt seiner ein gewisser Mennas zum Patriarchen gemacht wurde. Agapetus ertheilte von diesem Vorfall den benachbarten Bischöfen Nachricht,

mit

mit dem Bedeuten: der ketzerische Anthimus sei durch die apostolische Autorität und mit Zuziehung der kaiserlichen Hilfe abgesezt, und Mennas habe von ihm die Ordination empfangen, die nicht geringer sei, als die des h. Petrus selbst u. s. w. Verschiedene orientalische Bischöfe und die Mönche insbesondere schikten Bittschriften an ihn, daß er sich nach allen Kräften der immer weiter fortgreifenden Eutichianischen Ketzerei widersezzen möchte. Er konnte aber ihrem Begehren nicht zu Diensten sein, denn er starb bald darauf zu Constantinopel den zwei und zwanzigsten April im Jahr 536. Seine Regierung hatte nur zehn Monate und einige Tage gedauert. Der Kaiser ließ ihm ein ungemein herrliches Todtenfest halten, sein Körper aber wurde in einem bleienen Sarge nach Rom geführt, und in der Peterskirche begraben.

Man weiß nebst dem Angeführten noch mancherlei von diesem Pabst zu erzählen. In einem seiner Briefe an den Cäsarius, welcher ihn für die Armen in Gallien um Unterstüzung bat, sagt er: Nicht Geldgeiz, sondern Furcht vor der Rechenschaft an jenem Tage muß mich zurükhalten, dir gefällig zu werden, weil ich unverlezlich nach den Schlüssen der Concilien und Sinoden handeln muß,

muß, welche alle Veräußerungen der Kirchengüter verbieten. — Auf seiner Reise nach Constantinopel soll er wunderthätig gewesen sein, und einen gebohrnen Krippel grade, und einen Stummen redend gemacht haben. — Er hatte auch den Vorsaz aus verschiedenen Ländern geschikte Männer kommen zu lassen, die zu Rom die heilige Schrift erklären sollten; die Kriegsunruhen hinderten ihn aber an der Ausführung.

LIX.

Silverius.

(536.)

Es ist oben gesagt worden, daß Hormisdas einen Sohn gezeugt hatte; eben dieser ist es, den wir jezt unter dem Namen Silverius als Pabst finden. Von seiner Wahl giebt es verschiedene Meinungen. Einige beschuldigen ihn der Simonie; andere und zwar aus bessern Gründen halten ihn für rechtmässig erwählt.

Seine kurze Regierung ist eine Kette von Unannehmlichkeiten. Rom war durch den Belisar wieder unter die kaiserliche Both-

mässig-

mässigkeit gekommen. Dies bewog die Kaiserinn dem Silverius mit Ernst zuzumuthen, daß er ihren Befehl befolge, der darinn bestand, den abgesezten Anthimus in sein voriges Bisthum von Constantinopel zurükzubringen. Silverius erschrak über diesen Antrag, und seufzend sagte er: Ich merke, daß diese Sache mir das Leben kosten wird. Indessen ließ er der Kaiserinn rund weg bedeuten, er könne in ihr Begehren nicht willigen. Diese sann bald ein anderes Mittel zur Erreichung ihrer Absicht aus. Es hielt sich zu Constantinopel ein römischer Diaconus, Vigilius, auf, der ganz das Ansehen hatte, daß für Geld und gute Worte alles von ihm zu erhalten sein würde. Diesem versprach sie, ihn zum Pabst zu machen, wenn er vorläufig sich erklärte, in der Sache des Anthimus sich ihrem Willen zu fügen. Vigilius grif zu; um so mehr, da ihm ein ansehnliches Geschenk zugesichert worden war. Er bekam seinen Befehl nach Rom an den Belisar mit, der anfänglich von der Sache gar nichts wissen wollte. Endlich bequemte er sich doch; die Kaiserinn will es haben, sagte er, und meine Pflicht ist zu gehorchen; derjenige mag es dort verantworten, der den Untergang des Silverius sucht; mich geht es nichts an. Nun suchte und fand man eine Beschuldigung wider den Silverius, die in

nichts geringerm bestand, als daß er Hochverrath begangen habe; die einzige Bedingung der verdienten Strafe zu entkommen, sei die Bewilligung des oft erwähnten Antrags der Kaiserinn. Als nun Silverius immer noch standhaft blieb, so bemächtigte sich Vigilius seiner, und mit Hilfe des Belisars wurde der gute Pabst in der Stille nach Patara ins Elend geschikt. Man hatte ihm bevor einen Mönchsrok angezogen, und so dem öffentlichen Spottgelächter preisgegeben. Seine Verweisung geschah am achtzehnten November im Jahr 537.

Diese Mißhandlung blieb aber nicht so verschwiegen, als man es wünschte. Der Bischof zu Patara nahm den verstossenen Pabst nicht nur mit grosser Hochachtung auf, sondern reiste auch sogleich nach Constantinopel zum Kaiser, um dem Silverius Recht zu verschaffen. Justinian hatte von dem ganzen Handel nichts gewußt; desto mehr befremdete ihn die Nachricht. Er befahl sofort, daß Silverius nach Italien zurükreisen solle, indem man eine neue Untersuchung über ihn anstellen würde. Er kam wirklich nach Rom. Aber Vigilius, der sich zu gut auf Weibergewalt verstand, wußte die Gemahlinn des Belisars auf seine Seite zu bringen; durch ihre Vermittelung bekam er den

Silve-

Silverius neuerdings in seine Hände; er ließ ihn durch einige Trabanten, die er Vertheidiger der Kirche nannte, greifen, und auf die öde Insel Palmaria ins Elend schleppen. Hunger, Mißhandlungen, und alle Arten von Verfolgung zehrten hier den unglüklichen Silverius nach und nach auf, bis er im Jahr 538, andere sagen erst im Jahr 540, starb. Auch wird behauptet, er sei nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern ermordet worden. Seine Geduld und sein unsträflicher Lebenswandel haben ihm mit Recht einen Plaz unter den Märtirern erworben.

LX.

Vigilius.

(553.)

Was wir bisher gehört haben, berechtigt uns, diesen Pabst den ersten gewaltthätigen Usurpator des römischen Stuhls zu nennen. Sein Betragen gegen den Silverius ist zu grausam, als daß ihn eine nachher gehaltene legale Wahl in die Reihe der rechtmäßigen Päbste bringen könnte. Auch blieb ihm der Lohn nicht aus, den seine Usurpation billig verdienen mußte.

Eine

Eine seiner ersten Handlungen war: daß er in einem Briefe an den Bischof von Braga, Profuturus, diejenigen verdammte, welche sich von gewissen Speisen darum enthielten, weil sie glaubten, diese Speisen wären verboten, oder als Produkte des bösen Wesens an sich selbst schädlich. — Auf die durch den König von Austrasien, Theodobertus, geschehene Anfrage: "Welche Strafe derjenige verdiene, der seines Bruders Wittwe geheurathet hätte?„ antwortete er: Eine solche Heurath sei auf alle Fälle ein abscheuliches Verbrechen, es könne nicht anders als durch eine langwährende Busse ausgesöhnt werden; die Heurath selbst sei ohne weiters ungiltig.

Im Jahr 541 machte Vigilius einen Zuschauer, als der Kaiser durch ein eigenmächtiges Edikt aufs neue den Origenes verdammte. Nicht so ruhig lief es aber ab, als bald darauf ein anderes kaiserliches Edikt zum Vorschein kam, welches die Schriften des Theodoretus, Theodorus von Mopsvest und Ibas, die bisher bei den Orthodoxen in Ansehen waren, verdammte. Der Orient und Occident kam darüber in Bewegung, und Vigilius erklärte sich feierlich dagegen. Justinian, aufgebracht durch diese Widerspenstigkeit, berief ihn nach Constantinopel. Bei seiner Abreise von Rom that ihm der

Pöbel

Pöbel mancherlei Beschimpfungen an. Der Kaiser nahm ihn mit vieler Güte auf, und suchte ihn auf seine Seite zu bringen; aber vergebens. Indessen vermochte doch endlich Gewalt mehr als Güte, und er unterschrieb die Verdammung mit, nur aber unter dem Vorbehalt, daß er nicht gesonnen sei, hiedurch dem Ansehen des Chalcedonischen Conciliums zu nahe zu tretten.

Es wäre zu weitläufig, alle Folgen dieses Verdammungsstreits, der unter dem Namen Dreikapitelstreit berüchtigt ist, anzuführen. Wir begnügen uns zu bemerken, daß, als Vigilius sich späterhin den Absichten des Kaisers nicht mehr fügen wollte, und allerlei Ränke trieb, dieser ziemlich gewaltthätig mit ihm umgieng, ihm viele öffentliche Mißhandlungen anthun, und auf einige Zeit ins Elend verweisen ließ. — Nach sieben fast durchaus mit diesem Streit zugebrachten Jahren kehrte er von Constantinopel wieder nach Rom zurük. Er war aber nicht so glüklich bei seinem Leben dahin zu kommen, sondern starb zu Siracus an den Steinschmerzen im Jahr 555.

Wenn es je der Mühe Werth gewesen ist, den Baronius seine Meinung über einen Pabst

Pabst sagen zu lassen, so ist es besonders hier. Er giebt von dem Vigilius ein zweifaches Bild; einmal stellt er ihn als Gegenpabst auf, das anderemal als rechtmässigen Pabst. In der ersten Qualität war Vigilius " vor „ Ehrgeiz rasend, ein zweiter Lucifer, ein „ Kirchenräuber, ein Schismatikus, ein Si„ moniakus, ein Mörder, kein Nachfolger „ Simons Petri, sondern Simons des Zau„ berers, nicht Statthalter Christi, sondern „ ein Antichrist, ein Greul der Verwüstung „ ein Wolf, ein Dieb, ein Räuber; aber „ dabei doch — **ein guter Katholik** (*ho„ mo revera catholicus*). Sobald er „ aber rechtmässiger Pabst geworden war, „ gab ihm Gott ein ganz anders Herz; er „ suchte nichts, als die Wohlfart der katho„ lischen Kirche; aus einem vollkommenen „ Bösewicht wurde auf einmal ein Muster „ der Tugend, und alles dies durch die „ Kraft des römischen Stuhls. *Quos ini„ quos accipit, solet mox reddere san„ ctos* *). "

Liberatus sagt: Er starb, unbedauert von den Lateinern, gehaßt von den Griechen, und unwürdig der Märtirerkrone, obschon er so viel als ein Märtirer gelitten hatte.

*) Baronius ad ann. 540.

hatte. Der Jesuit Doucin *) giebt endlich folgende Beschreibung von ihm: " Er „ fand bei der päbstlichen Würde alles, was „ sein Bemühen darnach verdient hatte, viel „ Ungemach, wenig Ehre und kein Mitlei„ den. Seine Geschichte ist ein Gewebe von „ Lastern und Abscheulichkeiten. Man muß „ sich wundern, wie ein solches Ungeheuer „ hat Vertheidiger finden können. Er war „ ein Räuber, ein Mörder, ein Geizhals, „ ein Betrüger, ein Mensch, der die Reli„ gion nach seinem Interesse drehte, und „ mit Gott und Menschen Scherz zu treiben „ suchte. " — Manum de tabula!

LXI.

Pelagius.

(555.)

Pelagius, ein gebohrner Römer, war des Vigilius Gefährte auf der Constantinopolitanischen Hin- und Herreise gewesen. Kaum war dieser in Sicilien gestorben, so eilte Pelagius nach Rom; weil der Kaiser ihm die Pabstwürde versprochen hatte. Aber Volk und Geistlichkeit war wider ihn; man

*) Historie du Nestorianisme lib. 6.

wählte ihn nicht nur nicht zum Pabst, sondern trennte sich auch von seiner Gemeinschaft wegen seiner Anhänglichkeit an den Vigilius. Andere sagen, weil man dafürhielt, er sei an dessen Tode Schuld gewesen. Aber fest auf die Vermittlung und Gewalt des Kaisers trauend, wendete er sich an die Bischöfe, daß er von ihnen ordinirt würde. Unter allen aber fand er nur zwei, die mit ihm Parthei machen wollten; er suchte also noch einen Priester von Osti, als den dritten Mann auf, und so geschah denn die durch diese drei, allen bisherigen Kirchensatzungen zuwider, die Ordination.

Volk und Geistlichkeit wurde hierüber noch aufgebrachter, und trennte sich aufs neue von seiner Gemeinschaft. Pelagius mußte seine Zuflucht neuerdings zum Kaiser nehmen. Dieser befahl seinem Statthalter Narses die Sache zu vermitteln; Narses brachte es nach einiger Zeit dahin, daß Pelagius wirklich als rechtmässig erwählt anerkannt wurde.

An diesen Narses schrieb Pelagius bald darauf einen Brief, worinn er ihn zur Verfolgung der Ketzer und Schismatiker aufmuntert. Lasse Dich nicht, schreibt er, durch jenes Geschwäz abschrekken, als wenn die Kir-

che

che verfolgte, wenn sie straft. Sieh zu, daß Du alle, die nicht rechtgläubig denken, gefangen nimmst, und dem Kaiser zuschikst. Fürchte nichts. Tausend Beispiele und Gesetze sind vorhanden, daß die weltliche Gewalt die Schismatiker nicht nur ins Elend verweisen, sondern auch ihre Güter einziehen darf. — u. s. w.

Seine Regierung, die vier Jahre, zehn Monate und einige Tage dauerte, war durchaus unruhig. Viele Bischöfe in Italien, Gallien und andern Provinzen bezweifelten seine Orthodoxie, und eben diese sind es auch, die er in dem Briefe an den Narses als Schismatiker abmahlt und gestraft wissen will. Er hat zu verschiedenen Kirchen den Grund gelegt; und es war ein sehr vernünftiger Gedanke, daß er diese Kirchen durchaus nicht da wollte bauen lassen, wo man Todte begraben hatte. Die Geistlichkeit dankt ihm die erste Einführung des täglichen Brevierbethens.

LXII.

LXII.

Johannes III.

(560.)

Nach dem Tode des Pelagius blieb der päbstliche Stuhl vier Monate und siebenzehn Tage unbesezt. Man schreibt diese Verzögerung der Wahl sowohl den mancherlei Ränken der Mitwerber, als dem neuwiederholten kaiserlichen Befehl zu, Kraft dessen ohne Einwilligung und Bestättigung des Kaisers der Gewählte nicht ordinirt werden durfte. Johannes, ein Römer von Geburt, trat den 18. Julius im Jahr 560 in seine Würde ein.

Man weiß von diesem Pabst, obschon seine Regierung beinahe dreizehn Jahre dauerte, wenig Merkwürdiges. Eine einzige kirchliche Begebenheit ist bekannt, woran er Antheil nahm. Zwei französische Bischöfe, Salonius und Sagittarius, waren verschiedener Verbrechen, des Mords, Raubes, Ehebruchs, u. s. w. angeklagt, und deswegen durch ein Concilium ihrer Würden entsezt worden. Sie appellirten nach Rom. Johannes war voreilig genug, ohne weitere Untersuchung sie loszusprechen, und in einem

Briefe

Briefe dem König von Frankreich zu bedeuten, daß er beide zu ihren Bisthümern zurükberufen möchte. Der König schien hiezu willig; aber die übrigen französischen Bischöfe widersezten sich standhaft; da sie es aber nicht hindern konnten, daß jene ihre Stellen wieder bekamen, so schlossen sie selbe wenigstens von ihrer Gemeinschaft aus.

Im Orient entstund zur Zeit des Johannes ein Streit: Ob der Leib Christi vor seiner Auferstehung verweslich oder unverweslich gewesen sei? Einige Bischöfe hatten sich einander bereits deshalb verkezert, als der Kaiser Justinian sich ebenfalls bei der Zänkerei einfand, und die Unverweslichkeit in seinen Schuz nahm; und wie es schon sonst seine Gewohnheit war, das, was er behauptete, durch Edikte andere gesezmässig glauben zu machen, so schikte er diesmal ebenfalls ein Edikt in Orient herum, daß die Meinung der Unverweslichkeit orthodox, die der Verweslichkeit aber ketzerisch sei.

Dieses theologische Edikt war das lezte, welches Justinian ergehen ließ, denn er starb noch mitten in der fortwährenden Zänkerei, am 14. November im Jahr 565. Er war 83 Jahre alt, und seine Regierung hatte 38 Jahre, 7 Monate und 13 Tage gedauert. Es

ist

ist ausgemacht, daß dieser Kaiser unter die vorzüglichen Regenten gehört. Er besaß ausgebreitete Wissenschaften, und überhaupt vortrefliche Gaben. Wie viel er sich mit den Kirchengeschäften zu thun gemacht hat, ist bereits zum Theil erzählt worden. Aber eben dieses Eingreifen in solche Sachen hat man ihn nach seinem Tode theuer genug büssen lassen, denn Evragius und mit diesem Baronius sagt ausdrüklich von ihm, daß er in der Hölle brate: Ad supplicia justo Dei judicio apud inferos tuenda, profectus est. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die herrliche Sophienkirche zu Constantinopel von ihm erbauet worden ist. Sein Nachfolger war Justinus der Jüngere.

Johannes starb im Jahr 573. Er wurde in der Peterskirche begraben.

LXIII.

Benedictus.

(573.)

Die Longobarden überschwemmten um diese Zeit Italien. Diese Verwirrungen waren Ursache, daß der römische Stuhl zehn

Mona-

Monate unbeſezt blieb. Endlich beſtieg ihn Benedictus, ein gebohrner Römer. Er regierte 4 Jahre, und ſtarb, wie einige ſagen, vor Kummer über die Verheerungen der Longobarden, und, nach Pagis Ausdruk, durch keine Handlung, die auf uns gekommen wär, berühmt *), im Jahr 578 den 30. Julius. Ein ihm zugemutheter Brief an einen gewiſſen David, wird ſogar vom Baronius für unächt erklärt.

LXIV.

Pelagius II.

(578.)

Es vergiengen nach dem Tode Benedictus vier Monate, ehe Pelagius, von Rom gebürtig, zum Pabſt ordinirt wurde. Er fand die Kirche in ſehr betrübten Umſtänden. Die Longobarden drangen mit ihren Eroberungen in Italien immer weiter vor, und ſie belagerten eben Rom, als die neue Pabſtwahl vorgenommen werden ſollte. Dies machte es unmöglich, die kaiſerliche Beſtättigung zur gehörigen Zeit einzuholen. Aber nachdem

*) Obiit, nulla re geſta, quæ ad nos pervenerit, celebris.

dem die Feinde die Belagerung aufgehoben hatten, schikte Pelagius den Diaconus Gregorius an den kaiserlichen Hof, der die Einwilligung des Kaisers bewirken, und gegen die Longobarden Hilfe suchen sollte. Die Nachrichten, welche uns verschiedene Schriftsteller von den Verheerungen und Grausamkeiten dieser Feinde geben, sind sehr traurig; der Schrekken, den sie verbreiteten, war so groß, daß man sie für unmittelbare Werkzeuge der Rache Gottes hielt, wobei man es nicht fehlen ließ, allerlei Wunderzeichen in der Luft zu sehen, z. B. Schwerdter, Spieße, Armeen, Schlachten u. dgl. Platina erzählt von einer außerordentlichen Ueberschwemmung, bei der man nichts minders als eine zweite Sündflut erwartete. Die frommen Leute hatten Offenbarungen, daß der jüngste Tag vor der Thüre sei.

Mitten unter diesen Unruhen erwachte der berüchtigte Dreikapitelstreit von neuem. Pelagius war nicht im Stande, weder durch Vorstellungen noch durch Gewalt die schismatischen Istrischen Bischöfe auf seine Seite zu bringen. Er begnügte sich endlich, ein Buch zu schreiben, worinn er die rechtmässige Verdammung der drei Kapitel zu erweisen suchte.

Im Jahr 588 fand Pelagius eine Gelegenheit, seinen Eifer für die Erhaltung der päbstlichen Autorität zu zeigen. Es wurde zu Constantinopel ein grosses Concilium gehalten, wo eine gegen den Patriarchen von Antiochien geführte Klage untersucht werden sollte; man hatte diesen Bischof der Blutschande und anderer groben Verbrechen beschuldigt; das Concilium fand aber hinlängliche Gründe ihn loszusprechen, und desto härter seine verläumderischen Ankläger zu bestrafen. Hier war es, wo die versammelten Väter dem Johannes von Constantinopel, mit dem Beinamen der Faster, den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs beilegten. Pelagius gerieth hierüber in grossen Unwillen. Er gab dem Johannes zu verstehen, daß ein solcher Titel gottlos, teuflisch, antichristisch sei; daß er mit ihm keine Gemeinschaft pflegen wolle, so lange er nicht einen Titel, den ihm der Teufel eingegeben hätte, ablegen würde. — Die Sache war aber noch nicht hinlänglich beigelegt, als Pelagius wahrscheinlich an der Pest starb, nachdem er eilf Jahre, zwei Monate und zehn Tage die römische Kirche verwaltet hatte. Die von Pelagius I. eingeführte Gewohnheit des Brevierbethens, wurde von ihm zu einer Pflicht gemacht, die unter einer Todsünde nicht verlezt werden dürfte.

LXV.

Gregorius.

(590.)

Gregorius war zu Rom aus einem Patriciengeschlecht gebohren. Als Mitglied des römischen Raths zeichnete er sich so aus, daß ihn Kaiser Justin die Präfekturswürde von Rom ertheilte. Ein besonderer Hang zur Einsamkeit zog ihn aber von diesen weltlichen Geschäften zurük; er verkroch sich in das Kloster des h. Andreas, welches er vordem in dem Hause seines Vaters gestiftet hatte. Er baute auch noch sechs andere Klöster, und theilte sein ganzes väterliches Erbe unter die Armen aus. Seine vorzüglichen Gaben liessen ihn aber in seiner Einsamkeit nicht lange unbemerkt. Pabst Pelagius II. zog ihn hervor, ordnete ihn zum siebenten Diaconus, machte ihn zu seinem Sekretär, und brauchte ihn zu verschiedenen politischen Geschäften. Wir haben gehört, daß er als Abgesandter nach Constantinopel geschikt wurde. Hier gerieth er mit dem Patriarchen Eutichius in einen Streit; Gregorius behauptete, daß die menschlichen Körper bei der Auferstehung ihre vorige Gestalt, und ihre fleischlichen Theile behalten würden; Eutichius war der Meinung:

sie

sie müßten so geistig und subtil werden wie die Luft, eine Meinung, die ihm Lavater in seinen Aussichten in die Ewigkeit ziemlich ernsthaft nachgepredigt hat. Der Kaiser, der den hitzigen Köpfen der Streiter nicht viel Gutes zutraute, ließ beide zu sich berufen, und durch seine Vermittlung wurde der theologische Frieden wieder hergestellt.

Nach dem Tode des Kaisers reiste Gregor nach Rom; zur Belohnung seiner wohlverrichteten Geschäfte erlaubte ihm Pelagius wieder in sein Kloster zurükzugehen. Er benutzte seine Einsamkeit zum fleißigen Schreiben. Als Pelagius starb, fiel die einstimmige Wahl der Klerisei und des Volks auf ihn. Tiefe Demuth, oder was es war, machte ihn standhaft dieser Würde entsagen; er bat in einem Briefe den Kaiser, seine Wahl nicht zu bestättigen, und um allen ferneren Zudringlichkeiten zu entgehen, entfernte er sich von Rom, und floh heimlich in einen Wald. Aber seine Vorsicht half zu nichts; der Kaiser bestättigte die Wahl; man fand ihn nach langem Suchen im Walde, brachte ihn im Triumph nach Rom, wo er am 3. September im Jahr 590 zum Pabst ordinirt wurde. — Es sind billige Lobsprüche, welche verschiedene Schriftsteller bei dieser Gelegenheit der Demuth des Gregorius beilegen. Unsre Leser mögen aber

ihr

ihr Urtheil noch aufschieben, bis wir einige Handlungen in seinem Leben bemerkt haben, welche zum Prüfstein dieser Demuth dienen werden.

Er begann seine Regierung mit dem Herumsenden seines Glaubensbekenntnisses an alle Patriarchen, welches durchaus für orthodox anerkannt wurde. Seine zweite Sorge war, die in Ansehung der drei Kapitel noch immer widersinnigen Istrischen Bischöfe zum gläubigen Gehorsam zu bringen; es sollte zu diesem Ende ein Concilium zu Rom gehalten werden, und er bewirkte den Befehl vom Kaiser, daß jene Bischöfe sich hiebei einfinden, und ihre Sache verantworten sollten. Aber die Bischöfe wollten von dieser Citation nichts wissen, und durch eine gründliche Vorstellung der Sache erhielten sie eine Gegenschrift vom Kaiser an den Gregorius, worinn unter andern gesagt wird: " Da „ Eure Heiligkeit den gegenwärtigen Zustand „ Italiens allerdings kennen müssen, und über„ all Klugheit nothwendig ist, so befehlen „ wir Euer Heiligkeit die Istrischen Bischöfe „ für jezt in Ruhe zu lassen. „

Eine sonderbare Vermischung der Gesinnungen herrschte beim Gregorius in Ansehung der Religionsduldung. Mit einem heftigen

Eifer

Eifer verfolgte er die in Afrika sich sehr verbreitenden Donatisten; alle Bischöfe erhielten seinen Auftrag, diese Art Menschen durchaus nicht zu schonen. Und mit einer liebenswürdigen Sanftmuth befahl er: "daß man „ die Juden nicht durch Gewalt, sondern „ durch Predigten zum wahren Glauben zu „ bringen suchen solle; Gott verlange freiwil„ lige Opfer, und es sei gewöhnlich, daß die „ aus Noth und Zwang Bekehrten sogleich „ wieder zurüktretten, wenn sie Gelegenheit „ finden. „ Aber grade diesem Grundsaz zuwider waren die Bekehrungsmittel, deren er sich gegen die Juden bediente; er ließ ihnen das Drittheil ihrer Steuern nach, die sie für die im Gebiet der römischen Reiche liegende Aekker zahlen mußten; und wer ihm hiebei sagen wollte, daß solche durch Eigennuz bewirkte Bekehrungen nicht leicht aufrichtig sein können, dem antwortet er *): "Sollte „ auch ihre Bekehrung nicht aufrichtig sein, „ so gewinnen wir doch ihre Kinder, und so „ gilt es gleich, ob wir diese oder jene zu „ Proseliten machen. „

Die Sitten der Geistlichkeit waren zu dieser Zeit in einem sehr hohen Grade verderbt. Bischöfe und Priester verließen ihre Heerden, und schwelgten in Uippigkeit; die

Mönche

*) Lib. 4. Epist. 6.

Mönche schweiften im Lande herum. Man muß sich nicht wundern, wenn Gregor unter diesen Umständen in seinen Verbesserungsmitteln mit Eifer zu Werke gieng; er schien den jedem guten Kopf eigenen Fehler zu haben, das Gute gern auf einmal zu thun. Alle verheurathete Geistliche mußten entweder von ihren Weibern sich scheiden, oder ihr Amt niederlegen. Die erste Frage bei der Ordination war, ob der Kandidat nie wider die Keuschheit gesündigt habe. Wer immer sich der Unreinigkeit schuldig gemacht hatte, wurde sogleich seiner Würde entsezt, und für beständig vom Altardienst ausgeschlossen. — Den Mönchen gab er Regeln: 1) Niemand darf vor dem 18. Jahr ins Kloster aufgenommen werden. 2) Vor Anlegung des Mönchkleides muß der Kandidat 2 Jahr Noviciat halten. 3) Ein Mönch, der in die Welt zurükkehrt, soll aus dem Orden verstossen, und lebenslänglich eingesperrt werden. 4) Ohne besondere Noth darf kein Mönch reisen, oder nur aus dem Kloster gehen. 5) Nie soll ein Mönch allein ausgehen, denn qui sine teste ambulat, non recte vivit *). — Um der Simonie, die in förmlichen Wucher auszuarten anfieng, Einhalt zu thun, befahl er, daß alle kirchliche Verrichtungen, die Ordination, Copulation,

*) Lib. X. Epist. 22.

tion, Taufe, Begraben umsonst geschehen sollten; und er gab hierinn selbst verschiedene schöne Beispiele, denn nie konnte man ihn dazu bewegen, von irgend jemand auch nur das kleinste Geschenk anzunehmen; selbst das bischöfliche Pallium ertheilte er unentgeltlich *).

Gregor hatte das Vergnügen, zwei Nazionen fast größtentheils zum wahren Glauben treten zu sehen; das Verdienst dieser Bekehrung gebührt zwei Prinzessinnen. Die Königinn der Longobarden, Theodeline, eine Dame von grosser Frömmigkeit, theilte nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Autharius die Krone mit dem arianischen Prinzen Agilulphus. Diesen wußte sie bald dahin zu bereden, daß er, und durch sein Beispiel, der Hof und der größte Theil des Volks den römischen Glauben annahm. Gregor, erzählt ein sonst sehr glaubwürdiger Schriftsteller,

*) Als ein Wort zur rechten Zeit wollen wir die hieher gehörige Stelle aus dem 44. Briefe des IV. Buchs wörtlich anführen. „ Nihil unquam de ordinationibus accipiendum esse constituo; *neque ex datione pallii, neque ex traditione chartarum, neque ex ea, quam nova per simulationem invenit, appellatione pastelli.* „

steller, machte zum Beweis seiner Erkenntlichkeit der Königinn bei dieser Gelegenheit ein Geschenk mit seinen Gesprächen. Es wird weiter unten von diesen Gesprächen so viel gesagt werden, um diese Erzählung als Fabel erscheinen zu lassen. — Die Engländer wurden mittelst einiger missionärischen Mönche aus Gregors Kloster zu Rom rechtgläubig gemacht, aber vorzüglich durch Mithilfe der Königinn Aldenberge oder Bertha, einer französischen Prinzessinn und Tochter des Königs Charibert. Sie empfahl die Mönche ihrem Gemahl Ethelred, der aber nicht viel von ihnen wissen wollte. Er sagte ihnen nach Maimbourgs Bericht, daß ihm die grossen und herrlichen Versprechungen von einem ewigen Leben nicht gewiß genug schienen, und er wollte deswegen dasjenige, was ihm seine Vorfahren hinterlassen hätten, nicht so obenhin gegen etwas Ungewisses vertauschen. Indessen war das schmeichelnde Zureden der Königinn stärker als diese Gründe. Er bekehrte sich, und nach seinem Beispiel eine grosse Menge des Volks mit. Dies geschah im Jahre 600. Es ist nicht nicht ganz darauf zu vergessen, daß Gregor den neubekehrten Brittaniern verschiedene heidnische Gebräuche im Christenthum beizubehalten erlaubte, z. B. daß sie Ochsen abschlachten durften, die sie vormals dem Teu-

fel geopfert hatten; wobei er nur den Missionären auftrug, daß die geopferten Ochsen dem wahren Gotte geopfert werden sollten *).

Bei Gelegenheit eines Streits zwischen einigen Bischöfen zeigte Gregor, daß ihm die Würde und Authorität des römischen Stuhls nicht gleichgültig war. Hadrian, Bischof zu Theben, war von seinem Metropolitan, dem Bischof von Larissa, wegen verschiedenen groben Verbrechen angeklagt, und auf einem Provinzialsinod verdammt worden. Er appellirte nach Rom. Gregor nahm gern an der Sache Theil; er sprach den Beklagten frei, erklärte den Sinodalspruch für nichtig, und eximirte den Hadrian von der Jurisdiktion seines Metropolitans. — Zu Salona hatte man einen gewissen Maximus wider Gregors Willen zum Bischof gewählt. Er machte die Wahl ungiltig, obschon der Kaiser sie gebilligt hatte; zugleich berief er den Maximus zur Verantwortung nach Rom; dieser ließ die Citation öffentlich zerreißen. Der Kaiser nahm ihn neuerdings in Schuz, und Gregor that den Maximus in den Bann. Dieser ließ sich das nicht anfechten, sondern blieb bei

*) Lib. VI. Epist. 71. Beda Hist. eccl. l. 1. C. 30.

seiner Amtsverwaltung, und führte laute Beschuldigungen wider den Gregor; er warf ihm vor, daß er ein grausamer Mann sei, und einen gewissen Malkus wegen Schulden ins Gefängniß werfen und darinn habe ermorden lassen u. s. w. Diesen Vorwurf suchte Gregor durch verschiedene Briefe von sich abzulehnen; und da er wahrnehmen mußte, daß Maximus festen Sinnes genug war, der römischen Gewalt durchaus nicht zu weichen, so bot er ihm endlich die Hand zum Frieden, und erkannte ihn für einen rechtmässigen Bischof. — Eben diesen Geist der Friedfertigkeit verrieth eine andere Handlung des Gregors. Zwei Aelteste der Kirche wurden bei dem Patriarchen von Constantinopel der Ketzerei wegen angeklagt. Dieser ließ die Sache von einigen hiezu bestellten Richtern untersuchen. Voll Eifer die Irrigen rechtskräftig eines Bessern zu überzeugen, beschlossen diese: man müsse die beiden Sünder nachdrüklich züchtigen, und so wurden sie ganz unmenschlich, nicht mit Ruthen, sondern mit derben Knitteln geschlagen. Gregor war höchst betrübt hierüber; er schrieb an den Patriarchen, der ihm aber eine ziemlich unhöfliche Antwort schikte. Desto bescheidener, gründlicher und eindringender schrieb Gregor zurük: „ Wir „ sind Hirten, sagt er, aber keine Henkers„ knechte.

„ Knechte. Du wirst wissen, was ein vor-
„ treflicher Lehrer geschrieben hat: Predige
„ das Wort, strafe, drohe, ermahne, in
„ aller Geduld und Liebe. Aber durch
„ Schläge die Menschen zum Glauben
„ zwingen, das ist eine bisher unerhör-
„ te Art zu lehren *). „ Die beiden Aeltesten flohen dann nach Rom. Gregor ließ ihre Sache neuerdings untersuchen, und als man sie unschuldig befunden hatte, sprach er sie los, und nahm sie in seine Gemeinschaft auf.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Vorfall der Funke war, welcher späterhin zur Flamme einer weitläufigen Mißhelligkeit zwischen dem Bischof von Rom und dem Patriarchen von Constantinopel ausbrach. Wir haben schon oben gehört (S. Pelagius II.), daß Johannes von Constantinopel den Titel eines allgemeinen Bischofs annahm. Dieser Titelprozeß erwachte jezt von neuem. Gregor hatte erfahren, daß Johannes in verschiedenen Briefen und öffentlichen Schriften sich einen allgemeinen Bischof genannt habe. Dies verdroß ihn so sehr, daß er sogleich seinem Nunzius Befehl gab, dem Patriarchen dies stolze Benehmen mit Ernst vorzuhalten; er beklagte sich

*) Lib. II. Epist. 52.

sich auch beim Kaiser darüber. Aber Johannes blieb standhaft bei seinem Titel, und der Kaiser ließ dem Gregor bedeuten, er möchte doch ruhig sein, und keine Händel anfangen, die den ganzen Orient und Occident in Verwirrung bringen könnten. Gregor sah und hörte nicht, sondern befahl seinem Nunzius, die Vorstellungen bei dem Patriarchen zu wiederholen; er schrieb einen langen und nachdrüklichen Brief hierüber, an dessen Schluß gesagt wird: „ Die Bewilligung dieses gottlosen Titels ist nichts „ anders, als eine **Verläugnung des „ Glaubens!!!** — der Nunzius machte „ seine Vorstellungen, und der Patriarch „ behielt seinen Titel. Gregor wollte alle „ Geduld verlieren. Der Nunzius hatte „ sich bereits von der Gemeinschaft des Patriarchen trennen müssen, und nun schrieb „ Gregor an den Johannes selbst. Er „ machte ihm in seinem langen und heftigen „ Briefe das Kompliment: daß dieser Titel „ **ehrgeizig, eitel, frech, gottlos, verflucht, antichristisch, gotteslästerisch, höllisch, teuflisch** sei; er sagt ihm: „ daß alle Apostel Glieder unter einem „ Haupt waren, und keiner habe allgemein „ genannt sein wollen. „ Zugleich schrieb er an den Kaiser; es sind ihm in diesem Briefe die merkwürdigen Worte entfallen:

Wenn

Wenn es einen allgemeinen Bischof gäbe, und dieser irrte, so würde die ganze Kirche mit ihm irren; und um den Lärm recht groß zu machen, suchte er auch die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien in den Streit zu wikkeln; aber beide wollten mit der Zänkerei nichts zu schaffen haben, und der lezte schrieb noch obendrein ganz treuherzig an den Gregor: Er könne nicht umhin, die ganze Sache für eine solche Kleinigkeit zu halten, die gar nicht verdiene, daß ihre Heiligkeit so viel Wesens daraus mache.

Mittlerweile starb der Patriarch Johannes, und Ciriacus kam an seine Stelle. Er schikte bald nach seiner Erhebung sein Glaubensbekenntniß nach Rom, das auch ohne weiters für orthodox angenommen wurde. Aber die Frage war nur: ob der neue Patriarch auch ein allgemeiner Bischof werde sein wollen. Gregor trug seinem Nunzius auf, hierüber Nachfrage zu halten, und im schlimmern Fall sich von der Gemeinschaft des Patriarchen neuerdings abzusondern. Ciriacus, der nicht gesonnen war, seinem Stuhl ein Recht zu vergeben, das ihm ein Concilium eingeräumt hatte, schikte einen eigenen Gesandten nach Rom, um den Pabst dahin zu bringen, daß er doch eines bloßen

Titels

Titels wegen nicht ferner offenbare Feindschaft ausüben möchte. Gregor nahm den Gesandten sehr freundlich auf; aber von der Bewilligung des gottlosen und teuflischen Titels war gar keine Rede; er gab dem Gesandten nebst den stärksten mündlichen Protestationen noch einen Brief mit, worinn er ausdrüklich sagt: „ Wer sich in dem Stolz „ seines Herzens einen allgemeinen Bischof „ nennt, oder nennen läßt, der ist ein „ Vorläufer des Antichrists „ *). Der Bischof von Alexandrien, Eulogius, schrieb um diese Zeit, vielleicht aus Schmeichelei, vielleicht auch, um sich auf eine feine Art über den abgeschmakten Titelzank lustig zu machen, einige Briefe an den Gregor, und nannte ihn darinn einen allgemeinen Pabst. Gregor müßte allerdings seiner Sinnen nicht mächtig geblieben sein, wenn er unter den vorhandenen Umständen diese Benennung angenommen hätte. Aber er schrieb sogleich an den Eulogius: „ Wenn du mich einen „ allgemeinen Pabst nennst, so sagst du zu„ gleich, daß du kein Pabst seist. Laß uns „ also dergleichen Titel künftig von uns ver„ bannen. Auch meldet deine Heiligkeit in „ dem an mich gegebenen Schreiben, ich „ hätte dir befohlen. Wie, ich sollte dir „ befohlen haben? Weiß ich denn nicht, „ wer

*) Lib. VI. Epist. 30.

„ wer du bist, und wer ich bin? Ich habe
„ dir nie befohlen, und ich bitte, daß du
„ dich niemal mehr dieses Ausdruks bedie-
„ nen möchtest. „

So demüthig diese Sprache war, so wollte doch Ciriacus nichts von seiner Titelablegung wissen. Gregor, der durch eine solche Hartnäkkigkeit aufs äußerste aufgebracht war, und auf keine Weise ein neues wirksames Zwangmittel mehr zu finden wußte, nahm jezt seine Zuflucht zu einer der sonderbarsten Feinheiten — er nannte sich einen **Diener aller Diener**; eine Benennung, deren sich die fernern Nachfolger Petri mit grosser Bescheidenheit bedient, manche darunter aber, z. B. Gregor VII. sie im engsten und buchstäblichsten Sinne erfüllt haben. Indessen blieb der Constantinopolitanische Patriarch auch gegen diese beispiellose Herablassung gefühllos; es kam nie zu einer Aussöhnung zwischen diesen beiden Prälaten; wenigstens zeigte Gregor seinen ganzen Unwillen, als Ciriacus bald darauf eigenmächtig ein Concilium nach Constantinopel berief, denn er warnte mittelst eines Circularschreibens die Bischöfe, sich vor diesem Räuber und Wolf, der die Heerde Christi zu verschlingen suche, in acht zu nehmen. —

Es wäre wohl überflüssig, bei diesem Betragen des Gregorius ausführliche Betrachtungen anzustellen. Alles, was wir uns zu sagen erlauben, ist das gerechte Befremden, wie ein gelehrter und einsichtsvoller Mann so außerordentlich schwach sein konnte, in einer Sache nach Grösse zu jagen, worüber die ruhige Vernunft in allen Zeiten mitleidig gelächelt hat.

Eine ganz verschiedene, aber höchst auffallende Handlung in dem Leben Gregors wollen wir jezt erzählen. Es war im November des Jahrs 601, als der Kaiser Mauritius vom Thron verstossen wurde. Die Armee hatte wegen einer an ihr verübten Strenge einen Aufruhr wider ihn erregt, und Phokas, ein Hauptmann, wurde als Kaiser ausgerufen. Mauritius, der von der Wuth des Pöbels das Schlimmste befürchtete, suchte mit seiner Familie auf einem kleinen Schiffe nach Chalcedon flüchtig zu werden; ein ungünstiger Wind schlug das Schiff zurük, und er mußte in einer kleinen Entfernung von Constantinopel liegen bleiben. Indessen war man schon über den neuen Kaiser mißvergnügt geworden, und man verlangte den vorigen zurük. Phokas, feig wie ein Bösewicht und blutgierig wie ein Tirann, beschloß sogleich, seinen

Nebenbuhler heimlich auf die Seite zu schaffen. Er schikte einen Trupp Reuter aus, den Mauritius auszukundschaften. Man fand ihn, und schleppte ihn sofort mit Weib und Kindern nach Chalcedon. Hier eröfnete sich ein Schauplaz der Unmenschlichkeit, der in der Geschichte wenige seines gleichen hat. Der unglükliche verstossene Kaiser, der seinen Mörder nie persönlich beleidigt, der ihn aus dem Staub gezogen, und zu einem Ehrenamt in der Armee gesezt hatte, mußte fünf seiner Söhne vor seinen Augen aufs grausamste ermorden sehen. Es ist verzeihlich, wenn der kalte Geschichtschreiber bei einer solchen Szene des Jammers eine Thräne fallen läßt. Aber das schmerzliche Mitleiden steigt aufs höchste, wenn noch der Umstand hinzukommt, daß, als die kaiserliche Amme, die den jüngsten Sohn, ein unschuldiges Kind, auf ihren Armen hielt, und um wenigstens dieses zu retten, ihr eigenes Kind unterschob, Mauritius selbst diesen Betrug den Henkern entdekte. Seine Gelassenheit bei dem ganzen Mordgericht war außerordentlich; die Dumpfheit des Gefühls hatte sein väterliches Herz zu Stein gemacht; er konnte nicht weinen. Alles, was er vermochte, war bei jedem über die Häupter seiner Kinder wiederholten Streiche der Ausruf: **Herr! du bist gerecht, und alle**

deine Gerichte sind gerecht. Endlich bot er sein eigenes Haupt dem Beil des Henkers. Die abgeschlagenen Köpfe wurden nach Constantinopel gebracht, und zur Augenweide des Tirannen einige Tage lang neben dem Thron herum gelegt. Theodosius, der ältere Sohn des Mauritius, befand sich zu dieser Zeit in Persien; er war im Begrif, als Rächer des vergossenen Bluts heranzurükken; aber Phokas ließ ihn heimlich auffangen und gleichfalls ermorden. Noch waren von der Familie des Mauritius die Kaiserin, drei Töchter und des Kaisers Bruder übrig. Sie hatten ihre Zuflucht in eine Kirche zu Constantinopel genommen. Phokas befahl sie herauszureißen und hinzurichten. Der Patriarch Ciriakus nahm sie in Schuz; aber nicht lange darauf wurden sie doch von den kaiserlichen Trabanten ergriffen, nach Chalcedon gebracht, und auf dem nämlichen Mordplatze ihr Blut mit dem Blute ihres Vaters vermischt. — Einige alte Geschichtschreiber geben dem Mauritius das Zeugniß, daß er ein mässiger, verständiger, wohlthätiger Prinz, und ein eifriger Vertheidiger des reinen Glaubens war; — vom Phokas sagen sie: Er hatte eine häßliche Bildung, ein fürchterliches Aussehen, rothe Haare und Augenbraunen; dem Wein und den Weibern war er sehr ergeben,

blutdür-

blutdürstig, ohne Gefühl des Mitleidens, in seiner Religion ein Ketzer; und sein Weib Leontia war um kein Haar besser *).

Und wie benahm sich Gregor bei all dem? — Als Phokas und seine Gemahlinn gekrönt waren, gaben sie davon Nachricht nach Rom, und schikten ihre Bildnisse mit hin. Gregor schikte ihnen dagegen sein Glükwünschungsschreiben. Hier sind einige Stellen daraus: „ Ehre sei Gott in der „ Höhe, der Könige abszt, und einszt! „ Der Ewige regiert in den Königreichen, „ und theilt sie aus nach seinem Gefallen. „ — — Bis jezt sind wir hart geplagt „ worden; aber der allmächtige Gott hat „ Euer Majestät auf den kaiserlichen Thron „ gesezt, um durch Euer Majestät barmher- „ zige Gesinnungen und Anstalten unserer „ Noth und Traurigkeit ein Ende zu ma- „ chen. Deswegen müsse die Erde sich „ freuen, und das ganze Volk dem Himmel „ wegen einer so glüklichen Veränderung „ Dank sagen. — — Das gemeine We- „ sen möge diese erwünschte Zeiten lange „ genießen! Der heilige Geist, welcher in „ dem Herzen Euer Majestät wohnt, re- „ giere es, damit Euer Majestät nach lan-

„ gen

*) Cedrenus Chron. ad ann. I. Phocæ.

„ gen Jahren die irrdische Krone mit der „ himmlischen verwechseln können *). „ Zwei andere Briefe **), welche Gregor späterhin an den Kaiser und die Kaiserinn schrieb, athmeten nicht nur den nämlichen Geist, sondern übertreffen in den ausgesuchtesten Schmeicheleien bei weiten noch den vorigen.

Dies ist aber wohl eine sonderbare Art von Betragen, mit welchem das Oberhaupt der römischen Kirche einem offenbaren Usurpator begegnet? Welches göttliche und menschliche Recht kann Lobsprüche und Glükwünsche billigen, die man so vollhändig an einen Königsmörder, an einen determinirten Tirann verschwendet? Ambrosius stieß dort den Theodosius aus der Gemeinschaft der Kirche, weil er gegen die Thessalonier zu grausam verfahren war, und hier geht ein groß genannter Pabst mit offenen Armen einem Wüthrich entgegen, dessen Hände so eben noch von dem unschuldigen Blute seines Wohlthäters, seines Souverains rauchen! Möchte doch eine ewige Vergessenheit diese niedrige und verabscheuungswürdige That eines Mannes aus den Denkmälern der Vorzeit verwischt haben, der in so mancherlei andern Rükfichten wahre und grosse

Verdien-

*) Lib. XI. Epist. 38.
**) Lib. XI. Epist. 45. & 46.

Verdienste gesammelt hat! Man muß dies um so mehr wünschen, wenn die Geschichte es bekräftigt, daß Phokas seine ganze Regierung zu einer Kette von Lastern, Grausamkeiten und Ausschweifungen gemacht hat.

Wichtige Handlungen einsichtsvoller Leute pflegen indessen selten ohne vorhergehende Ursachen zu geschehen. So wie wir eine nicht ungegründete Vermuthung über das Entstehen des Titelstreits mit dem Patriarchen von Constantinopel gewagt haben, so finden wir auch eine, die uns Gregors Mißvergnügen über den Kaiser Mauritius einigermassen erklären kann. Mauritius hatte während seiner Regierung das Gesez gemacht: daß kein zu Kriegesdiensten angeworbener Soldat sich unterstehen solle, die Armee zu verlassen und ins Kloster zu gehen. Gregor war mit diesem Befehl übel zufrieden, und machte dem Kaiser Vorstellungen dawider. Aber das Gesez blieb in seiner Kraft, und hiedurch befestigte sich der erste Grund des gegenseitigen Mißvergnügens. Eine bald darauf folgende Begebenheit reizte es von neuen und zwar auf eine sehr nachdrükliche Art. Der kaiserliche Exarch in Italien hatte sich die innern Unruhen der Longobarden zu Nutzen gemacht, und zum Vortheil des Kaisers durch Eroberung einiger

ger Städte glüklich im Trüben gefischt. Gregor gab sich Mühe, zwischen dem König der Longobarden und dem Exarchen Friede zu stiften; aber vermuthlich mochte er als ein nicht sehr geübter Politiker die Sache ein wenig links angefangen haben, denn er zog sich durch seine friedliebende Voreiligkeit den ganzen Unwillen des Kaisers zu. Die Art, womit dem Gregor dieser Unwillen bezeigt worden sein mag, läßt sich aus dessen Antwortschreiben an den Kaiser beurtheilen. „ Euer Majestät, sagt er „ darinn, haben mich schonen wollen; aber „ Sie haben mich in der That nicht ge„ schont, und mein Betragen mir sehr em„ pfindlich vorgehalten; denn Sie nennen „ mich einen einfältigen Menschen, was „ wohl eben so viel bedeuten soll, als einen „ Narren; denn Einfalt ohne Klugheit ist „ Narrheit u. s. w. „ *). So etwas aber ohne alles Gefühl der Bitterkeit anhören und gleichgültig vergessen, scheint mit dem Begrif von einem grossen Manne nicht wohl vereinbar zu sein. Gregor blieb für den gegenwärtigen Augenblik wohl still; er ließ nicht das mindeste Murren spüren; alle seine Briefe waren eitel Höflichkeit und Unterthänigkeit. Aber der geheime Groll konnte wohl nicht leicht ganz ersterben, und er

mußte

*) Lib. IV. Epist. 31.

mußte sich um so mehr heimliche Klagen gegen den Kaiser erlauben, da dessen Kronbediente in Italien durch allerlei Erpressungen und Volksbedrükkungen grossen Unfug treiben durften. — Man nehme diese Umstände zusammen, und dann beurtheile man Gregors Benehmen gegen den Phokas.

In einem Briefe *) Gregors findet man ein grosses Lob über die französische Königinn Brunechild; er preist die Nation glüklich, die eine so vortrefliche Königinn besizt. Ein französischer Schriftsteller macht hiebei die Bemerkung: Man muß diesen Pabst vielmehr wegen seiner guten Absicht, als wegen den ausschweifenden Gefälligkeiten entschuldigen, die er gegen diese Königinn, das allerboshafteste Weib auf Gottes Erdboden, bezeigt hat; denn sie besaß alle Feinheiten, die Klerisei zu gewinnen, indem sie mitten unter ihren abscheulichsten Schandthaten eine sehr grosse Freigebigkeit bewies, und, wie Maimbourg hinzusezt, Klöster und Kirchen stiftete, und den h. Vater fleißig und andächtig um Reliquien bat. Pagi erzählt überdies, Gregor habe an den Sohn dieser Königinn durch einen gewissen Priester Candidus ein besonders Geschenk überschikt; zwei kleine

*) Lib. XI. epist. 8.

kleine Schlüssel des h. Petrus nämlich, mit Feilstaub von dessen Ketten angefüllt, wobei er bedeuten ließ, daß, wenn der König diese Reliquie am Halse trüge, er von allen üblen Zufällen befreit sein würde. — Die Königinn Theodeline beschenkte er mit einem Stük von dem Kreuz Christi; und da wir eben von Gregors Hochschätzung der Reliquien reden, so bemerken wir zuzleich, daß er mit grosser Sorgfalt die Kleider des h. Evangelisten Johannes nach Rom habe bringen lassen, von welchen der Diaconus Johannes bezeugt, daß sie grosse Wunder gewirkt, bei dürrem Wetter Regen, und bei Uiberschwemmungen schöne Zeit verschafft hätten *).

In Umänderung, Abschaffung und Einführung verschiedener Kirchengebräuche war Gregor unermüdet. Die Priester erhielten von ihm Erlaubniß, in Abwesenheit des Bischofs die Firmung zu ertheilen. Er gestattete in Privathäusern Messe zu lesen. Es durften in einer Kirche mehrere Altäre sein, obschon Gregor selbst nur in Gemeinschaft seiner Priester bei einem einzigen Altar Messe hielt. Die Juden konnten nach einer vierzigtägigen Fasten getauft werden. Die Messe erhielt eine neue Form; er nahm, nach dem Bericht des Diaconus Johannes vieles weg, änder-

*) In vita Greg. lib. 3. cap. 59.

änderte verschiedenes ab, und sezte manches zu. Er machte ein Antiphonarium, und führte den Kirchengesang ein, oder wie Pagi bemerkt, er brachte den bereits eingeführten Gesang nur in jene Ordnung, die heut noch in dem sogenannten Choral herrscht; man nennt daher dieses Choral den Gregorianischen Gesang. Er verfertigte auch ein Benedictionale. Den Subdiaconen bestimmte er eine eigene Kleidung.

Wir kommen zu seinen Schriften. Die Zahl derselben ist sehr groß. Man hat allein achthundert und vierzig Briefe von ihm; eine Auslegung des Buchs Job in sechs und dreißig Abschnitten; ein Pastorale; zwei und zwanzig Homilien über den Propheten Ezechiel; vierzig Homilien über die Evangelien; und endlich — vier Bücher Gespräche. Ueber dieses leztere Buch hat es von jeher viel Streit gegeben. Die Vernünftigen und Besserdenkenden haben sich nie dazu verstehen können, einem Pabst von Gregors Einsichten so albernes und kindisches Zeug zuzumuthen, als diese Gespräche enthalten; es ist das elendeste von der Gasse aufgerafte Fabelwerk, dessen sich fast ein P. Cochem schämen dürfte: Erscheinungen aus dem Fegfeuer, Mirakel ohne Ende und niewahrgewordene Prophezeiungen. Viele Protestanten wollen behaup-

ten: die Katholiken hätten ihr Fegfeuer aus diesen Gespräch̃en hergenommen *). Sie berufen sich auf die Menge der Vertheidiger dieser Gespräche; wir wollen einige nennen: Hadrian I. in seinem Briefe an Karl den Grossen; der h. Ildefons Bischof zu Toledo; Beda; der Bibliothekar Anastasius; das Concilium zu Tibur unter dem Pabst Formosus; der h. Bernhard; der h. Thomas u. a. m. Am ärgsten ist dies, daß der h. Johannes Damascenus, der an der Spitze dieser Vertheidiger steht, noch obendrein mit einem sehr ernsthaften Gesicht erzählt und versichert: Gregor habe auch die Seele des Kaisers Trajan aus der Hölle herausgebetet. Indessen haben einsichtsvolle Katholiken mittelst einer gesunden Kritik schon längst die Unächtheit der Gespräche sowohl, als die Albernheit der leztern Fabel erwiesen; Natalis, Alexander

*) Ein katholischer Schriftsteller, den wir in der folgenden Note nennen werden, sagt: " Gregorius hat, aber gewiß wider seine Absicht, „ der Miethmesse die ersprießlichsten Dienste „ geleistet. Er war, wo nicht der Urheber doch „ der größte Beförderer des materiälischen Feuers „ im Straforte; der erste, der die gewisse Erlösung einer guten Seele auf dreißig Messen „ berechnete. „

xander und Baronius geben hinlängliche Aufklärung darüber *).

Gregor starb den 12. März im Jahr 604. Er hatte 13 Jahre, 6 Monate und 9 Tage regiert. Die Krankheit, welche ihm das Leben nahm, war das Podagra; und es ist eine frische Abgeschmaktheit, wenn der Diaconus Johannes versichert: der liebe Gott selbst habe ihn mit dem Podagra bestraft, weil er sich unterstanden hatte, den Trajan aus der Hölle zu erlösen. Es dürfte wohl wahrscheinlicher und vernünftiger gesagt werden: daß die Strenge des Klosterlebens, das viele Fasten, die häufigen Arbeiten, der beständige Kummer diese Krankheit veranlaßt hätten. Man muß bedauern, daß nirgend das wahre Alter dieses merkwürdigen Pabstes zu erfahren ist.

In allem Betracht verdient Gregor den Namen des Grossen. Er besaß außerordentliche Fähigkeiten, viel Gelehrsamkeit, Tugend und Gottseligkeit. Die Alten rühmen seine Wohlthätigkeit, seinen unermüdeten Geschäftseifer und die wachsame Sorgfalt in

Verbes-

*) Und will man eine neuere, gründliche Schrift über diesen Gegenstand lesen, so empfehlen wir des sel. Hubers, Pfarrer zu Sindelburg, Abendgespräche, zweiten Theil S. 29—51.

Verbesserung der Kirchenzucht. Sein Betragen gegen den Phokas und lächerliche Titelgezänk mit den beiden Patriarchen von Constantinopel weggerechnet, müßte er als ein Bischof ohne Tadel erscheinen. Man hat ihn vorzugsweise den lezten Bischof von Rom genannt. Die katholische Kirche sezt ihn mit Recht unter die vier vorzüglichsten ihrer Kirchenlehrer, obschon sie es zu keinem Glaubensartikel macht, daß ihm, wie man es aus seinen Abbildungen sieht, eine weiße Taube am Ohr gesessen sei. Die ganze Taube ist eine Erfindung des Diaconus Petrus. *).

Es darf nicht ganz unbemerkt bleiben, daß man dem Gregor den Vorwurf gemacht hat, er sei ein abgesagter Feind der heidnischen Monumente und Schriften gewesen, und auf seinen Befehl wären viele derselben zerstört und verbrannt worden, besonders die Werke des Livius. Platina eifert sehr gegen diesen Vorwurf. Er meint, eine solche Beschuldigung könnten nur unwissende Leute vorbringen, wider einen Pabst, der nach Gott das Vaterland am meisten geliebt habe. — Der fromme Gebrauch, beim Niesen Helfgott zu sagen, und beim Gähnen das Kreuz über den Mund zu machen, soll vom

Gregor

*) Johannes Diaconus in vita Greg. lib. 4. c. 69.

Gregor zur Zeit einer in Rom und in der Gegend umher wüthenden Pest eingeführt worden sein.

Siebentes Jahrhundert.

LXVI.

Sabinianus.

(605.)

Der römische Stuhl blieb nach Gregors Tode sechs Monate unbesezt; es war schwer einen Mann zu finden, der mit Ehre einem so grossen Pabste nachfolgen könnte. Sabinianus hatte aber eine wichtige Empfehlung für sich, daß Gregor ihn zu seinem Nuntius in Constantinopel gebraucht hatte. Er wurde den 13. September im Jahr 605 ordinirt — und starb den 22. Februar im Jahr 606, und da ist ziemlich alles beisammen, was man mit Zuverlässigkeit von ihm weiß.

Es wird indessen doch hie und da noch Einiges von ihm erzählt, und dies wollen wir, in Ermanglung des Bessern, nach erzählen. Platina ist sehr übel mit ihm zufrieden. " Dieser Sabinianus, sagt er, ist von unbekannter Geburt; man weiß sein Vaterland nicht, und das mit Recht; denn er war von verdächtigen Sitten. Er bewies bittre Feindschaft gegen seinen Vorfahr. Als zu seiner Zeit eine Hungersnoth zu Rom entstand, und das Volk Brod von ihm begehrte, so sagte er: " Gregor sei mit den Kir-
„ chengütern so verschwenderisch umgegangen,
„ daß gar nichts mehr übrig wär, „ und darüber wurden die Römer gegen den Gregorius so aufgebracht, daß sie alle seine Schriften verbrennen wollten. Um diese Zeit, fährt Platina fort, sah man allerlei Wunderdinge; es erschien ein grosser Komet am Himmel; zu Constantinopel wurde ein vierfüssiges Kind gebohren; und bei der Insel Delos ließen sich zwei Meergespenster mit menschlichen Köpfen sehen, die aber wohl, sezt er mit einer gutmüthigen Treuherzigkeit hinzu, auch Sirenen können gewesen sein, und in diesem Falle dürfte man sie eben nicht für monströse Geschöpfe halten; denn das Element des Wassers pflegt auch Thiere hervorzubringen, die den Erdthieren ähnlich sind. —„

Baro-

Baronius hat sich vom Siegebert verführen lassen, den Bericht zu geben, daß Gregor dreimal dem Sabinianus erschienen sei, und ihn vom Geiz abgemahnt habe; da aber dieser sich nicht bessern wollte, so hätte ihm Gregor einen so derben Schlag auf den Kopf gegeben, daß er bald darauf gestorben sei. So viel ist gewiß, daß Sabinianus auf eine bisher ungewöhnliche Art begraben wurde. Man führte, vermuthlich, um seinen Körper den Mißhandlungen des Pöbels nicht preis zu geben, die Leiche, wie Platina erzählt, durch das Eselsthor (per portam asinariam) heimlich übers Feld in die Peterskirche, wo er in der Stille beigesezt wurde.

Er soll befohlen haben, daß in jeder Kirche eine beständige Lampe brenne. Man macht ihn, obschon ohne Grund, zum Erfinder der Glokken.

LXVII.

Bonifacius III.

(607.)

Es vergiengen jezt eilf Monate, ehe ein neuer Pabst gewählt wurde. Bonifacius,

ein

ein Römer und Diaconus der dortigen Kirche, hatte ebenfalls dem Gregor als Nuntius gedient, und zwar bei dem zweideutigen Geschäft, als Gregor seine Glükwünsche an den Phokas und die Leontia schikte. Er hatte das Wohlgefallen des Usurpators zu erschmeicheln gewußt, und so fehlte es ihm nicht an Verdiensten, durch kaiserliche Beihilfe Pabst zu werden; seine Ordination geschah den 19. Februar im Jahr 607.

Bonifacius besaß nicht ganze neun Monate den römischen Stuhl, und doch gebührt ihm in den Annalen des Pabstthums ein vorzüglicher Rang. **Er ist der Vater und Stifter des eigentlichen römischen Primats.** Phokas, sein Beschützer, dekretirte ihn kraft kaiserlicher Gewalt zum allgemeinen Bischof; und Bonifacius nahm einen Titel an, den zwei seiner Vorgänger mit allen Prädikaten des Abscheus verflucht hatten. Er war es, der zur Bestättigung des Titels ein Concilium nach Rom berief, und hier sich die apostolische Formel konfirmiren ließ: Volumus & jubemus, und von ihm haben die ferneren Nachfolger Petri das Erbstük, alle andere Bischöfe als ihre Diener und Vicarien behandeln zu dürfen.

Man muß sich nicht wundern, wenn Baronius und seines Gleichen bei diesem Vorfall sehr gesprächig sind; das war die Perle, die sie noch brauchten, um die römische Krone zum höchsten Werth über ale übrige zu erheben. Alles, was Mönch ist, schreit hier seinen Triumph, und man wird müde, alles das anzuhören, was Platina, Pagi, Bellarmin, Ciacceni, Berti, Racine, Ducreux, Sandini, und quorum numerus legio est, über den ewigen Vorzug der römischen Kirche bei diesem Anlaß rekantilliren.

LXVIII.

Bonifacius IV.

(608.)

Bonifacius, zu Valeria in der Landschaft Marsi gebohren, der Sohn eines Arztes, wurde den 25. August im Jahr 608 zum Pabst ordinirt. Um etwas zu thun, das ein Andenken in der Geschichte verdiente, bat er sich vom Kaiser Phokas das berühmte Pantheon, den Tempel aller heidnischen Gottheiten, zum Geschenk aus. Phokas, der mit Rom immer in gutem Vernehmen

zu

zu stehen suchte, bewilligte die Bitte. Bonifacius leß also den Heidentempel zum Christentempel machen; und weil die Heiden die Cibele als Göttermutter zur ersten Beschützerinn des Tempels gemacht hatten, so sezte er Maria an ihre Stelle, und die Plätze der übrigen Gottheiten räumte er allen Heiligen ein. Er ließ auch aus verschiedenen Kirchhöfen todte Körper ausgraben, und bereicherte den neuen Christentempel mit zwei und dreißig Wägen heiliger Gebeine. Diese Kirche, eins der herrlichsten Monumente des Alterthums, heißt jezt Maria rotunda.

Baronius bedient uns in der Lebensbeschreibung dieses Pabsts mit einem sehr artigen Märchen. Der erste Bischof von London, Mellitus reiste um diese Zeit nach Rom, wie Beda erzählt, oder soll wenigstens hingereist sein. Man fragt um die Ursache dieser Reise — und da giebt uns Baronius seine Meinung. " Mellitus, sagt er, kam nach Rom, um beim Pabst Rath zu holen, ob die Einweihung der Kirche zu Westmünster giltig sei? Freilich habe der h. Petrus in eigener Person die Einweihung verrichtet, in welcher Absicht er auch eigends vom Himmel gekommen wär, wie dies der Schiffmann, der ihn über die Themse führte, gar wohl bezeugen könnte; aber doch habe

Melli-

Mellitus blos in dieser Sache Rath holen wollen, u. s. w. — Ein Gegenstük zu diesem Märchen ist die Erdichtung eines Dekrets, welches Hollstein dem Bonifacius zuschreibt. Es wird darinn bewiesen, daß die Mönche — Engel, und folglich aller priesterlichen Würden fähig sind; der Beweis lautet so: die Mönche haben, wie die Cherubim, sechs Flügel; ihre Kappe präsentirt zwei Flügel, ihre Ermel sind auch zwei Flügel, und die beiden äußersten Zipfel an der Kutte sind auch Flügel; folglich haben sie 6 Flügel, und folglich sind sie Cherubims u. s. w.

Es war das dritte Regierungsjahr dieses Pabsts, als Phokas den Lohn seiner Laster empfieng. Das Volk erlag unter dem Druk der Tirannei; es forderte den Sohn des Statthalters in Afrika, Heraclius auf, sich den kaiserlichen Titel beizulegen. Dieser rükte mit einer Flotte gegen Constantinopel. Phokas wurde geschlagen, und floh in seinen Pallast, während Heraclius im Triumph und unter allgemeinem Freudengeschrei in Constantinopel einzog. Ein gewisser Photius, dessen Gemahlinn von dem Phokas mißhandelt worden war, brach mit einem Trupp Soldaten in den Pallast ein; er sprengte Thor und Riegel, bemächtigte sich des

Usurpators, riß ihm den kaiserlichen Schmuk ab, ließ ihm eine weiße Kutte anlegen, und führte ihn in diesem Aufzuge dem Heraclius vor. Dieser befahl, ihm Hände und Füsse, und dann erst den Kopf abzuschlagen; das Volk jauchzte bei der Hinrichtung vor Freude. Man stekte den Kopf auf eine Stange, und ließ allen Muthwillen daran aus; die Soldaten verbrannten den übrigen Leib auf dem öffentlichen Platze der Stadt.

Bonifacius konnte über diesen Vorfall nicht anders als betrübt sein, denn der römische Stuhl hatte an dem Phokas einen grossen Beschützer verlohren. Er überlebte ihn auch nicht gar lange, und starb im Jahr 615 den 7. Mai. Nach dem Beispiel Gregors hatte Bonifacius sein väterliches Haus ebenfalls zu einem Kloster gemacht; er war überhaupt den Mönchen sehr gewogen, und gab sich viele Mühe, ihren Stamm in England recht auszubreiten: wo ihnen auch das Kloster Westmünster gebaut wurde.

LXIX.

Deusdedit.

(615.)

Man weiß von diesem Pabst, einem gebohrnen Römer, wenig vorzügliches; fünf Monate nach dem Tode seines Vorgängers erhielt er die Ordination, und nach einer dreijährigen Regierung den 8. November im Jahr 618 starb er. Er soll mit einem Kusse ein Wunder gewirkt, einen Aussätzigen nämlich dadurch gesund gemacht haben. Es ist ein falscher Brief vorhanden, den man diesem Pabst zuschreibt. Es heißt darinn: Eltern, die bei ihren eigenen Kindern Pathenstelle vertretten, sollten geschieden werden. Burio erzählt, wir wissen nicht, aus welcher Quelle, Deusdedit sei ein so abgesagter Feind der Simonie gewesen, daß er die Zeugenschaft eines mit der Infamie belegten Menschen und jeder öffentlichen Metze gegen die der Simonie angeklagte Geistliche für rechtskräftig erkannt habe. Baronius hat ihn unter die Heiligen gesezt, obschon, wie Pagi versichert, in keinem alten Martirologium sein Name vorkommt.

LXX.

LXX.

Bonifacius V.

(619.)

Bonifacius, aus Campanien gebürtig, ein Priester der römischen Kirche, wurde nach einer dreizehn monatlichen Zwischenzeit den 23. December im Jahr 619 zum Pabst bestimmt. Es wird von einigen verlohren gegangenen Briefen gesprochen, die er an die Bischöfe in England geschrieben hat. Justus, welcher dem Mellitus im Bisthum von Canterburi gefolgt war, erhielt das Pallium von ihm. An den heidnischen König von Northumberland, Edwin und dessen Gemahlinn Edelberg, schrieb er einige Briefe, worinn er sie von dem Heidenthum abzubringen suchte; er begleitete diese Schreiben mit einigen Geschenken, die in einem leinenen, mit Gold durchwirkten Kleide und einer schön vergoldeten elfenbeinenen Kanne bestanden.

Die schädliche Erfindung der Asile oder heiligen Zufluchtsörter wird ihm Schuld gegeben. Den Akoliten verbot er, die Gebeine der Märtirer anzurühren. Anastasius lobt ihn durch folgende Ausdrükke: Er war gegen jedermann äußerst gütig und barmherzig; vorzüglich liebte

er

er die Geistlichkeit, und nur ihr allein erzeigte er seine Wohlthaten *). Er starb den 22. Oktober im Jahre 625.

LXXI.

Honorius.

(625.)

Nach fünf Tagen kam Honorius, aus Campanien gebürtig, von vornehmer Geburt, an Bonifacius Stelle. Seine erste Sorge war einige longobardische Unruhen beizulegen. Der rechtmässige König der Longobarden hatte das Unglük, mondsüchtig zu sein. Die Nazion wollte unter einer mondsüchtigen Regierung nicht stehen; sie sezte den Adoloaldus ab, und machte den Arioaldus zu ihrem König. Nun stand aber dieser in starkem Verdacht der arianischen Ketzerei, und jener war sehr orthodox und ein grosser Wohlthäter der römischen Kirche. Ganz billig mußte sich also Honorius seiner annehmen; er suchte ihn mittelst des kaiser-

lichen

*) Clerum maxime dilexit, in quem *unice* liberalis & munificus fuit.

lichen Exarchen und der italiänischen Bischöfe auf den Thron zurük zu bringen. Der Exarch zog sich auf eine feine Art aus dem Handel, und die Bischöfe hielten es mit dem neuen König. Honorius sah sie deswegen als Verräther und Aufrührer an; aber sein Vorhaben blieb demungeachtet doch unausgeführt.

Die Kirche war seit einiger Zeit vor Ketzereien sicher geblieben; jezt entstand eine; sie hat einen eigenen Namen: die Monotheletische. Ihr Stifter war Theodorus, Bischof zu Paran in Palästina, und eifrige Anhänger derselben Sergius, Patriarch zu Constantinopel, und Cirus, Patriarch zu Alexandrien. Man lehrte: daß in Christo nur ein einziger Wille sei. Ein nach Constantinopel berufenes Concilium, das freilich aus lauter monotheletischen Bischöfen bestand, bestättigte diese Lehre; ein bald darauf folgendes zu Alexandrien that das nämliche, obschon ein Mönch, Sophronius, hier mit grossem Nachdruk für zwei Willen in Christo stritt. Doch gewann dieser Mönch so viel, daß Sergius eigends nach Rom schrieb, um den Honorius zur Parthei der neuen Meinung zu bringen. Wie es nun war, daß Sergius zu fein, oder Honorius zu arglos bei der Sache zu Werke

gieng,

gieng, so stimmen doch alle Schriftsteller darinn ein, daß Honorius sich wirklich verführen ließ, und die Lehre der Monotheleten billigte.

Verschiedene Schriftsteller wetteifern in der Bemühung, den Honorius vom Verdacht der Ketzerei zu reinigen. Baronius hat den allgemeinen belachten und verworfenen Einfall gehabt, die Akten des sechsten ökumenischen Conciliums, wo die Meinung von dem einzigen Willen in Christo nebst deren Anhängern verdammt wird, seien untergeschoben. Andere halten aber dafür, der Ausspruch des Conciliums hätte nur die Nachlässigkeit und Saumseligkeit des Honorius, womit er den Monotheliſmus habe zur Reife kommen lassen, gerügt. In diesem Sinne schreibt auch Leo II. in seinem Briefe an die spanischen Bischöfe vom Honorius: „ Er hat diese Ketzerei nicht so, wie es die „ apostolische Authorität gefordert hätte, zu „ unterdrüken gesucht, sondern auf eine „ nachlässige Art dabei durch die Finger ge„ sehen. „ Etwas härter sind die Ausdrükke, deren sich der nämliche Leo II. in einem Briefe an den Kaiser Constantin in eben dieser Sache bedient: „ Honorius, sagt „ er, hat die Kirche nicht mit den Lehren „ der apostolischen Tradition erleuchtet, son-

„ dern ihre Reinigkeit auf eine verrätheri-
„ sche Art verunstalten lassen. „ — Wie es denn nun aber immer sein mag, so wäre es eine überflüssige Arbeit, bei diesem Kezzerstreit für oder wider scharfsinnige Untersuchungen zu machen.

Honorius hat verschiedene zusammengefallene Kirchen wieder aufbauen lassen. Das Dach auf der Peterskirche erhält sein Andenken bis auf den heutigen Tag, denn er vermochte den Kaiser, daß die kupfernen Platten vom Tempel des Jupiter Capitolinus dahin gebraucht werden durften. Er starb den 12. Oktober im Jahre 638 nach einer beinahe dreizehnjährigen Regierung.

In die Zeit seines Pabstthums fällt der Tod des prophetischen Betrügers Mahomet, und zwar sehr wahrscheinlich auf das Jahr 632. Wir wollen uns nicht bei den bekannten, und ohnehin mit so viel Fabelwerk durchmischten Lebensumständen dieses heillosen Schwerdtapostels aufhalten. Wem ist nicht der Inbegriff der mahometanischen Sekte bekannt? Wer hat nicht von dem Mährchen mit dem Engel Gabriel, dem eisernen Wundersarge zu Mekka, den Wahlfahrten dahin, und hundert andern Dingen gehört, die man tausendmal geschrieben und

gelo-

gelogen hat. Dies weiß aber vielleicht nicht jedermann, daß einige Schriftsteller behauptet haben, Mahomet wäre Kardinal gewesen; er habe Pabst werden wollen, und sei nur darum ein Ketzer geworden, weil ihm seine Hofnung nicht in Erfüllung gieng *).

LXXII.

Severinus.

(640.)

Ein Jahr, sieben Monate und siebenzehn Täge vergiengen, ehe nach Honorius Tode ein neuer Pabst ordinirt wurde. Severinus, ein Römer, wurde gar bald gewählt; aber die kaiserliche Bestättigung blieb aus folgender Ursache zurük. Die orientalischen Monotheleten hatten den Kaiser Heraklius zu ihrer Parthei zu bringen gewußt; dieser sezte eine Art Glaubensbekenntniß zusammen, welches Ekthesis hieß, und Einen Willen in Christo zum Dogma machte. Man muthete dem Severinus zu, dies Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, wenn er Pabst werden wollte. Aber Severinus weigerte sich

*) S. Bayle Diction. hist. & crit. art. MAHOMET Not. X.

sich dessen. Hiedurch entstand die Verzögerung der Ordination, denn es reisten eigene von der römischen Klerisei abgeschikte Deputirte nach Constantinopel, die endlich nach jener langen Zwischenzeit das kaiserliche Dekret mitbrachten, daß der neue Pabst auch ohne Unterzeichnung der Ekthesis ordinirt werden dürfte.

Während dem ereignete sich eine für die römischen Finanzen sehr nachtheilige Begebenheit. Kriege, Hunger und mancherlei feindliche Unruhen hatten den Staat und das Volk sehr erschöpft; man glaubte daher, der heil. Petrus würde es nicht übel nehmen, wenn man die im Lateran ihm zu Ehren begrabene Kirchenschätze zur Hilfe der Armuth in Umlauf brächte. Der Archivar Mauritius, der eigentlich der Erfinder dieses Einfalls war, legte Hand an; er nahm Soldaten und Volk zusammen, und bemächtigte sich aller vorhandenen Kostbarkeiten. Er fand am Severinus und der Geistlichkeit starke Widersezlichkeit; aber ihre Gegenwehr war vergebens. Der Schaz wurde von ihm in Sicherheit gebracht, und der kaiserliche Exarch kam in aller Eil nach Rom. Um einem Aufruhr vorzubeugen, ließ er verschiedene Geistliche, die als Aufhezer bekannt waren, aus Rom bringen, und zog dann

mit

mit dem ganzen Schaz davon. Der Kaiser hatte zwar von der Sache nichts gewußt; indessen fand er doch keine gegründete Ursache, das Geschehene zu mißbilligen.

Severinus bekleidete seine Würde nicht lange. Er starb nach zwei Monaten und vier Tagen. Man lobt ihn seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit wegen.

LXXIII.

Johannes IV.

(640.)

Johannes war ein gebohrner Dalmatier und Archidiakonus der römischen Kirche. Das Volk wählte ihn einstimmig, und seine Ordination geschah den 24. Dezember im Jahre 640. Das Merkwürdigste in seiner Regierung war die feierliche Verdammung der Ekthesis des Kaisers Heraklius; er kam darüber mit dem an des Sergius Stelle getretenen Patriarchen von Constantinopel, Pirrhus, in Zwiespalt, der sich, als Vertheidiger der Ekthesis mit vielem Nachdruk auf die vom Pabst Honorius gegebene Bestättigung des Monotheliſmus berief. Es

wurden

wurden verschiedene Briefe von beiden Seiten gewechselt. Johannes soll nach dem Bericht des Eutichius, späterhin unter der Regierung des Kaisers Constans das Vergnügen erlebt haben, daß die verhaßte Ekthesis zerrissen, und ins Feuer geworfen wurde, eine Begebenheit, an der viele Schriftsteller zweifeln zu dürfen Gründe finden.

Die Mönche fielen zur Zeit des Johannes mit der Klerisei in Zwietracht, denn diese wollte es, und wohl mit Recht, nicht leiden, daß die Mönche von den Bischöfen Kirchen erhielten, und darinn ihre eigene Klosterpfarrer anstellten. Der Pabst legte den Streit bei, aber auf eine Art, die dem Mönchwesen zu viel Vorschub gab. Er ließ es zu, daß sie alle die Vorzüge ferner beibehalten durften, worüber die Klerisei klagte; es galt ihm zum Vorwand, daß die Mönche, als Eigenthümer dessen, was man ihnen geschenkt hatte, auch nach ihrem Belieben ihnen gefällige Verfügungen treffen könnten. Aber solche Vorrechte stritten mit den ersten Fundamentalgesetzen des Mönchthums.

Uibrigens weiß man von diesem Pabst nichts Bedeutendes, als daß er viele Sum-

men

men zur Loskaufung gefangener Christen verwendete, und aus seinem Vaterlande alle vorfindlichen Reliquien nach Rom bringen ließ. Seine Regierung dauerte nicht länger als ein Jahr, neun Monate und einige Tage. Er starb im Jahre 642.

LXXIV.

Theodorus.

(642.)

Theodorus, zu Jerusalem gebohren, war der Sohn eines Bischofs gleichen Namens; seine Ordination geschah den 24. November im Jahre 642. Die merkwürdigsten Handlungen dieses Pabsts beschränken sich auf den neu erwachten Streit über die Ekthesis. Der unlängst erwählte Patriarch von Constantinopel, Paulus, hatte sein Glaubensbekenntniß nach Rom geschikt, welches Theodorus, obschon es stark nach dem Monotheliſmus roch, für orthodox erklärte, aber dabei forderte, der Patriarch sollte auf alle mögliche Weise die Ekthesis zu vertilgen trachten. Dieser that das Gegentheil, und es kam in den Feindseligkeiten so

weit,

weit, daß Theodorus den Paulus in den Bann legte, wogegen aber dieser darinn Genugthuung nahm, daß er die Kapelle, wo die römischen Nunzien Messe hielten, niederreißen, die heiligen Geräthe wegnehmen, einige von ihrem Gefolge einsperren, einige des Landes verweisen, und die übrigen öffentlich ausstreichen ließ, wodurch nun buchstäblich erfüllt wurde, was im Evangelium geboten wird: Wer dich auf einen Backen schlägt, dem reiche auch den andern hin u. s. w.

Weil es dazumal eine allgemeine Gewohnheit der Päbste war, Kirchen bauen zu lassen, und Reliquien zu sammeln, so that dies auch Theodorus. Er starb den 13. Mai im Jahre 649. Seine Kirchenverwaltung hatte sechs Jahre, fünf Monate und neunzehn Tage gedauert; er wurde in der Peterskirche begraben.

LXXV.

LXXV.

Martinus.

(649.)

Nach sechs Wochen wurde Martinus, ein Priester der römischen Kirche, von Todi in Umbrien gebürtig, zum Pabst gewählt; seine Ordination geschah den 5. Junius.

Der Monotheliſmus war zu einer Seuche geworden, die immer anſtekkender in der Kirche herumwüthete, und endlich dieſen Pabſt ſelbſt aufrieb. Wir wollen ohne Gleichniß reden. Kaiſer Conſtans begleitete ſein Beſtättigungsdekret zur Pabſtwahl mit einem verbindlichen Schreiben, worinn er dem Martinus anlag, ſich in Anſehung der Ekthesis ruhig zu halten, und durch eben jenes Stillſchweigen, welches den orientaliſchen Biſchöfen anbefohlen worden war, allen fernern Streitigkeiten vorzubeugen. Während dem hatte der Kaiſer ein Edikt erlaſſen, das man Tipus nannte, in der Abſicht, hiedurch auf einmal einen allgemeinen Frieden zu ſtiften. Martinus fand ſich aber gedrungen, dem Willen des Kaiſers entgegen zu ſein; er verwarf den Tipus, und berief zur Bekräftigung ſeiner Verwer-

fung

fung ein Concilium von zweihundert und fünf Bischöfen nach Rom. Dieses Beginnen reizte den Kaiser zum höchsten Unwillen. Er hielt sich überzengt, daß eine solche Widersezlichkeit gegen seine friedliche Vorschläge boshaft, und offenbar nur dahin abgezielt sei, Kirche und Staat in die traurigste Zerrüttung zu stürzen. Der Exarch von Italien erhielt daher Befehl, den Pabst gefangen zu nehmen, und auf die Insel Naxos ins Elend zu bringen; dies geschah, obschon erst nach einiger Zeit, indem der erste Versuch der Gefangennehmung durch einen Auflauf des Volks vereitelt worden war. Die Art, wie der kränkliche Martinus auf seiner Reise sowohl als am Orte seiner Verweisung behandelt wurde, war sehr grausam.

Nach einem Jahre seiner überstandenen Mühseligkeiten mußte er nach Constantinopel gebracht werden. Wir kündigen den Lesern einige sehr traurige Szenen an, die wir nicht umhin können, etwas weitläufiger zu beschreiben; sie gehören in die Geschichte der Menschheit. Es war noch früh, als er im Hafen zu Constantinopel ankam; aber das Schiff, worauf er sich befand, mußte bis an den Abend still liegen; das neugierige Volk lief häufig herbei, und mißhandelte den zur

Schau

Schau ausgestellten Pabst den ganzen Tag über mit den bit ersten Schmähungen. Nach Untergang der Sonne hohlte ihn ein gewisser Sagoleva unter starker Wache vom Schiffe ab, und brachte ihn in einem Wagen in das Gefängniß Prandearia, wo er, ohne einen Menschen sehen zu dürfen, 93 Tage bleiben mußte. Man führte ihn dann vor Gericht, wo der kaiserliche Großschazmeister Bukoleon den Vorsiz hatte. Martinus, durch das Podagra sehr geschwächt, wollte auf den ihm hingesezten Stuhle sich niederlassen; Bukoleon verbot dies mit Heftigkeit, und befahl, wenn der Delinquent nicht allein stehen könnte, daß zwei ihn stehend halten sollten. Das Verhör begann er mit den Worten: **Sage mir, du abscheulicher Bösewicht! was hat dir der Kaiser gethan? Womit hat er dich beleidigt?** — Der Pabst schwieg. So rufe man die Zeugen, fuhr jener fort. Diese traten ein; es waren fast lauter gemeine Soldaten. Martinus sagte lächelnd: **Sind diese eure Zeugen? Ist dies eure Rechtsordnung?** Es kam zum Eide, den die Zeugen auf das Evangelium ablegen sollten; er protestirte wider eine so schändliche Entheiligung des Eides; er versprach auch ohne Eid sich schuldig halten zu lassen, indem er das ewige Seelenheil dieser Elenden nicht in Gefahr

setzen wollte. Die Zeugen mußten aber doch schwören.

Es ist nöthig zu berichten, worinn die gegenwärtige Anklage eigentlich bestand; es war nicht blos die Verdammung des Tipus. Man hatte den Pabst des Hochverraths und der Verrätherei beschuldigt. Es hieß: der Exarch Olimpius habe einen Aufruhr wider den Kaiser im Sinne geführt; hievon sei Martinus unterrichtet gewesen; aber anstatt Anzeige hievon zu geben, habe er mit den heimlichen Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht. Hierauf bezog sich die eidliche Aussage der Zeugen; einer derselben, Dorotheus, ein sicilianischer Patrizier sezte hinzu: Wenn Martinus fünfzig Köpfe hätte, so müßte er doch alle wegen seiner Verheimlichung der meuterischen Anschläge des Olimpius verlieren.

Auf diese Beschuldigungen antwortete endlich Martinus. Den Olimpius, sagt er, habe er auf keine Weise zur Empörung beredet, oder ihn darinn unterstüzt. Uiber den Vorwurf, daß er sich ihm nicht widersezt hätte, erklärte er sich: „ War ich wohl „ im Stande, einem Manne zu widerste„ hen, der die ganze Kriegsmacht von Ita„ lien unter seinem Kommando hat? Ist er

„ denn

„ denn von mir zum Exarchen gemacht wor-
„ den? Muß denn ich von seinem Verge-
„ hen Rechenschaft geben? „

Man beschloß das Verhör. Martinus wurde, ohne die noch übrigen Zeugen zu vernehmen, für schuldig erkannt. Der Großschazmeister erstattete dem Kaiser Bericht. Mittlerweile führte ihn die Wache in den Hof des kaiserlichen Schlosses, wo Constans durch ein kleines Fenster ihn ansah. Der Großschazmeister kam zurük, und publizirte das Urtheil: **Du hast gegen den Kaiser als ein Verräther gehandelt; du hast Gott verlassen; Gott verläßt dich deswegen wieder, und liefert dich in unsere Hände.** Darauf befahl er, ihm die Kleider abzunehmen, und ließ ihm einen elenden Kittel anlegen, den aber der Muthwille der Soldaten von oben bis unten zerriß, daß er kaum seine Blösse bedekken konnte. Man forderte das Volk auf, den Schuldigen zu verfluchen; aber das Mitleiden lähmte den meisten die Zunge, und nur wenige sprachen den Fluch aus. Der Unglükliche wurde endlich dem Gouverneur von Constantinopel mit der Vollmacht übergeben: daß er ihn auf alle Fälle könne in Stükke hauen lassen. Es wurde ihm auf Befehl des Gouverneurs ein Halseisen und Ketten

um

um den Leib angelegt; so schleppte man ihn durch die Stadt, indem der Scharfrichter, zum Zeichen, daß der Delinquent des Todes schuldig sei, mit dem bloßen Schwerdt vor ihm hergehen mußte. Mit unbeschreiblicher Gelassenheit trug Martinus alle diese Leiden; er schien, von allen den Mißhandlungen nichts zu fühlen, die man ihm anthat.

Nach diesem vollbrachten schmähligen Umzuge durch die ganze Stadt wurde er in das elendeste Gefängniß des kaiserlichen Prätoriums mitten unter die heillosesten Uibelthäter geworfen. Bald darauf kam er in das Gefängniß des Diomedes; im Hinabführen giengen die Soldaten so unmenschlich mit ihm um, daß er durch ihr heftiges Herumreißen sich blutig schlug, und die Lenden verrenkte. Um alle Grausamkeiten zu häufen, bei denen man die Absicht zu haben schien, eines sogenannten natürlichen Todes ihn sterben zu machen, schleppte man ihn, beladen mit einer außerordentlichen Last von Ketten, unter freien Himmel, und gab ihn dem kältesten, schneidendsten Winde preis. Ohne Zweifel würde diese lezte Henkerei sein Leben geendigt haben, wenn nicht einige mitleidige Weiber, und ein Verschnittener, Gregorius, kaiserlicher Kämmerling,

ihn

ihn heimlich weggeführt, und in einer warmen Stube das erstarrte Blut wieder in Umlauf gebracht hätten.

Diese Abscheulichkeiten kamen dem Patriarchen Paulus, der in einer schweren Krankheit lag, zu Ohren; er beschwur den Kaiser, den unmenschlichen Mißhandlungen Einhalt zu thun, denn so müsse man ja doch nicht einem Bischofe begegnen; und sei er strafbar, so würde es wohl an der Verweisung ins Elend genug sein. Diesen Vorschlag des sterbenden Patriarchen ließ sich endlich der Kaiser gefallen, und Martinus wurde den 26. März im Jahre 655 nach dem sarmatischen Chersonesus gebracht. Sein Leben war hier, wie er es in einigen von daher geschriebenen Briefen selbst erzählt, sehr mühselig; Hunger und Krankheit marterte ihn; er sah sich von aller Welt verlassen. Die Heiden, unter denen er wohnte, bezeigten nicht das geringste Mitleid gegen ihn, sogar die Römer dachten seiner nicht; Niemand bekümmerte sich, ob er todt oder lebendig sei.

Gott machte endlich seinem mühseligen Leben ein gewünschtes Ende am 16. September im Jahre 655. Man begrub seinen Körper

Körper in einer der heil. Maria gewidmeten Kirche unweit der Stadt Chersonesus. Er hat unter den römischen Märtirern einen Plaz.

Es ist sehr natürlich, daß wir diesen Pabst nicht ohne einige Betrachtungen verlassen. Fast aus einem Munde nennen die Kirchenschriftsteller den Kaiser Constans einen Tirann und Ketzer. Wahr ist's, die Art, wie Martinus gestraft wurde, hat alle Kennzeichen des Mordgeists, der Grausamkeit und der gefühlloseſten Härte. Es war keine Sitte, einen Bischof henkermässiger zu behandeln, als einen Strassenräuber, den doch nicht jeder gemeine Wächter mit selbstgefälligen Unmenschlichkeiten peinigen darf; und in diesem Betracht bleibt das Benehmen des Constans jederzeit ein häßliches Schandmal in der Geschichte. — Eine andere Frage ist's aber, ob Martinus ganz schuldlos, und nicht wenigstens einigermassen des Vorwurfs einer Verrätherei schuldig war. Man weiß, daß schon der Kaiser Heraklius mit den Saracenen beständige Kriege hatte; Constans mußte diese Kriege fortsetzen; das Glük war ihm nicht immer günstig; die Saracenen gewannen viele Vortheile. Es gab im Orient Leute, die im Verdacht standen, daß sie es mit den Feinden gut meinten.

In dieser kritischen Lage entspann sich obendrein ein Religionsstreit. Constans konnte es sehr gut wissen, wie gefährlich dieser unter ähnlichen Umständen dem Staat werden dürfte; er wollte, um dem Feind desto sicherer die Stirn bieten zu können, in der Kirche Friede haben; deswegen gab er sein Edikt, den Tipus, heraus, und gebot allen seinen orientalischen Bischöfen Stillschweigen. — Und da, anstatt auch zu schweigen, bis etwa ruhigere Zeiten kommen würden, trat Martinus auf, verdammte das kaiserliche Edikt als **einen abscheulichen und in allem Betracht gottlosen Befehl**, blies zum neuen Sturm, und half die innerliche Ruhe zerstören. In diesem Betragen zeigte sich nun wohl keineswegs Ergebenheit des Unterthans, Friedensliebe und apostolische Gelassenheit; es war ein falscher, unbesonnener Eifer, der das Vaterland einem Religionsstreit aufopferte, ein Eifer, den jeder erwachsene Regent in allen Zeiten nie ungestraft hätte dürfen hingehen lassen.

Was aber insbesondere die Verrätherei in Gemeinschaft des Exarchs Olimpius betrift, so wollen wir uns mit allem Vorbedacht hüten, Parthei zu nehmen. Die Meinungen sind so getheilt, und die verschiedenen hiebei in Betracht fallenden Gesichtsum-

stände lassen sich so durch allerlei Winkelzüge deuten und drehen, daß wir uns nicht im Stande finden, helles Licht aufzuspüren, und also bei der ganzen Kontrovers uns mit einem bescheidenen Stillschweigen begnügen müssen.

Pagi erzählt noch von einer Mißhelligkeit, welche Martinus mit dem Bischof von Thessalonien, Paulus, hatte. Dieser schikte sein Glaubensbekenntniß nach Rom, wo es in vielen Punkten für ketzerisch befunden wurde. Paulus, weit entfernt, seinen ihm angezeigten Ketzereien zu entsagen, zerriß vielmehr den Brief, in welchem ihm der Pabst seine Irrthümer aufgedekt hatte. Martinus, über diese stolze Hartnäkkigkeit aufgebracht, that den Paulus feierlich in den Bann. — Man wird es wohl für ein Mährchen halten dürfen, daß zur Zeit dieses Pabsts die moralischen Bücher des Gregors durch eine Art von Wunderwerk an einem geheimen Ort sollen gefunden worden sein. — Baronius hat einen kleinen Schnizzer gemacht, wenn er sagt, daß noch zu seiner Zeit beim Grabe des Martinus zu Chersonesus Wunder geschähen. Diese Wunder hätte wohl nur der Grabstein wirken müssen, denn der Körper des Martinus wurde kur-

ze Zeit nach seinem Tode nach Rom gebracht.

LXXVI.

Eugenius.

(654.)

Die Schriftsteller sind nicht einig, ob Eugenius noch bei Lebenszeiten des Martinus, da dieser seine Würde resignirt haben soll, als rechtmässiger Pabst erwählt worden sei oder nicht. Pagi behauptet das erstere, und er verdient um so mehr Glauben, da es sehr wahrscheinlich ist, daß man den römischen Stuhl von der Zeit an, als Martinus auf Lebenslang ins Elend geschikt wurde, für ledig ansehen mußte.

Der abgeschmakte Monotheliſmus war noch nicht gestorben. Eugenius schien entschlossen, das äußerste zu dessen Vertilgung zu unternehmen, obschon er in seinem Betragen nicht ohne Klugheit zu Werke gieng, vermuthlich, weil er so eben gesehen hatte, daß der Kaiser nicht mit sich scherzen ließ. Er sendete Legaten nach Constantinopel, und trug ihnen auf, so viel möglich auf eine Ver-

söhnung loszuarbeiten. Petrus, der neue Patriarch zu Constantinopel, war vernünftig genug, auf eine feine Art beide Partheien miteinander auszusöhnen. Er machte den Vorschlag: die zu Rom sollten die Formel gelten lassen: **außer zwei Willen einen** (unam supra duas) und die Orientalisten wollten sich an der Formel begnügen: **Auser einem Willen zwei**; jenes stilisirte man in der theologischen Sprache den substantiellen Willen (voluntatem substantialem) und dies die zwei natürlichen Willen (voluntates naturales). Und so wurde endlich der Frieden wieder hergestellet.

Dies ist so ziemlich alles, was wir von den Verrichtungen des Eugenius wissen. Er starb den ersten Junius im Jahre 657. Platina sagt von ihm: Er sei ein Mann von besonderer Frömmigkeit, Milde und Gutthätigkeit gewesen; und Baronius sezt hinzu: er habe die ganze Heiligkeit seines Vorgängers geerbt, wobei wir uns ein wenig wundern müssen, daß er von seiner Gutthätigkeit den unglüklichen Martinus gar nichts spüren ließ, denn dieser klagt in seinen Briefen ausdrüklich darüber, daß ihm von Rom aus gar keine Hilfe, kein Trost, kein Mitleiden bezeigt wurde.

Euge-

Eugenius wird für denjenigen Pabst gehalten, der zuerst den Bischöfen die Erlaubniß gegeben hat, zur Züchtigung der Geistlichkeit eigene bischöfliche Kerker zu halten.

LXXVII.

Vitalianus.

(657.)

Nach einer Zeit von beinahe zwei Monaten wurde Vitaliamus, von Segni in der Landschaft Hernici gebürtig, zum Pabst ordinirt. Bald nach seiner Erwählung schikte er sein Glaubensbekenntniß an den Kaiser. Die Legaten sowohl als das Glaubensbekenntniß wurden zu Constantinopel sehr wohl aufgenommen, und der Kaiser gab seine Zufriedenheit durch ein Geschenk, das er dem Vitalianus mit einem mit Gold und Edelsteinen ausgeschmükten Evangelienbuche machte, zu erkennen. Es ist nicht ganz ausgemacht, wie Vitalianus in Ansehung des Typus dachte; manche lassen ihn dafür, einige dawider eingenommen sein, und andere machen ihn gar zum Heuchler, der dem Kaiser

ser Placebo sang und im Herzen anders dachte.

Zu seiner Zeit kam der Kaiser Constans nach Rom. Der Pabst gieng ihm mit der ganzen Klerisei sechs Meilen weit entgegen, und bewies ihm alle mögliche Ehrfurcht, obschon Constans die besten Kostbarkeiten, selbst in den Kirchen zusammen hohlte, und nach Constantinopel bringen ließ. Man macht dem Vitalianus den bedenklichen Vorwurf: daß er eine Zeit von zwölf Tagen, denn so lange hielt sich der Kaiser in Rom auf, nicht im geringsten dazu benuzt habe, von den Angelegenheiten der bedrangten Kirchen, von dem mörderischen Verfahren gegen den Martinus, und von verschiedenen andern Dingen mit apostolischem Ernst zu sprechen, die den Kaiser in den Augen des römischen Bischofs strafbar machen mußten; seine Feinde beschuldigen ihn hiebei einer unmännlichen Feigheit oder einer niedrigen Schmeichelei, und seine Freunde legen den Finger auf den Mund, und lassen die Beschuldigungen unwiderlegt.

Vitalianus hatte das Vergnügen, daß der Erzbischof von Canterburi, Wighard, von dem König der Northumberländer im Jahre 667 nach Rom geschikt wurde, sich vom

Pabst

Pabst ordiniren zu lassen. Eine starke Pest wüthete um diese Zeit in England und Italien, und Wighard, ohne seine Ordination noch empfangen zu haben, starb an dieser Seuche. Vitalianus sah dies für eine schikliche Gelegenheit an, dem römischen Stuhl in England grössern Einfluß zu verschaffen, wenn er seinerseits dem Könige einen Kandidaten fürs erledigte Erzbisthum vorschlüge. Er fertigte deswegen einige Legaten nach England ab, und gab ihnen das seit Gregors Erfindung gewöhnlich gewordene Geschenk der Päbste mit, die Schlüssel Petri mit Feilstaub von dessen Ketten gefüllt; der König nahm die Legaten, ihre Briefe nebst dem Geschenk wohl auf. Vitalianus war nun besorgt, einen für seine Absichten brauchbaren Mann aufzufinden. Seine Wahl fiel auf den Abt Hadrianus, der aber den Antrag verbat, und statt seiner einen gewissen Theodorus empfahl. Dieser Theodorus machte keine Schwierigkeit das Bisthum anzunehmen, und obschon er ziemlich alt und ein Laie war, so ordinirte ihn doch Vitalianus, weil er an ihm grosse Fähigkeiten und viel Anhänglichkeit an den römischen Stuhl bemerkte. Er hatte sich nicht geirrt, denn Theodorus, der 21 Jahre sein Bisthum verwaltete, führte alle römische Ceremonien in der englischen Kirche ein, und that

über-

überhaupt alles, die päbstliche Gewalt in England zu gründen und auszubreiten.

Im Jahre 668 bekam Vitalianus Gelegenheit, seine Authorität geltend zu machen. Der Bischof von Lappa, Johannes, suchte Zuflucht zu Rom gegen seinen Metropoliten Paulus, der ihn auf einem Sinod abgesezt hatte. Wir haben bisher gesehen, daß fast alle Appellanten zu Rom Recht fanden; dieser Fall ereignete sich hier wieder. Vitalianus sprach den Angeklagten los, und verwies es in einigen Briefen dem Paulus und dem Sinod, daß man mit dem Johannes so gewaltthätig verfahren sei. — Nicht lange darnach mußte Vitalianus zu seinem Mißvergnügen erfahren, daß nicht jeder Bischof die Unumschränktheit der römischen Gerichtsbarkeit erkennen wollte. Der Bischof von Ravenna, Maurus, war nach Rom gefordert worden von seinem verdächtig gemachten Glauben Rechenschaft zu geben. Er kam nicht, und ließ dem Pabst bedeuten: dem römischen Stuhl gebühre kein Recht, über den zu Ravenna zu gebieten, folglich sei die Vorforderung lächerlich und angemaßt. Vitalianus nahm diese unerwartete Antwort mit dem höchsten Unwillen auf, und that den Maurus in den Bann. Dieser, fest überzeugt, daß seine bischöfliche Gewalt

walt so kräftig sei wie die römische, schleuderte den Bannstrahl auf den Vitalianus zurük. Dies erregte zu Rom schrecklichen Lärm; der Pabst veranstaltete ein Concilium, wo der Bann neuerdings über den Maurus ausgesprochen wurde. Das ließ sich aber Maurus nicht anfechten; er trozte dem römischen Stuhle bis an sein Ende, und noch auf dem Todbette forderte er seine Klerisei auf, nie in Zukunft von ihren Rechten und Freiheiten an das herrschsüchtige Rom das Mindeste zu vergeben. — Es versteht sich, daß dieser Bischof von gewissen Kirchenschriftstellern nach Gebühr gelästert worden ist. Der folgende Pabst hat alle Gebete für ihn untersagt, und seinen Namen aus den Kirchenregistern vertilgen lassen.

Vitalianus starb im Jahre 672 nach einer vierzehnjährigen und sechs monatlichen Regierung. Er hat erlaubt, daß der Kirchengesang zu grösserer Verherrlichung mit der Orgel begleitet werden dürfte. Der Kaiser Constans starb einige Jahre vor ihm. Die Mönche fiengen von seiner Zeit an, sich immer eifriger in die kirchlichen Verrichtungen der Priester zu mischen; in England hatten sie vorzüglich der Beichte wegen von allen Klassen des Volks grossen Zulauf.

LXXVIII.

Adeodatus.

(672.)

Adeodatus, ein Römer, wurde aus einem Mönch des Klosters vom Berge Cölius zum Pabst gemacht am 22. April im Jahre 672. Er soll, wie uns Baronius versichert, viel Merkwürdiges gethan haben; aber Baronius selbst und alle übrige Schriftsteller mit ihm wissen fast nichts, als daß er dem Kloster des heil. Martinus zu Tours die Exemption gegeben, oder vielmehr sie bestättigt haben soll. Es sieht ein wenig ungereimt aus, wenn man behauptet, schon vor dem Adeodatus habe der Bischof von Tours dies Kloster selbst eximirt, das heißt, freiwillig seine ihm darüber zustehende Gerichtsbarkeit aufgegeben. Daß der Pabst die Exemtion ertheilt habe, ist weniger wunderbar, denn er war selbst Mönch, und mußte also ex sacra obedientia und zum Vorbild seiner Mönchsnachfolger sich angelegen sein lassen, seinen Brüdern so viel möglich, unerlaubte Vorzüge zu verschaffen.

Es sollen sich zu seiner Zeit grosse Wunderdinge in den Wolken und am hei-

tern Himmel zugetragen haben, die er durch häufige Prozessionen und Gebete zu vertreiben suchte. Er starb den 26. Junius im Jahre 676. Anastasius lobt ihn, daß er viel gebaut habe; besonders in seinem Kloster auf dem Berge Cölius. Er war sehr leutselig, und übte gegen die Fremden grosse Gastfreiheit.

LXXIX.

Donus.

(676.)

Den ersten November im Jahre 676 vier Monate und fünf Tage nach Erledigung des römischen Stuhls, empfieng Donus oder Domnus oder Dominus (die Lesarten sind bei den alten Schriftstellern verschieden), ein gebohrner Römer, die päbstliche Ordination. Zu Constantinopel war seitdem Theodorus Patriarch geworden. Dieser, ein Mann von grossen bischöflichen Tugenden, hatte den mühseligen Zustand der Kirche beherzigt; er schrieb deswegen an den Donus, gleich nach dessen Erwählung, auf eine sehr bewegliche Art, daß auch er seinerseits für den endlichen Frieden der Kirche sich bemühen möch-

te,

te. Die Antwort des Donus ist nicht vorhanden. Einen gleichen Friedenseifer hegte auch der Kaiser Constantinus, mit dem Beinamen Pognatus, der ebenfalls an den Pabst in der nämlichen Absicht schrieb; er machte in seinem Briefe den Vorschlag zu einem allgemeinen Concilium. Dieser Brief athmete so viel Geist der christlichen Einigkeit und Wahrheit, daß sich der Pabst selbst nicht hätte schämen dürfen, Verfasser desselben zu sein. Aber Donus konnte keinen Gebrauch davon machen, denn er starb, ehe noch der Brief nach Rom kam, den eilften April im Jahre 678. Er ließ verschiedene verfallene Kirchen aufbauen; er jagte ein Kloster voll sirischer Mönche, die Nestorianer waren, auseinander, und pflanzte statt ihrer orthodoxe römische Mönche in die leeren Mauern.

LXXX.

Agatho.

(678.)

Agatho, ein Benediktinermönch, von Geburt ein Römer, folgte nach zwei Monaten und fünfzehn Tagen seinem Vorgänger

in

in der päbstlichen Würde. Das vorerwähnte Schreiben des Kaisers erhielt er bald nach seiner Ordination; es machte ihm viel Vergnügen; er lobte den Vorschlag des Kaisers, und traf alle Anstalten, damit das Concilium bald zu Stande kommen könnte. In dieser Absicht berief er sogleich alle italiänische Bischöfe nach Rom, um sich mit zunehmenden Maaßregeln zu besprechen. In die fernern Provinzen schikte er ein Cirkularschreiben, daß die dortigen Bischöfe in eigenen Zusammentrettungen in Ansehung der Lehre über den Willen in Christo sich vereinigen möchten, damit auf diese Art der ganze Occident mit einem gemeinschaftlichen Votum beim Concilium auftretten könnte.

Während, daß diese Anstalten gemacht wurden, kam der seines Amts entsezte Bischof von York, Wilfried, nach Rom, und forderte den Agatho zum Schiedsrichter seiner Angelegenheiten auf; er konnte diesen Schritt desto zuversichtlicher wagen, weil ihm der römische Stuhl verschiedener wesentlicher Dienste wegen grosse Verbindlichkeiten hatte. Agatho ließ einen Sinod berufen; es fanden sich fünfzig Bischöfe ein. Die Klage wurde vorgebracht; man stellte Untersuchungen an; und es fand sich nach reifer der Sachen Uiberlegung, das Wilfried unschuldig,

und

und wider alle Gebühr und Recht seiner Würde entsezt worden war. Dieser Schluß wurde in ein Dekret gebracht, womit Wilfried nach England zurük reiste. Aber er mußte erfahren, daß ihm sein Dekret nicht viel nüzte. Der König, auf dessen Befehl die Entsezung zum Theil geschehen war, konnte aus dem vorgezeigten Dekret nicht klug werden; er hielt es für erdichtet. Um aber sicher zu gehen, ließ er seine Bischöfe zu einem Concilium zusammen berufen, und übergab die Sache ihrer Beurtheilung. Das Dekret wurde nun wohl freilich für ächt erkannt; aber man meinte, Wilfried müßte es erkauft haben; und deswegen sowohl, als um für die Zukunft die Lust zu Appellationen nach Rom zu verbittern, wurde der Appellant fürs erste auf neun Monate ins Gefängniß gelegt, und dann für beständig des Landes verwiesen.

Die Bischöfe der Provinzen hatten indessen ihre orthodoxen Meinungen von zwei Willen in Christo nach Rom geschikt, wo die versammelten italiänischen Bischöfe mit ihren gleichlautenden Meinungen ebenfalls fertig geworden waren. Agatho schrieb nun an den Kaiser, berichtete ihm das Geschehene, und machte ihm die Personen bekannt, die sowohl von päbstlicher Seite, als von

Seiten

Seiten des römischen Conciliums zum Geschäft der Legaten bestimmt worden waren; er sagt dabei: Es wären zwar keine gelehrte Leute, aber sie hätten doch Kenntniß von der Lehre der Väter und von den Schlüssen der fünf allgemeinen Concilien.

Die Legaten wurden zu Constantinopel mit allen Merkmalen der Achtung empfangen. Jene von Seiten des Pabsts hatten einen besondern Auftrag von ihrem Prinzipal mitgebracht, den sie eben darum, weil der Kaiser sie hoch in Ehren hielt, glüklich ausrichten konnten; er betraf die Aufhebung einer gewissen Geldsteuer, welche die Päbste seit den Zeiten des Theodorikus an die königliche Kammer zahlen mußten. Der Kaiser bezeigte sich wirklich so geneigt, die Summe ansehnlich zu vermindern; aber ganz hob er sie nicht auf. Schade, daß sich Baronius nicht unter den Legaten befand; er hätte gewiß die ganze Aufhebung bewirkt, denn er würde dem Kaiser bewiesen haben, daß es **eine höchst ungerechte Forderung** sei *).

Das Concilium fieng den 7. November im Jahr 680 im kaiserlichen Pallast Trulla an. Wir wollen, so kurz als möglich, das Wichtig-

*) Baronius ad ann. 681.

Wichtigste, was in einigen Sessionen behandelt wurde, anführen; es kann den Lesern nicht unangenehm sein, einen umständlichen Begrif von einem allgemeinen Concilium zu bekommen.

Erste Session. Erklärung, daß die Lehre der Monotheleten der Lehre der Väter zuwider sei; man fordert diejenigen auf, die etwas zu ihrer Vertheidigung zu sagen haben. Macarius von Antiochien tritt als Vertheidiger vor. Es kommt zum Wortwechsel; man streitet viel über einen und zwei Willen; man geräth auf das Geheimniß der Dreieinigkeit; man schlägt eine Menge Bücher nach. Der Kaiser, welcher den Vorsitz führt, und die von ihm bestellten Richter entscheiden endlich, daß die päbstlichen Legaten Recht haben.

Zweite Session. Der Streit fängt da an, wo er in der vorigen Session aufgehört hat. Der Brief des Pabsts Leo wird gelesen und Anmerkungen darüber gemacht. Man spricht von beiden Seiten so gelehrt und so metaphisisch, daß sich der Kaiser diesmal nicht getraut, einen entscheidenden Ausspruch zu thun.

Dritte bis achte Session. Der Brief des Agatho wird gelesen. Man holt alle mögliche Schriften aus den Archiven hervor, und

unter-

untersucht ihre Aechtheit. Macarius wird als Verfälscher der Akten des fünften Conciliums ertappt. Er bleibt dem ungeachtet bei seiner Meinung. Die ganze Versammlung schreit: " Anathema dem neuen Dioscorus! Er muß abgesezt, er muß des Landes verwiesen werden! Anathema dem neuen Apollinaris! Sein bischöflicher Mantel muß ihm abgerissen werden! " — Basilius von Creta reißt ihm wirklich den Mantel ab. Die Parthei des Macarius wird bei dieser Behandlung verzagt, und tritt größtentheils zur stärkern über.

Neunte bis dreizehnte Session. Es laufen verschiedene Glaubensbekenntnisse und Briefe ein. Man fährt in der Prüfung der Urkunden fort. Die Briefe des Sergius und Honorius werden gelesen. Die ganze Versammlung legt alle Monotheleten, und namentlich die Constantinopolitanischen Bischöfe Sergius, Pirrhus, Petrus und Paulus, den Alexandrinischen Bischof Cirus, den Bischof von Paran, Theodorus, und endlich den Bischof von Altrom, Honorius, feierlich in den Bann *). Verschiedene Schriften der Monotheleten, und darunter der zwei-

*) Concil. gen. 6. Sess. 12. 13.

te Brief des Honorius, werden ins Feuer geworfen *).

Vierzehnte Session. Einige Codices vom fünften Concilium werden verfälscht befunden; desgleichen einige Schriften des Pabsts Vigilius. Man wirft das Anathema auf die Schriften und deren Verfälscher.

Fünfzehnte Session. Der Mönch Polichronius bringt ein monotheletisches Glaubensbekenntniß hervor, und erzählt mit grossem Ernst, dies sei ihm mittelst einer himmlischen Erscheinung als orthodox erklärt worden; zu Erhärtung dessen verspricht er ein Mirakel; ein Todter muß, wenn er das Glaubensbekenntniß auf denselben legt, lebendig werden. Man läßt ihn im Angesicht des ganzen Volks den Versuch machen; der Todte will nicht lebendig werden; das Volk schimpft über den Betrüger, und das Concilium verdammt den Mönch als einen Ketzer, Volksverführer und alten Narren (infantilis intelligentiæ delirum senem).

Sechszehnte Session. Der Priester Constantinus will die streitenden Partheien vereinigen. Er macht den Vorschlag: die Orthodoxen sollen Einen Willen in Christo annehmen,

*) Concil. gen. 6. Sess. 12. 13.

nehmen, dagegen aber die Monotheleten sich dahin verstehen, zwei Wirkungen in Christo zu erkennen. Die versammelten Väter rufen: " Das ist manichäische Ketzerei! Das ist die „ Lehre des Apollinaris! Anathema dem Ke„ tzer und seinem Glauben! „

Siebenzehnte und achtzehnte Session. Bestättigung des Geschehenen; es wird ein allgemeines Glaubensbekenntniß aufgesezt; die Ketzer werden noch einmal in den Bann gethan, und endlich die Akten unterzeichnet — den 16. September 681.

Agatho erhielt die Akten sowohl, als einen Brief, worinn ihm die versammelten Bischöfe von allem Nachricht gaben, was die ganze Zeit hindurch geschehen war. Der Kaiser ließ ein Edikt ergehen, dnrch welches er allen seinen Unterthanen unter Bedrohung empfindlicher Strafen befahl, die Schlüsse und das Glaubensbekenntniß des gehaltenen Conciliums aufs pünktlichste anzunehmen. Er verflucht darinn alle diejenigen noch einmal, die das Concilium verflucht hatte, und namentlich den Honorius mit. — Wir hätten da ein weites Feld des Redens, wenn wir uns bei der Bannbelegung des Honorius aufhalten wollten. Aber der Streit, den die Schriftsteller hierüber führen, gehört nicht

in

in unsern Plan. Wir haben das auf kirchliche Authorität gegründete Faktum erzählt. Wer Betrachtungen, Erörterungen, Gründe für und wider lesen will, der sehe nach, was Baronius, Fleuri, Melchior, Canus, Pagi, de Marca, Pallavicini, du Pin, Bower u. a. m. davon geschrieben haben.

Nicht lange nach Vollendung des sechsten Conciliums starb Agatho den 10. Jenner im Jahr 682; seine Regierung hatte drei Jahre, sechs Monate und vierzehn Tage gedauert. Man erzählt von ihm, wie vom Pabst Deusdedit, er habe einen Aussätzigen durch einen Kuß gesund gemacht. Uiber die Aechtheit einiger Briefe, die ihn zum Verfasser haben sollen, giebt es Kontroversen unter den Gelehrten. Er war ein sehr freundlicher und gütiger Mann.

LXXXI.

Leo II.

(682.)

Nach einer Zwischenzeit von sieben Monaten und sieben Tagen wurde Leo, ein gebohrner Sicilier den 17. August im Jahr 682

zum

zum Pabst ordinirt. Der Kaiser schrieb bald an ihn wegen dem gehaltenen Concilium; er fordert ihn auf, sorgfältig darauf zu wachen, daß die Schlüsse desselben im Occident befolgt werden. Leo bestättigte in seiner Antwort das Concilium und dessen Schlüsse; die Stellen dieses Briefes, welche die Verdammung des Honorius betreffen, haben wir schon oben (S. Honorius) angeführt.

Eine Parthei Ketzer, die auf dem Concilium waren verdammt worden, Macarius mit seinen Gesellen, Stephanus, Anastasius, Polichronius, Epiphanius kamen zur Zeit des Leo in Rom an. Der Kaiser hatte sie verweisen lassen, und dem Pabst Freiheit gegeben, mit ihnen nach Gutdünken zu verfahren. Leo sperrete alle miteinander in verschiedenen römischen Klöstern ein. — Durch das besondere Wohlwollen, welches der Kaiser gegen ihn hegte, gewann er die Wiederunterwerfung des Bisthums von Ravenna unter den römischen Stuhl. Er besaß genaue Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, und übersezte die Akten des sechsten Conciliums ins Lateinische. Das Gebot des Gregors, daß alle kirchliche Verrichtungen unentgeltlich geschehen, und auch selbst das bischöfliche Pallium ohne Taxen ertheilt, das heißt, nicht verkauft werden solle, schien

ihm

ihm einer ernstlichen Erneuerung zu bedürfen. Die Gewohnheit nach der Messe das Volk mit Weihwasser zu besprengen, rührt von ihm her. Er starb den 3. Julius im Jahr 683, und wurde in der Peterskirche begraben.

LXXXII.

Benedictus II.

(683.)

Einige Tage nach dem Tode des Leo wurde Benedictus, ein Römer, erwählt; aber seine Ordination verzögerte sich bis den 26. Junius des Jahrs 684, weil das kaiserliche Bestättigungsdekret so lange ausblieb. Benedictus faßte den kühnen Entschluß, bei dieser Veranlassung einen wichtigen Schritt für die Unabhängigkeit des römischen Stuhls zu wagen; er machte dem Kaiser Vorstellungen, wie drükkend, verzögernd und unbequem es sei, daß in der Zeit, da die Bestättigung des neuen Pabsts von Constantinopel eingeholt werden müßte, die Kirche kein Oberhaupt hätte. Der Kaiser war gutherzig genug, diesen Vorstellungen Gehör und Beifall zu geben; es kam ein Edikt nach Rom, daß hinkünftig derjenige schon wirkli-

cher Pabst sei, auf den die einstimmige Wahl fiele, man dürfe nicht erst auf die kaiserliche Einwilligung warten. Baronius macht hier nach seiner Art sehr kluge Bemerkungen über die Frömmigkeit, Gerechtigkeit und alle zugehörige Tugenden dieses gottseligen Kaisers, der da erkannt hat, welche Vorrechte der römischen Kirche gebühre. Andere sind der Meinung, der Kaiser hätte besser gethan, sein schädliches Privilegium zurükzuhalten. Die Folge wird uns lehren, wer von beiden Recht hat.

Einen andern Beweis von seiner Zuneigung gegen den Benedictus gab der Kaiser dadurch, daß er ihm die abgeschnittenen Haare seiner Söhne schikte, eine Gewohnheit, wodurch man damals demjenigen, der die Haare zum Geschenk erhielt, Vaterrechte und Vaterpflichten einräumte *).

Als der Patriarch von Antiochien, Theophanes, gestorben war, bot Benedictus dem im Kloster eingesperrten Macarius sein Patriarchat unter der Bedingung an, wenn er der Ketzerei abschwüre; aber Macarius war ein so fester und abgehärteter Ketzer, daß er lieber in seinem Arrest sterben, als durch Verläug-

*) Mabillon in præf. ad annal. Bened. n. 27.

Verläugnung seiner Meinungen das Patriarchat erkaufen wollte.

Benedictus starb den 7. Mai im Jahr 685 nach einer zehnmonatlichen und zwölftägigen Regierung. Er hatte sich von Jugend auf mit dem Studium der h. Schrift beschäftigt, was für jene Zeiten ziemlich merkwürdig ist.

LXXXIII.

Johannes V.

(685.)

Der römische Stuhl blieb nach dem Tode des Benedictus zwei Monate und fünfzehn Tage unbesezt. Johannes, aus Sirien gebürtig, bestieg ihn am 23. Julius im Jahr 685. Er war einer der päbstlichen Legaten beim leztern Concilium zu Constantinopel gewesen. Seine Kränklichkeit, die ihn fast beständig im Bette hielt, hinderte ihn auch, etwas Merkwürdiges zu unternehmen; er starb vielmehr in kurzer Zeit nach seiner Erwählung den 2. August im Jahr 686. Ein Provinzialconcilium ließ er zu Rom versammeln, um über den Erzbischof von Cagliari, Citonatus,

natus, der ohne päbstliche Erlaubniß den Bischof von Porto di Torre ordinirt hatte, zu urtheilen. Der Ausspruch fiel dahin aus, daß das Bisthum Porto di Torre unmittelbar der Jurisdiktion des römischen Stuhls unterworfen sein sollte. Anastasius erzählt, Johannes habe dem Klerus und den Mönchen ein Erbtheil von 1900 Solidis hinterlassen. Er soll ein Buch von der Würde des bischöflichen Palliums geschrieben haben. Der Kaiser Constantinus Pognatus starb während dieser Zeit nach einer fünfzehnjährigen Regierung; ihm folgte sein Sohn Justinianus.

LXXXIV.

C o n o n.

(686.)

Es war allerdings eine Wirkung des vorhin erwähnten kaiserlichen Privilegiums, daß bei der Wahl dieses Pabsts Verwirrungen entstanden. Die Klerisei theilte sich in eine eigene Parthei, und erklärte sich für den Erzpriester Petrus. Die Armee verlangte den Priester Theodorus. Die Mißhelligkeit fieng schon an ziemlich lebhaft zu werden, als man endlich einen dritten Mann in Vorschlag brach

te,

te, der sogleich den Beifall beider Partheien erhielt. Dieser Mann war Conon, Priester der römischen Kirche, ein gebohrner Sicilier, ein ehrwürdiger frommer Greis, der allgemein geliebt wurde. Seine Ordination geschah den 22. Oktober im Jahr 686. Der Kaiser hatte das Nachtheilige jenes Privilegiums in Ansehung der unabhängigen Pabstwahl bereits eingesehen; er hob es auf, und befahl, daß die Päbste künftig ihre Bestätigung, obschon nicht von Constantinopel, doch von dem in Italien befindlichen kaiserlichen Exarchen einholen mußten.

Man weiß von diesem Pabst wenig Merkwürdiges. Vom Kaiser erhielt er die Erleichterung einer gewissen Steuer, welche die römische Kirche zahlen mußte. Den schottischen Mönch, Kilian, schikte er nach Franken auf Mission. Er starb nach einer eilfmonatlichen Regierung den 21. September im Jahr 687. Gegen die Klerisei und Mönche bezeigte er sich so wie sein Vorfahr durch ein ansehnliches Vermächtniß wohlthätig.

LXXXV.

Sergius.

(687.)

Bei der Wahl dieses Pabstes gieng es noch verwirrter zu, als bei dem vorigen. Es fanden sich zwei Kandidaten, der Erzpriester Theodorus, und der Archidiaconus Paschalis; jeder hatte eine ansehnliche Parthei Freunde auf seiner Seite. Sie bemächtigten sich beide des päbstlichen Pallasts im Lateran; man suchte einen Vergleich zwischen ihnen zu stiften, aber umsonst. Dieser Unfug bewog die Vornehmern unter den Wählenden, einen dritten Mann zum Pabst zu machen; sie erwählten den Sergius, Priester der römischen Kirche, einen gebohrnen Sirier. Theodorus stand nun von seinem Vorhaben ab; Paschalis aber, der einen sichern Hinterhalt zu haben glaubte, widersezte sich dem Sergius aus allen Kräften, denn er hatte den Exarchen durch eine Summe Gold (es war das ihm anvertraute Vermächtniß des Conon) auf seine Seite gebracht. Diesen rief er nun zu Hilfe. Der Exarch eilte auch sogleich nach Rom; aber er fand, daß Paschalis bereits genöthiget worden war, den neuen Pabst für rechtmässig zu erkennen, und daß seine Parthei

thei sehr schwach geworden war. Der Exarch konnte also nichts werkthätiges für ihn unternehmen. Indessen zwang er doch den Sergius, die Bestättigung seiner Wahl durch hundert Pfund Gold zu erkaufen. So schwer es war, eine solche Summe aufzutreiben, so gieng der Exarch doch von seiner Forderung nicht ab, und man war genöthigt, den Schaz des h. Petrus anzugreifen. Sergius erhielt nun seine Ordination am 15. December im Jahr 687. Er fieng seine Regierung damit an, daß er seinen Nebenbuhler Paschalis in ein Kloster sperren ließ, wo dieser, unversöhnlich gegen seinen Feind, nach fünf Jahren starb. Paschalis wurde aber nicht als Nebenbuhler, sondern als Zauberer und Hexenmeister eingesperrt.

Cadwall oder Ceduall, König der Westsachsen, kam um diese Zeit nach Rom. Er ließ sich vom Pabst beim Grabe der h. Apostel taufen, denn er hatte von seinen Missionarien gehört, daß, wer hier die Taufe empfienge, sogleich in den Himmel käme, wenn er stürbe. Es war also sein höchster Wunsch, gleich nach der Taufe zu sterben, und natürlicher Weise, oder durch ein Wunder, geschah es, daß er wirklich bald nach der Taufhandlung in Ohnmacht fiel, und in kurzer Zeit starb. Die Gewohnheit, in solchen Absich-

ten nach Rom zu reisen, war damals schon sehr herrschend; man nannte es Wahlfahrten, denn man glaubte es den Missionarien auf ihr Wort, daß in Rom alle mögliche Gnaden zu erlangen wären, vorausgesezt, wenn man sie selbst holte. Dieser Glaube brachte die Pilgrime auf die Welt, und das Pilgrimshandwerk breitete sich nach und nach so aus, daß der Mainzische Bischof Bonifacius im achten Jahrhundert den ernsthaften Wunsch äußerte: " Das Wallfahrten möchte „ doch verboten werden; denn die Weiber kämen dabei um ihre Tugend, und in „ der Lombardie gäbe es kaum eine Stadt, „ wo sich nicht wallfahrtende Buhlschwestern „ aufhielten. „ *)

Kaiser Justinianus hatte sehr richtig bemerkt, daß die blos theologischen Concilien von geringem Nutzen wären, wenn dabei auf die Sitten und die Kirchenzucht vergessen würde. Er wollte also, daß ein neues Concilium, hauptsächlich in dieser Absicht, zusammenkäme. Sein Wunsch wurde erfüllt. Es versammelten sich über zweihundert Bischöfe zu Constantinopel im kaiserlichen Pallast Trulla; von da hat auch dieses Concilium den Namen. Der Pabst schikte seine Legaten ebenfalls hin. Wir wollen einige Schlüsse, die hier

*) Bonif. epist. concil. Britt. vol. I.

hier gemacht wurden, anführen: Kein Priester, kein Bischof, kein Diacon soll Zinsen nehmen. Nach ihrer Ordination müssen die Bischöfe sich von ihren Weibern trennen. Die Bischöfe sollen an den Sonntägen das Volk selbst belehren. Wer ein geistliches Amt durch Geld erworben hat, soll abgesezt werden. Kein Bischof soll in andere Diöcesen predigen gehen. Geistliche und Mönche dürfen den Schauspielen, wie sie immer Namen haben mögen, nicht beiwohnen. Die sogenannten Liebesmale werden untersagt, weil ärgerlicher Unfug dabei getrieben wurde; man pflegte nebst andern Aergerlichkeiten dabei auf die Gesundheit Christi und der Heiligen zu trinken. Niemand soll mit Würfeln spielen. Komödien, Thiergefechte, Tänze, Mummereien ꝛc. sind auf alle Fälle zu verbieten. Die unächten Legenden sollen ins Feuer geworfen worden ꝛc. Der Schlüsse waren an der Zahl hundert und zwei.

Der Kaiser und die versammelten Bischöfe unterschrieben die Akten; man ließ einen leeren Raum für den Namen des Pabsts, und schikte sie nach Rom. Nach genauer Untersuchung fand man, daß einige Schlüsse verdächtig, und für die römische Kirche unannehmbar wären; es sind folgende: Die

Apo-

Apostel haben 85 Canones hinterlassen. (Can. 2.) Den Geistlichen wird erlaubt, außer der Zeit der kirchlichen Funktionen, ihren Weibern beizuwohnen. (Can. 13.) Am Samstag und Sonntag hat keine Fasten statt. (Can. 55.) Man soll auf keine Weise vom Blut der Thiere essen. (Can. 67.) Es ist widersinnig, und zu verbieten, daß Christus als ein Lamm abgemahlt wird, man soll ihn unter menschlicher Gestalt mahlen. (Can. 82.) — Diese Schlüsse verwarf Sergius. Der Kaiser war darüber sehr aufgebracht; er schikte den Oberschwerdträger Zacharias mit dem Befehl nach Rom, den Pabst gefangen nach Constantinopel zu bringen. Aber die Armee und das Volk nahm den Pabst in Schuz; Zacharias, dem sein Leben lieb war, und der zu wenig Muth hatte, sich vor dem Ungestüm des Pöbels nicht zu fürchten, lief in der größten Aengstlichkeit zum Sergius, fiel ihm zu Füssen und bat um Gnade. Sein Hasenherz zeigte sich noch mehr, als er vom Anrükken der Soldaten hörte, denn er verkroch sich unter das Bett des Pabstes. Da diese Expedition so schief abgelaufen war, so wurden auch jene Schlüsse um so weniger zu Rom angenommen. Der Kaiser konnte sich auch weiter keinen Gehorsam verschaffen, denn er wurde in kurzer Zeit abgesezt. Deswegen

wegen halten auch noch immer viele Schriftsteller dieses Concilium von Trulla für unächt, wenigstens in Ansehung der oben angeführten fünf Schlüsse.

Sergius schikte den Engländern den Brituald als Bischof von Canterburi und Primas des Reichs. Den Wilibrord ordinirte er unter dem Namen Clemens zum Bischof der Friesländer. Er starb im Jahr 701, wahrscheinlich den 7. September, und hatte die römische Kirche 13 Jahre, 8 Monate und 23 Tage verwaltet.

Baronius, dessen Sache es ist bisweilen Dinge zu wissen, und zu erzählen, die sich zwischen Himmel und Erde nie zugetragen haben, versichert: der König von Spanien, als Lehnsmann des römischen Stuhls, hatte diesem Pabst den schuldigen Tribut nicht zahlen wollen, und darüber sei eine Mißhelligkeit entstanden. So was hätte Baronius für Gregor VII. aufsparen sollen, denn da erst wurden alle Königreiche der Erde legitime Lehen des päbstlichen Hofes. — Pagi erwähnt im Leben des Sergius einer lächerlichen Anekdote. Man hatte diesen Pabst des Ehebruchs beschuldigt, und behauptet, er taufe sein eignes Kind. Da zeigte sichs aber bei der Taufe, daß die Klage eine

Lüge

Lüge sei, denn das Kind that seinen Mund auf, und erklärte laut: der Pabst sei nicht sein Vater, und die Sache wär eitles Geschwätz des Pöbels.

Achtes Jahrhundert.

LXXXIV.

Johannes VI.

(701.)

Es sei uns erlaubt, das achte Jahrhundert mit einer Betrachtung anzufangen, die wir in dem Werke eines ungenannten, aber sehr braven französischen Schriftstellers finden. " Je weiter, sagt er, die Geschich-
„ te der Päbste fortrükt, je weniger Trost
„ gewährt sie. Man entfernte sich so sehr
„ von den Zeiten der Apostel, daß auch
„ ihre Lehre und die Lehre Christi immer
„ mehr in Abnahme kam. Das eintreten-
„ de Jahrhundert ist viel kränklicher als die

„ vorigen. Hier sieht man fortdaurende „ Kriege, und die Saracenen werden Gei„ seln der Christen. Dort sinkt man in „ tiefe Unwissenheit, und wird um einen „ grossen Theil dümmer als vorhin. Die „ Schriftsteller nehmen ab, und die weni„ gen, die es giebt, taugen nicht viel. Der „ Aberglaube triumphirt. Die Päbste selbst „ helfen ihm auf, und benutzen ihn dazu, „ den weltlichen Regenten den Gehorsam zu „ versagen. Sie erreichen durch dieses Mit„ tel einen hohen Gipfel von Gewalt, und „ bringen es dahin, daß man sich gar ängst„ lich um ihre Gnade bewirbt. „ Wir wollen sehen, ob an dieser Schilderung etwas Uibertriebenes, oder ob sie eine treue Darstellung der Begebenheiten der folgenden Zeiten ist.

Der erste Pabst in diesem Jahrhundert ist Johannes der Sechste, ein gebohrner Grieche. Er bestieg seinen Stuhl den 28. Oktober im Jahr 701. Seine Ordination mußte wohl ohne kaiserliche Bestättigung geschehen sein, denn der neue Kaiser Tiberius Apsimarus (dem Kaiser Justinianus hatte sein Nachfolger Leontius die Nase abschneiden, und ihn ins Elend schikken lassen; dem Leontius widerfuhr von diesem Tiberius das Nämliche) befahl seinem Exarchen, den neuen

Pabst

Pabst vom Stuhl zu stossen. Das Volk legte sich nach seiner Weise standhaft ins Mittel; und der Exarch hatte Noth, mit dem Leben aus seiner Expedition davon zu kommen. Johannes blieb also Pabst.

Der englische Bischof Wilfried, von dem oben (S. Agatho) bereits die Rede war, hatte während der Zeit seiner Verweisung neue Händel angefangen, und ein Concilium belegte ihn mit dem Bann. Er nahm deswegen seine Zuflucht noch einmal nach Rom, und reiste, obschon er 70 Jahr alt war, selbst hin. Der Pabst ließ seine Sache vier Monate lang untersuchen, und es fand sich neuerdings, daß Wilfried unschuldig war. Er bekam also vom Johannes das Dekret seiner Wiedereinsetzung. Aber in England wollte man von dem Dekret und der hiebei herrschenden päbstlichen Gewalt so wenig wissen, daß die Sache noch zu keiner hinlänglichen Entscheidung gekommen war, als Johannes nach einer Regierung von zwei Jahren und einigen Monaten im Jahr 705 mit Tod abgieng. Es gereicht diesem Pabst zum gerechten Ruhm seiner frommen Wohlthätigkeit, daß er grosse Summen zur Loskaufung gefangener Christen verwendete.

LXXXVII.

LXXXVII.

Johannes VII.

(705.)

Johannes empfieng nach einem Monat und zwanzig Tagen die päbstliche Ordination am 1. März im Jahr 705. Er war ein gebohrner Grieche. Der verstossene Justinianus hatte nach einer Zeit von neun Jahren sein Kaiserthum zurük erhalten. Er machte sichs zur angelegenen Sorge, an den Johannes bald nach dessen Wahl zwei Deputirte mit der Abschrift des Conciliums von Trulla zu schikken, und den Pabst zur Bestättigung gesselben zu bewegen. Johannes war so schwach, oder so klug, oder so furchtsam, oder was es sonst war, daß er weder Ja noch Nein sagte, und die Deputirten so wie sie gekommen waren, nach Constantinopel zurükgehen ließ. Und das ist alles, was wir von ihm wissen. Er starb den 17. Oktober im Jahr 707. Er war ein grosser Liebhaber von Gemählden, und zierte verschiedene Kirchen damit aus.

LXXXVIII.

LXXXVIII.

Sisinnius.

(708.)

Es war ein sonderbarer Einfall der Römer, grade diesen Sisinnius, einen Sirier von Geburt, zum Pabst zu wählen. Er litt so stark am Podagra, daß er nicht stehen, und keine Hand zum Munde bringen konnte. Seine Regierung dauerte daher auch nicht länger, als vom 18. Januar, wo er ordinirt wurde, bis zum 6. Februar, wo er starb, also nur 20 Tage. Er konnte folglich auch sein angefangenes Werk, die Stadt Rom mit einer Mauer zu umgeben, nicht ausführen, noch weniger sonst etwas Merkwürdiges thun.

LXXXIX.

Constantinus.

(708.)

Einen Monat und neunzehn Tage nach dem Tode des Sisinnius wurde Constantinus, ebenfalls ein Sirier von Geburt, zum Pabst gewählt.

gewählt. Der Bischof von Ravenna, Felix, kam in kurzer Zeit nach Rom, sich vom Pabst ordiniren zu lassen; die Ordination geschah unter der Bedingung der angelobten Unterwürfigkeit. Das Volk zu Ravenna mißbilligte diesen Schritt des Felix sehr, es lag ihm an, seine Rechte standhaft beizubehalten, und Felix ließ nach Rom bedeuten, er würde fernerhin eben so, wie vormals, seine Unabhängigkeit behaupten. Darüber wurde Constantinus äußerst aufgebracht; er klagte beim Kaiser Justinian, der dem römischen Stuhl sehr ergeben war. Dieser suchte dem Pabst Genugthuung zu verschaffen. Er ließ den Bischof Felix mit seinen sogenannten rebellischen Anhängern gefangen nach Constantinopel bringen, diese wurden mit dem Tode bestraft; dem Felix stach man die Augen aus, und schikte ihn ins Elend. Von dieser Zeit gewannen die Päbste ihre vollkommene Gewalt über Ravenna wieder.

Constantinus erhielt im zweiten Jahr seiner Regierung vom Kaiser den Auftrag, nach Constantinopel zu kommen. Er reiste hin; man mußte ihn überall, wo er durchzog, mit so viel Ehrfurcht und Dienstfertigkeit begegnen, wie dem Kaiser selbst. Ehe er noch in Constantinopel ankam, waren ihm Tiberius, der Sohn des Kaisers, der Magistrat,

strat, der Adel, der Patriarch Cirus und die ganze Geistlichkeit entgegen gegangen. Der Einzug in die Stadt war sehr herrlich; Constantinus ritt auf einem prächtig ausgeschmükten kaiserlichen Pferde. Er stieg beim Pallast der Placidia, der ihm zur Wohnung angewiesen war, ab. Der Kaiser befand sich eben zu Nicomedien; Constantinus wurde ersucht hinzukommen. Justinian empfieng ihn mit allen Merkmalen der Hochachtung und Ehrfurcht; er soll ihm sogar mit der Kaiserkrone auf dem Haupt die Füsse geküßt haben. Sie hatten einige Unterredungen miteinander, von denen man glaubt, daß sie das Concilium von Trulla betrafen, und worinn der Pabst dasselbe mit Ausnahme der fünf verdächtigen Schlüsse confirmirte. Der Kaiser bestättigte dagegen dem päbstlichen Stuhl alle bisherige Privilegien, und so reiste Constantinus wieder nach Rom zurük.

Es waren ungefähr drei Monate nach seiner Ankunft in Rom verstrichen, als die Nachricht aus dem Orient kam, Justinian sei neuerdings vom Thron gestossen, ermordet, und Bardanes, unter dem Namen Philippicus zum Kaiser ausgerufen worden. Der Pabst hatte Ursache über diese Begebenheit traurig zu werden, um so mehr, da es bald bekannt wurde, der Kaiser sei ein sehr eifri-

ger Monothelet. Wirklich gewann der Glaube an Einen Willen im Orient neue Stärke; es war der Glaube des Hofs; selbst die Bischöfe, welche der Kaiser zu einem Concilium berufen ließ, erklärten sich für Einen Willen. Philippicus schikte nun sein Glaubensbekenntniß an den Pabst. Aber Constantinus verwarf es grade zu, ließ es durch ein Concilium verdammen, und erklärte laut, wie Platina sagt, daß ein solcher Kaiser der Regierung schlechterdings unfähig sei.

Diese Erklärung wurde bald Wahrheit. Es zettelte sich eine Verschwörung wider den Philippicus an, und Philartemius, der bisher Minister gewesen war, kam unter dem Namen Anastasius auf den kaiserlichen Thron. Er schikte sein orthodoxes Glaubensbekenntmit der Bitte nach Rom, daß ihn der Pabst in seine Gemeinschaft aufnehmen möchte; und obschon man nicht weiß, was Constantinus darauf geantwortet hat, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß ihm eine so glükliche Glaubensveränderung allerdings angenehm gewesen sein mag. Er starb bald nachher den 8. April im Jahr 715 nach einer siebenjährigen Regierung. Er war ein gelehrter und gutthätiger Mann.

XC.

Gregorius II.

(715.)

Gregorius, ein gebohrner Römer, Diaconus der römischen Kirche, wurde den 19. Mai im Jahr 715 zum Pabst gewählt. Mittlerweile hatte der kaiserliche Thron auch einen neuen Regenten erhalten. Anastasius war bei einem wider ihn entstandenen Aufruhr ins Kloster geflohen, wo er auch als Mönch starb. Der neue Kaiser hieß Theodosius. Sein Blödsinn, denn er war aus der niedern Volksklasse zum Thron hinauf gehoben worden, bewog in kurzer Zeit die Vornehmen des Reichs, ihn zur Ablegung seiner Würde zu bereden, und er folgte dem guten Rath. Indessen beförderte er doch bevor durch seine Erklärung den Glauben an zwei Willen, und hieß das an ihn geschikte Glaubensbekenntniß des Pabstes gut.

Die Lombarden hatten während der Zeit dem Gregorius durch Wegnahme des päbstlichen Platzes Cumä Verdruß gemacht. Er drohte ihnen mit der Ungnade des h. Petrus, mit dem Zorn des Himmels, und bot ihnen auch Geld an. Aber die Feinde wollten von

allem

allem nichts wissen. Er brachte endlich durch das Versprechen von 70 Pfund Gold, den Herzog von Neapel dahin, daß dieser mit einem ansehnlichen Kriegeheer den Lombarden zu Leibe gieng, sie verjagte, und dem Pabst zum Wiederbesiz des Platzes verhalf, wofür Baronius durch eine sinnreiche Anmerkung seine Erkenntlichkeit zu bezeigen nicht ohnermangeln kann, denn er sagt: Gregorius habe durch seine Bemühung für den Rükbesiz von Cumä nichts anders gewollt, als die Feinde vor der Verdammniß zu bewahren, die ihnen, weil sie ungerechtes Gut besassen, nothwendig hätte werden müssen.

Rom ließ sichs von Zeit zu Zeit mehr angelegen sein, in die heidnischen Länder Missionen auszusenden. Gregorius that für diese Absicht, so viel er konnte. Er schikte den Bischof Martinianus mit einigen Gehilfen im Jahre 716 nach Baiern; er gab ihnen eine Instruktion von dreizehn Punkten mit, die hauptsächlich dahin gerichtet war, die neuen Proseliten so fest als möglich an den römischen Stuhl anzubinden.

Hier tritt die Periode ein, wo unser liebes Deutschland seinen Apostel erhält, und grösztentheils zum Christenthum übergeht. Ein Mönch aus England, Winfried, kam

zu

zu Gregors Zeiten nach Rom; er hatte bereits in Friesland das Bekehrungswerk angefangen, wurde aber durch einen dort ausgebrochenen Krieg in seiner Arbeit gehindert. Gregor fand seinen Mann an ihm, der im Stand wäre, das Bekehrungsgeschäft von ganz Deutschland zu unternehmen. Er schikte ihn als päbstlichen Legaten hin, ertheilte ihm hinlängliche Vollmacht, und ließ ihn reichlich mit Reliquien versehen. Winfried predigte so glüklich, daß in einigen Jahren bereits in Thüringen, Hessen, und in einigen sächsischen Gegenden das Christenthum Wurzel zu schlagen anfieng. Gregor war hochvergnügt über die Fortschritte seines eifrigen Apostels; er berief ihn nach Rom, ordinirte ihn zum Bischof, und legte ihm den Namen Bonifacius bei. Der neue deutsche Bischof mußte einen Eid ablegen, dessen Summarium darinn bestand: daß er und seine christliche Heerde Leibeigene des Pabstes sein wollten *). Er zog nun mit einem verdoppelten Eifer nach Deutschland; Gregor hatte ihm neue Instruktionen mitgegeben. Da aber nicht alle Maaßregeln für

jeden

*) Wir führen die Eidesformel nicht wörtlich an, weil sie in Schmidts Geschichte der Deutschen 1. B. S. 416. m. A. einem Werk, das unsere Leser ohnehin besitzen werden, steht.

jeden vorkommenden Fall darinn standen, so schrieb Bonifacius im folgenden Jahre nach Rom, und fragte: Ob junge Leute, die als Kinder von ihren Eltern Gott gewidmet, folglich zur Keuschheit verlobt wären, nicht heurathen dürften? und ferner: Ob ein Mann, dessen Frau unfähig zur ehelichen Pflicht wäre, sich aufs neue verheurathen könne? Das erstere beantwortete Gregor mit Nein, das zweite mit Ja. Deutschland muß ihm, vorzüglich für die erste Antwort, schlechten Dank wissen.

Wir kommen jezt zu einer der wichtigsten Begebenheiten in der christlichen Kirche. An die Stelle des Kaisers Theodosius war Leo aus Isaurien, ein tapferer und gelehrter Mann, zum Kaiser ernannt worden; er heißt in der Geschichte Leo Isaurikus. Sein Eifer für die Reinigkeit des Glaubens schweifte so aus, daß er die Juden und Montanisten bei Lebensstrafe zur Taufe zu zwingen befahl. Die Juden bequemten sich nach dem Befehl; die Montanisten verbrannten sich aber alle in einem Hause, wo sie sich zusammen eingesperrt hatten. Leo, nicht zufrieden, die Ketzer zu bekehren, wollte auch im orthodoxen Glauben manches verbessern. Sein Augenmerk fiel auf den sehr gewöhnlich gewordenen Bilderdienst. Er

sah,

sah, daß man die Kirchen mit Gemählden und Statuen austapezierte, und Verehrungsarten trieb, die ihm der Reinigkeit des Christenthums, der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu widersprechen schienen. Muthig und ohne furchtsame Rükſicht auf Gefahr und Schwierigkeiten ließ er ein Edikt ergehen, und verbot darinn alles, was man Bilderdienst nennt. Nun ergriff Mönche, Pöbel und Weiber eine allgemeine Wuth. Leo wurde öffentlich ein Ketzer gescholten; es wollte eine Empörung entstehen; die kaiserlichen Soldaten wußten aber die andächtige Raserei unschädlich zu machen. So gieng es in Constantinopel, noch ärger in den Provinzen. Auf den zikladischen Inseln brach ein förmlicher Aufruhr aus; man verfluchte den Leo, ernannte einen neuen Kaiser, und die Rebellen rükten mit einer wohlausgerüsteten Flotte gegen Constantinopel. Leo war von der Rebellion bei Zeiten unterrichtet; er stand schon zum Angriff bereit, als die feindliche Flotte annäherte; die Künste Elliots schienen ihm nicht unbekannt, denn er warf Feuer in ihre Schiffe, und die ganze Flotte brannte zusammen. Wenige konnten sich retten; den Hauptrebellen wurden die Köpfe abgeschlagen, die übrigen durften wieder ruhig nach Hause ziehen.

Den

Den Bilderfreunden war dies nicht angenehm; sie hatten sicher geglaubt, der Himmel würde ein Zeichen thun, und den Kaiser ein Opfer der Rebellen werden lassen. Sie mußten also nun ihre Zuflucht zu sanften Mitteln nehmen. Der Patriarch Germanus befand sich an ihrer Spitze. Das durch den verbotenen Bilderdienst in Gefahr gebrachte Seelenheil seiner untergebenen Heerde bewog ihn, dem Kaiser Vorstellungen zu machen; aber die von ihm angeführten Gründe sollen so unzureichend gewesen sein, daß der Kaiser nicht umhin konnte, seiner Meinung treu zu bleiben, und desto strenger auf die Befolgung seines Edikts zu dringen. Da er indessen wohl wußte, wie wenig wirksam sein blosser Befehl ohne Beihilfe des Pabstes sein würde, so schrieb er an diesen, und forderte ihn auf, zur Ausführung des angefangenen Geschäfts sein Möglichstes beizutragen. Gregor verdammte den Vorschlag und alles, was bisher zu dessen Vollstrekkung geschehen war; er kündigte dem Kaiser die Ungnade des heil. Petrus an, und betheuerte, daß er eher sein Leben aufopfern, als zu einem so heillosen Unternehmen seinen Beifall geben würde. Leo blieb demungeachtet standhaft. Das Edikt mußte durch den Exarchen in Italien und besonders zu Ravenna publizirt werden.

Der

Der Pöbel wurde rasend darüber; es kam zu einem blutigen Gefecht zwischen ihm und den kaiserlichen Soldaten. Die Longobarden machten sich diese Empörung zu Nutzen; sie fielen ins Exarchat ein, gewannen durch die wohlausgedachte Heuchelei, daß sie Eiferer für den Bilderdienst wären, den Pöbel, und eroberten ohne viele Mühe alle Städte des Exarchats.

Der Pabst traute diesen zweideutigen Bundsgenossen nicht; er merkte, daß ihnen die Städte näher am Herzen lagen als die Bilder. Er suchte daher die Venetianer wider sie aufzureizen. Wirklich waren diese auch so glüklich, den Longobarden Ravenna wieder wegzunehmen. Anstatt nun aber für einen solchen Freundesdienst dankbar zu sein, miethete vielmehr der Kaiser einige Meuchelmörder, die den Pabst auf die Seite schaffen sollten; so berichtet uns Anastasius, aber sehr ohne Grund; wenigstens ist er unter allen alten Geschichtschreibern der einzige, der von diesem Meuchelmord etwas gewußt hat. Dies können wir ihm indessen ohne Bedenken glauben, daß der Kaiser den Gregor gern zu Constantinopel gehabt hätte, und daß in dieser Absicht einige Bestellte nach Rom mögen geschikt worden sein, ob-

schon

schon diese mit leeren Händen zurükreisen mußten, weil die Longobarden den Pabst in Schuz nahmen.

Der Kaiser stand von seinem Vorhaben nicht ab. Er befahl neuerdings dem Exarchen Paulus, das Edikt sogar in Rom zu publiziren. Die Empörung, die jezt unter dem Volk ausbrach, war schreklicher als die vorige, denn Gregor gab durch ein Cirkularschreiben voll Bannflüche und Verwünschungen das Signal dazu. In einigen Gegenden kündigte man dem Kaiser den Gehorsam auf. In Rom griff alles zu den Waffen; es entstand ein Gefecht, als wenn die Saracenen ins Land gefallen wären. Der Exarch wurde jämmerlich ermordet, und dem Herzog von Neapel, der dem Kaiser sehr ergeben war, und beschuldigt wurde, er habe den Pabst umbringen wollen, widerfuhr nebst seinem Sohn das Nämliche. Es kam ein neuer Exarch nach Italien; diesem gelang es, den König der Longobarden auf seine Seite zu bringen. Sie belagerten gemeinschaftlich Rom. Die Römer waren darüber so beängstigt, daß Gregor sich entschließen mußte, ins Lager zu gehen, und um Frieden zu bitten. Der König ließ sich unter der Bedingung zum Frieden bereden, daß der Pabst im Namen des römischen

Volks

Volks dem Exarchen Gehorsam schwören mußte.

Dies bewirkten die Bilder im Occident. Im Orient hatten sie nicht weniger Glük. Der Patriarch Germanus trieb seine Hartnäkkigkeit so weit, daß ihm der Kaiser mit der Absetzung drohen mußte. Da auch dies nicht half, so wurde auf kaiserlichen Befehl ein Concilium versammelt, welches die Entscheidung festsezte: daß die Bilder, als Verführungsmittel zur Abgötterei, aus den Kirchen geschaft werden sollten *). Germanus, der lieber sterben, als einen solchen Schluß billigen wollte, entfernte sich jezt von seinem Amte. Der Kaiser suchte nun den Ausspruch des Conciliums, so sehr auch seine weisern Minister den raschen Entschluß mißbilligten, pünktlich zu vollstrekken. Er ließ ein neues Edikt verkündigen, und seine Abgeordneten machten den Anfang mit Wegschaffung der Bilder. Die Tollheit des Pöbels brach jezt in helle Flammen aus. Die Weiber (denn das weibliche Geschlecht scheint von der Natur mit einer besondern Vorliebe für die Bilder gestraft zu sein) halfen aus allen Kräften mitlärmen; sie fielen über die kaiserlichen Abgeordneten her, und krazten und rissen einige zu tode.

*) Theophanes ad ann. 728.

Den neuen Patriarchen Anastasius, der ihnen als ein Bilderfeind verdächtig war, belagerten sie in der Kirche, wo er eben sein bischöfliches Amt verrichtete; sie schimpften ihn mit allen Benennungen der Pöbelsprache, und ließen einen Hagel von Steinen über ihn regnen. Aber die kaiserliche Leibgarde legte sich mit Nachdruk ins Mittel; man fieng eine hübsche Anzahl der heftigsten Narren und Närrinnen zusammen, und der Kaiser ließ durch eine kräftige Exekution den übrigen ein warnendes Beispiel geben.

Dies machte einige Wirkung. Zu Constantinopel fieng das Volk allmählig an, dem Bilderdienst zu entsagen. Aber in den Provinzen hezte noch mancher Bischof die Grundsuppe des Pöbels zur Meuterei auf, und man trieb zur Ehre Gottes und der Bilder noch viel Unfug. Aber als einige dieser Bischöfe abgesezt, und eine Parthei sinnloser Mönche, die vom Antichrist predigten, ins Elend gejagt worden waren, so legte sich auch hier der Sturm, und die Köpfe gewannen nach und nach eine heilsamere Ausdünstung.

Nach Herstellung der Ruhe im Orient glaubte Leo, daß es nun Zeit sei den Pabst auch mit Ernst eines Bessern zu überzeugen.

gen. Er schrieb an ihn. Der Brief enthielt mancherlei nicht unwichtige Beweise für die nöthige Abschaffung der Bilder; die Zusage des kaiserlichen Wohlwollens, wenn der Pabst im Occident den Bilderdienst zu vertilgen suchte, und endlich eine ernsthafte Drohung, im Fall der Schlimmern. Die Antwort des Gregorius ist merkwürdig; mancher deutsche Rezensent mag sich seinen Stil daraus gebildet haben. Es heißt darinn: **Der Kaiser solle nur erst ein wenig seinen Katechismus lernen, ehe er Verbesserungen mache; er sei ein Ignorant, ein dummer Mensch, ein einfältiger Tropf; er sei verrükt im Gehirn; nicht nur ein Ketzer, sondern noch etwas ärger als ein Ketzer u. s. w.** Unsere Leser sehen selbst, daß eine solche Sprache alle Sanftmuth Christi, und alle Gründlichkeit Pauli in sich vereinigt, und daß sie gerade den rechten Ton trift, in welchem ein Unterthan mit seinem Monarchen zu sprechen hat.

Der Kaiser wußte, wen er vor sich hatte, und er war von Salomo belehrt worden, wie er sich gegen Leute dieser Art benehmen müßte; er antwortete mit der Würde eines Regenten, und der Gelassenheit eines Philosophen. Gregor schien diese ein-

schnei-

schneidende und stille Verachtung zu fühlen; sein Rükschreiben war um einen grossen Theil höflicher; aber immer voll Widersezlichkeit, und voll Beweise für die Rechtmässigkeit des Bilderdiensts von Adams Zeiten bis ins Jahr 728. Der Kaiser hatte an den meisten dieser Beweise Unrichtigkeiten und Schiefheiten gefunden; er gab dem Pabste in einem neuen Briefe davon Nachricht. Gregor war seit der Zeit wieder in seinen vorigen Höflichkeitseifer zurükgefallen; er schrieb in seiner Antwort so ungeschliffen, wie in seinem ersten Briefe; er schimpfte nicht nur schlechtweg, sondern brachte sein Schimpfen sogar in ein Gebet, denn er beschließt sein apostolisches Sendschreiben damit: **Er rufe Gott inständig an, daß er doch dem Kaiser den Teufel auf den Leib schikken möge!** (Invocamus Christum, ut immittat tibi dæmonem).

Nicht zufrieden, so derb geschrieben zu haben, berief Gregor noch überdies ein Concilium nach Rom, wo dem Bilderdienst das Wort gesprochen wurde. Viele Schriftsteller behaupten, Gregor sei hier so sehr von Gott verlassen worden, daß er den Kaiser in den Bann gethan habe. Andere widersprechen dieser Ausschweifung; aber darinn stimmen fast alle überein, daß er die kaiser-

lichen

lichen Unterthanen in Italien von dem Tribut und dem Eid der Treue losgesprochen, und sich selbst zum Beherrscher der italiänischen Staaten des Kaisers aufgeworfen habe, wobei, um dem Baronius eine oben angeführte Bemerkung abzuborgen, Gregor vermuthlich nur abermal die Absicht hatte, dem Kaiser sein Gewissen leichter zu machen, denn sonst würde ja doch der heil. Vater sich nicht unterstanden haben offenbar Usurpation, Rebellion und Hochverrath zu treiben!

Der Kaiser verstand aber dieses Gutmeinen des Pabstes unrecht; er nahm es gerade für das, was er war, und fiel dem heil. Petrus in sein Patrimonium, das er in Sicilien und Calabrien hatte. Diese Begebenheit kam dem Gregorius zu unerwartet, daß er nicht aus aller Fassung darüber hätte gerathen sollen. Er war eben im Begriff, den Kaiser seine Empfindlichkeit fühlen zu lassen, als er den 20. Februar im Jahre 732 starb, nachdem er fünfzehn Jahre, acht Monate und drei und zwanzig Tage regiert hatte.

Seine Tugenden lassen sich aus dem Erzählten hinlänglich erklären. Er hat das grosse Beispiel gegeben, wie es die christliche Demuth und die apostolische Frömmig-

keit anfangen muß, wenn sie den rechtmäßigen Souverain mißhandeln, sein Volk wider ihn aufhetzen, ihn grob beleidigen, und seine Staaten usurpiren will; oder wie Baronius sagt: er hat seine Nachfolger belehrt, **daß ketzerische Regenten nicht auf dem Thron sollen gelitten werden.** In diesem zweifachen Betracht ist es einer gewissen Klasse von Schriftstellern auch wohl zu verzeihen, wenn sie den Gregor mit grössern Lobsprüchen überhäufen, als den heil. Petrus und alle übrige Apostel, und im Gegensaz den Kaiser Leo als ein Unthier abschildern, zehnmal ärger als Nero. Der denkende Leser mag selbst urtheilen. — Uiber das Bilderwesen läßt sich hier nicht weitläufiger reden.

XCI.

Gregorius III.

(732.)

Dieser Pabst, ein gebohrner Römer und Priester der römischen Kirche, nahm den 18. Mai im Jahre 732 von dem Stuhl Petri den Besiz. Er trat ganz in die Fußstapfen seines Vorfahrs; die Bilder hatten

seinen

seinen vollkommenen Schuz; und er schrieb daher bald nach seiner Wahl an den Kaiser, die angefangene Fehde fortzusetzen. Aber der Legat, dem der Brief übergeben wurde, kam damit von Constantinopel zurük, ohne ihn bestellt zu haben. Gregor war über diese beleidigende Feigherzigkeit höchst aufgebracht. Zur Strafe mußte der Legat noch einmal mit dem Briefe fort; allein der Kaiser ließ ihn unterwegs anhalten, den Brief ihm abnehmen, und ihn des Landes verweisen.

Dabei konnte Gregor nicht gleichgültig bleiben. Er berief ein Concilium nach Rom, wo man alle mit dem Bann belegte, die nicht gebührende Ehrfurcht gegen die Bilder hegen würden. Auch beschloß man, noch einen Versuch zur Bekehrung des Kaisers zu wagen. Der Pabst schrieb einen neuen Brief, und Constantinus, Sindikus der römischen Kirche, sollte ihn überbringen. Die kaiserlichen Bedienten hielten den Gesandten wieder an, nahmen den Brief, stekten den Uiberbringer auf ein Jahr ins Gefängniß, und schikten ihn dann nach Rom zurük.

Gregor sah nun, daß seine Unterhandlungen durchaus fehl schlugen. Er nahm also Rache an dem Kaiser, die darinn bestand,

stand, daß er den ganzen römischen Kirchenschaz, der eigentlich den Armen gewidmet war, die ihn sehr gut hätten brauchen können, auf Bilder und Reliquien verwendete, und damit alle Kirchen in Rom vollstopfte. Der Kaiser hatte mittlerweile eine Flotte ausrüsten lassen, um die hartköpfigen Italiäner zum Gehorsam zu bringen. Aber sein Vorhaben mißlang ihm, denn ein heftiger Sturm zerschlug die ganze Flotte, daß fast kein einziges Schiff zurükkam.

Was er nicht thun konnte, unternahmen die Longobarden. Die beiden rebellischen Herzoge von Spoleti und Benevento hatten beim Pabst Schuz gefunden. Der König der Longobarden rükte gegen Rom, schloß die Stadt enge ein, und gab bereits die Vorstädte der Plünderung seiner Soldaten preis. In dieser Beklemmung, da Gregor die beiden Herzoge als seine Bundsgenossen doch nicht ausliefern wollte, sah er sich um auswärtige Hilfe um. Er wußte nirgend Gehör zu verdienen, als beim Carolus Martellus, dem Major-Domus von Frankreich. Gregor schikte seine Legaten mit allerlei Geschenken hin, und obschon diese das Möglichste thaten, den Carolus gegen den König der Longobarden aufzureizen, so war ihre Mühe doch vergeblich, denn er sah die

Züchtigung, die den Römern widerfuhr, für sehr verdient an. Gregor nahm nun seine Zuflucht zu Briefen; er schrieb zweimal; er bot alles auf, was ihn seine Frömmigkeit und Angst von der Gnade und Ungnade des heil. Petrus konnte sagen lassen; aber Carolus blieb immer noch unbeweglich. Gregor verzweifelte darum nicht, er hielt dafür, daß vielleicht der Ehrgeiz mehr wirken dürfte. Er schikte ihm eine neue Gesandtschaft zu, und ließ durch diese den Vorschlag machen: Wenn Carolus die Römer gegen die Longobarden schüzte, so würde der Pabst und das römische Volk sich gänzlich vom Kaiser trennen, und ihn zum Protektor und Bürgermeister von Rom ernennen. Dieser Vorschlag, sagt ein neuer Schriftsteller, hätte von rechtswegen schwere Ahndung verdient, denn er enthielt die offenbarste Staatsverrätherei. Dem Kaiser Carolus schien er aber sehr annehmbar; er ließ einen Traktat mit den Römern schließen; und als die Longobarden hievon Nachricht bekamen, zogen sie sich zurük, und behielten nur vier römische Städte in ihrer Gewalt. Aber Carolus konnte von seinem Protektorat keinen Gebrauch machen, denn er starb bald darauf den 22. Oktober im Jahre 741.

Der

Der Apostel Deutschlands war unterdessen in seinem Geschäft immer fleißiger und glüklicher, und er hielt es für seine grosse Pflicht, auch diesem Pabst Nachricht davon zu geben. Er schikte einige Deputirte nach Rom, die zugleich um Erläuterung einiger Zweifel anfragen mußten. Der Pabst gab ihnen eine schriftliche Antwort mit, und für den Bonifacius das Pallium, das er aber nur bei feierlichen Handlungen und bei Ordinationen tragen durfte.

Gregorius überlebte den Karolus Martellus nicht lange; er starb den 27. November im nämlichen Jahre; seine Regierung hatte zehn Jahre, acht Monate und eilf Tage gedauert. Wir haben gesehen, daß auch dieser Pabst nichts unversucht ließ, dem Bilderdienst aufzuhelfen, daß ihm sogar die Bilder näher am Herzen lagen, als die Treue gegen seinen rechtmässigen Landesfürsten. Er stiftete, um seiner Lieblingsneigung aufs vollkommenste zu frohnen, eigne Mönche, die vor den Bildern bei Tag und Nacht singen und beten mußten. Man schreibt ihm auch einige verlohren gegangene Bücher zu, worinn er den Bilderdienst sehr eifrig zu vertheidigen suchte. Seine Gelehrsamkeit war so groß, daß er alle Psalmen — auswendig wußte.

In eben dem Jahr den 18. Julius starb auch der Kaiser Leo, oder wie Pagi sagt, seine Seele gieng samt dem Körper zu Grunde. Es ist ein Hagelregen von Lästerungen, womit die meisten katholischen Schriftsteller diesen Kaiser zum Grabe begleiten. Man sollte glauben, er habe die ganze Welt mit Blut gefärbt, und alle Bosheiten eines Wütherichs verübt. Indessen bestand die Summe seiner heillosen Verbrechen doch nur in seiner Abneigung von Bildern. So blödsinnig und so ungerecht werden die Menschen, wenn Vorurtheil, Partheilichkeit, Eigennuz und Fanatismus sie beherrschen!

XCII.

Zacharias.

(741.)

Das kaiserliche Ansehen hatte durch die Vermittlung der beiden vorhergehenden Päbste in Italien so abgenommen, daß Zacharias ein Grieche, schon am dritten Tage nach Gregors Tode, ohne Anfrage beim Kaiser erwählt wurde.

Die

Die Longobarden waren durch den Tod des Karolus Martellus wieder muthig geworden; sie sezten durch einen neuen Anmarsch die Römer in grosse Furcht. Zacharias wußte kein bessers Mittel, sie zum Frieden zu bringen, als wenn er eine gehorsamste Gesandtschaft an ihren König schikte. Luitprand ließ sich willig finden; er begehrte die Auslieferung des rebellischen Herzogs von Spoleti, und versprach dann von allen fernern Feindseligkeiten abzustehen. Der Pabst wollte es lieber mit dem Herzog als dem König verderben. Der Friede wurde hergestellt, und der Herzog in ein Kloster gestekt. Zacharias hielt dafür, ein solcher Tag müsse festlich begangen werden; er ließ daher nach vollbrachtem Gottesdienst im königlichen Lager ein Gastgebot veranstalten, dessen Pracht und Kostbarkeit den Longobarden wohl behagte, aber sie auch nicht wenig in Erstaunen sezte, denn sie wußten nicht, daß man zu Rom das Essen und Trinken so kunstmässig verstünde.

Im Orient hatte sich indessen eine wichtige Staatsveränderung ereignet. Der Sohn des Leo Constantinus, war seinem Vater im Kaiserthum gefolgt. Bald nach seiner Thronbesteigung zog er gegen die Saracenen. Während er da siegreich den Feinden auf den

Leib gieng, bemächtigte sich sein Schwager Artabasdus, der kaiserlichen Würde. Es versteht sich, daß die Religionsmaske ihm diesen Streich ausführen helfen mußte, denn Constantinus wurde für einen Arianer erklärt, und er betheuerte, daß die Bilder und der wahre Glauben an ihm einen standhaften Vertheidiger haben sollten. Deswegen machte auch der Patriarch Anastasius mit ihm gemeinschaftliche Sache. Constantinus, der von der Empörung hörte, schloß mit den Saracenen einen vortheilhaften Frieden auf zwanzig Jahre, und eilte nach Constantinopel. Artabasdus bot ihm herzhaft die Spitze; aber das Schikſal wollte, daß der Kronräuber nach einer unglüklichen Schlacht nebst seinem Sohn Nicephorus dem Constantinus in die Hände fallen mußte. Er ließ beiden die Augen ausstechen. Der Patriarch aber, der am fleißigsten bei der Meuterei gewesen war, wurde seines Amts entsezt, und öffentlich ausgestrichen, und dann erst ließ ihm der Kaiser ebenfalls die Augen ausstechen, ihn rüklings auf einen Esel sezen, und in diesem Aufzuge dem Volk zur Schau herumführen. Da er aber Reue über seine That bezeugte, und die Gerechtigkeit der Strafe erkannte, gab ihm der Kaiser das Patriarchat wieder zurük.

Der Pabst fand es bei dieser Lage der Sache für gut, seine Legaten an den Kaiser zu schikken; denn er war vorsichtig genug, den Longobarden nicht recht zu trauen, und auf einen Karolus Martellus durfte er, wie sein Vorgänger, sich nicht verlassen. Er bezeugte also dem Kaiser seine Unterwürfigkeit, und bat auf alle Fälle um Schuz gegen unvermurhete Feinde. Constantinus hatte so eben den Schluß gefaßt, die Römer mit einem Kriegsheer zu besuchen; er begnügte sich aber mit der päbstlichen Versicherung, ließ ihm seine Gnade andeuten, und rüstete sich neuerdings wider die Saracenen.

Die Longobarden, deren Sache es nie war, lange ruhig zu sitzen, fielen in das kaiserliche Exarchat. Dem Pabst war es nicht wohl zu Muthe dabei, sowohl für sein Rom, als in Ansehung des Kaisers, der etwa Verrätherei hätte vermuthen können. Er sendete Legaten an den Luitprand; sie richteten aber nichts aus. Zacharias mußte also einmal selbst ins Lager des Königs reisen. Luitprand suchte dieser Zusammenkunft auszuweichen. Doch der Pabst überraschte ihn, und in einer nachdrüklichen Unterredung machte er das Herz des Königs so weich, daß die eroberten Plätze des Exarchats am folgenden Tage wieder ausgeliefert wurden.

Nach einiger Zeit starb Luitprand; sein Enkel Hildebrand folgte ihm. Man war aber seiner Wildheit und Grausamkeit wegen so schlecht mit ihm zufrieden, daß er nach sieben Monaten abgesezt wurde. Man erwählte jezt den Herzog von Friuli, Rachis, zum König. Dieser Regent hatte kaum die innern Angelegenheiten seines Reichs in Ordnung gebracht, als er den mit Rom geschlossenen Frieden vergaß; er war der Meinung, der ganze Friede tauge nichts, den die bestrittene Sache sei auf den gegenwärtigen Fall eine res nullius, und das eigentliche Recht darüber gebühre dem Kaiser. Sein Kriegsheer zog also ohne Umstände gegen Rom. Der Pabst wollte ein Meisterstük versuchen. Er gieng in Begleitung der sämmtlichen Geistlichkeit und des Adels dem Rachis entgegen; und nicht nur der wieder erhaltene Friede und die Rükgabe der eroberten Städte war sein Gewinn, sondern Rachis selbst, der gute Fürst, dankte seine Regierung ab, und wurde ein Mönch.

Zu den politischen Begebenheiten, woran Zacharias Theil nahm, gehört noch folgende. Nach dem Tode des Karolus Martellus wurde dessen Sohn, Pipinus oder Pepinus, wie ihn einige nennen, Major-Do-

mus

mus von Frankreich. Er besaß Ehrgeiz genug sich zur Regierung fähiger zu halten, als den König Childerich III., umso mehr, da sein Bruder Carloman als Mönch ins Kloster zu Monte Cassino sich eingesperrt hatte. In der Versammlung der Vornehmsten des Reichs kam es zur Frage, und es konnte sehr leicht dazu kommen, weil fast alle Anwesende Kreaturen und gehorsamste Diener des Major = Domus waren: Ob Pipinus nicht der Mann sei, der, da ohnehin alle Gewalt in seinen Händen wär', auch verdiene den hingehörigen Titel zu besitzen? Die Meinungen vereinigten sich ohne Schwierigkeit zum Vortheil Pipins. Um aber die Usurpation rechtskräftig zu machen, schien es nöthig, den Pabst zum Jasagen zu bringen. Man hatte Feinheit genug, ihn keiner Unbesonnenheit und keines offenbaren Kronenraubs schuldig zu machen, und man fragte blos: Ob denn nicht auch der königliche Titel demjenigen ertheilt werden könne, der die königliche Gewalt bereits in den Händen hätte? Zacharias, der fast nicht wissen konnte, daß hier die Rede grade vom Pipinus sein müsse, gab die Entscheidung: Der königliche Titel gebühre demjenigen unstreitig, der schon die königliche Macht besässe, eine Maxime, die eben so selbstbeliebig, als dazu geschikt ist, jeden rechtmä-

sigen

sigen Regenten der Usurpation seiner Minister und Feldherren blos zu stellen, und die selbst den römischen Stuhl nicht sicher macht, daß nicht irgend ein schlauer Sekretär oder Mönch den heiligen Vater in sein Kloster oder seinen einfachen Priesterstand zurükschikt — Ein neuer Beweis, wie die römische Kasuistik sich nach allen Winden dreht, wenn man nur, im Besiz einer hohen Gewalt, neue Vortheile erwerben kann.

Der unglükliche Childerich wurde dem päbstlichen Ausspruche zu Folge ohne Bedenken abgesezt; man stekte ihn in ein Kloster, das jezt St. Bertin heißt; sein Sohn Theodoricus hatte das nämliche Loos. Hier starb der abgedankte König nach vier Jahren. Pipinus wurde den 1. März im Jahr 752 zum König ausgerufen, und vom deutschen Apostel Bonifacius, der von ihm das Erzbisthum Mainz bekommen hatte, gekrönt.

Wir haben gesehen, daß dem Zacharias die politischen Geschäfte viel zu thun machten; er sezte aber darum die Angelegenheiten der Kirche nicht bei Seite. Bald nach seiner Erhebung schrieb Bonifacius aus Deutschland an ihn. Er gab Bericht, daß er drei Bisthümer errichtet habe, Wirzburg, Bamberg, und Erfurt. Von den Bischö-

fen und den Geistlichen überhaupt machte er eine jämmerliche Schilderung; es sind wenig Laster, sagt er, die sie nicht verüben; sie halten vier bis fünf Beischläferinnen; sie treiben Ehebruch, und unterscheiden sich von den Laien fast nur durch ihr lüderliches Leben; — worüber sich Bonifacius so sehr eben nicht hätte wundern sollen, denn er durfte nur bedenken, wie er bei der Wahl seiner Priester zu Werke gegangen war; er rafte alles zusammen, und mußte wohl auch, da täglich die Menge der Bekehrten zunahm. Zacharias billigte die Errichtung der drei Bisthümer; er gab Vollmacht die unwürdigen Priester abzusetzen, und in der Sache auch ein Concilium zu halten. — Es gieng indessen dem Pabst selbst nicht viel besser, als dem Bonifacius. Die gesittete und orthodoxe Geistlichkeit zu Rom gab den deutschen Priestern nicht viel nach; sie trieb ebenfalls ärgerliche Ausschweifungen, besonders in Sachen des Cölibats. Zacharias mußte ein Concilium berufen, um dem Unfug wieder auf einige Zeit einen Damm zu setzen.

Im Jahr 744 schrieb Bonifacius wieder nach Rom. Er hatte gehört, daß der heil. Vater einigen deutschen Bischöfen die Pallien um Geld verkauft habe; und darüber

über machte er ihm nicht unsanfte Vorwürfe. Zacharias lehnte die Beschuldigung von sich ab; er betheurte in seiner Antwort, daß er so was nie gethan habe; und nie thun werde, und verfluchte alle diejenigen, die sich unterstünden, auf eine so ärgerliche Art Simonie zu treiben.

Nicht lange darnach widerfuhr dem Bonifacius die Widerwärtigkeit, daß ein Paar falsche Apostel, Adalbertus und Clemens, den deutschen Christen die Köpfe verrükten. So determinirte Schwärmer auch beide waren, besonders Adalbertus, der sich bei lebendigem Leibe einen Heiligen nennen ließ, und seine Haare und Nägel als Reliquien austheilte, so mußte Bonifacius doch allen Ernst anwenden, den Betrügern das Handwerk zu legen. Er ließ unter dem Vorsiz des Carolomannus, der damals noch nicht Mönch war, ein Concilium halten, wo beide Schwärmer verdammt wurden; die Akten schikte er nach Rom, wo Zacharias in einem eigenen Concilium die Verdammung bekräftigte und wiederholte.

Mit einem gewissen Virgilius gerieth Bonifacius einigemal in Streit, und Zacharias mußte den Schiedsrichter machen. Ein deutscher Priester hatte die Taufe mit den

Worten

Worten verrichtet: Baptizo te in nomine Patria, & Filia, & Spiritua sancta. Bonifacius hielt die Taufe dieser Sprachfehler wegen für ungiltig; Virgilius behauptete, sie sei giltig. Man fragte beim Pabst an, und dieser entschied: Wenn der unlateinische Priester seine Sprachschnitzer blos aus Unwissenheit und ohne Absicht einer neuen Ketzerei gemacht habe, so könne die Taufe allerdings giltig sein. — Bonifacius fand Gelegenheit seinem Gegner das Rechthaben bald zu verleiden. Virgilius hatte sich merken lassen, daß er die Erde für rund hielte, und daß er glaube, es gäbe Gegenfüßler. So was war dem guten Bonifacius selbst zu rund; er schrieb sogleich an den Zacharias, und berichtete die Ketzerei von mehrern Welten. Zacharias war sehr betroffen darüber; die Ketzerei lag sonnenklar vor seinen Augen; denn, sagt er, wenn dieser Mensch mehrere Welten glaubt, so glaubt er auch, daß nicht alle Menschen von Adam abstammen, und in Adam gesündigt haben; und wenn er dieses glaubt, so glaubt er auch, daß Christus nicht für alle Menschen gestorben sei; folglich —! Was dieser Streit übrigens für ein Ende genommen habe, ist nicht bekannt.

Zacharias starb den 14. März im Jahr 752; er hatte zehn Jahre, drei Monate und

vierzehn Tage regiert. Kurz vor seinem Tode bestättigte er den Bonifacius als Erzbischof von Mainz, und dieser folgte dem Zacharias auch bald nach; er wurde von den heidnischen Friesen ermordet, im Jahr 754. Beide Männer sind für die deutsche Geschichte merkwürdig, und es fehlte ihnen nicht an grossen Fähigkeiten, die sie auch Hand in Hand für den Anwachs der römischen Gewalt zu verwenden wußten.

XCIII.

Stephanus II.

(752.)

Nach dem Tode des Zacharias wurde ein römischer Priester, Stephanus, zum Pabst erwählt; er starb aber vor seiner Ordination. Man schritt zu einer neuen Wahl, und ein anderer Stephanus, Diaconus der römischen Kirche, von Rom gebürtig, erhielt die päbstliche Würde den 26. März im Jahr 752.

Er hatte gleich am Anfang seiner Regierung alle Hände voll mit politischen Angelegenheiten zu thun. Der neue König der Longobarden, Aistulphus, benuzte den Umstand,

stand, daß der Kaiser mit den Saracenen im Krieg verwikkelt war, und wagte einen Einfall in das italienische Exarchat, Er machte sich zum Meister davon, und rükte dann weiter nach Rom. Er ließ die Stadt zur Uibergabe auffordern. Anstatt hierauf zu antworten, schikte der Pabst eine feierliche Gesandschaft, an deren Spitze sich 2 Mönchsäbte befanden, an ihn. Der König fertigte die Gesandtschaft mit der Erklärung ab, daß Mönche ins Kloster gehören, und sich nicht mit weltlichen Händeln bemengen sollen; von den mitgebrachten Geschenken wollte er gar nichts wissen. Die Römer waren in der äußersten Bestürzung, um so mehr, da ihnen Aistulphus neuerdings bedeutet hatte, daß, im Fall sie sich nicht ergäben, er sie für Rebellen ansehen würde. Der Pabst mußte alles zusammensuchen das Volk zu trösten. Er hielt Prozessionen; man bestreute sich mit Asche, und trug das Bild des Heilandes und der heil. Jungfrau auf den Schultern in der Stadt herum. Indessen schrieb er an den Pipinus. Den Brief mußte ein verkleideter Pilgrim fortbringen; ein Beweis, daß eine solche Kleidung dem Spionhandwerk nicht unzuträglich ist. Pipinus ließ dem Pabst den Antrag machen, nach Frankreich zu kommen.

Mittlerweile war von Constantinopel ein kaiserlicher Befehl an den Stephanus gekommen, in eigner Person mit dem Aistulphus zu sprechen, und die Auslieferung des Exarchats zu bewirken. Stephanus reiste ins Longobardische Lager; es war ihm aber nicht möglich den König zu gewinnen. Er begehrte also Erlaubniß von ihm nach Frankreich gehen zu dürfen. Aistulphus suchte ihn von diesem Entschluß abzubringen; der Pabst blieb aber fest dabei, und reiste wirklich den folgenden Tag fort. Seine Aufnahme in Frankreich war außerordentlich prächtig; Pipin zog ihm drei Meilen weit mit seinem ganzen Hofstaat entgegen; er fiel vor ihm nieder, und gestattete nicht, daß der Pabst vom Pferde absteigen dürfte; er gieng zu Fuß neben dem Pferde her.

Solche Ehrenbezeugungen, von denen in der Apostelgeschichte keine Erwähnung geschieht, waren das natürlichste Vorzeichen, daß Pipin alle Forderungen des Pabsts mit Vergnügen erfüllen würde. Er versprach die Longobarden zu bekriegen, und die ihnen abgenommenen Städte dem h. Petrus zum Geschenk zu bringen. Zuerst fertigte er eine Gesandtschaft an den Aistulphus ab, die sein Vorhaben ihm bedeuten sollte. Aistulphus hatte indessen auch eine Staatslist erdacht;

der

der Mönch Carolomann mußte nach Frankreich reisen, seinen Bruder vom Bündniß mit dem Pabst abzureden. Er schien seine Expedition mit ziemlichen Glük auszuführen: aber der Pabst wußte dem Mönch das Ziel abzulaufen; der Krieg wider die Longobarden wurde beschlossen, den Carolomannus ließ sein Bruder durch päbstliches Anrathen auf dem Rükwege anhalten, und fest in einem Kloster verwahren, wo er in kurzer Zeit starb.

Pipin zog zu Felde. Ohne weitläufig von seinen glüklichen Verrichtungen zu reden, so war das Ende davon: daß Aistulphus das Exarchat mit allen dazu gehörigen Städten, Schlössern ꝛc. Pentapolis miteingerechnet, dem Pabst als ein Eigenthum des h. Petrus einräumen, und alle Ansprüche auf Rom fahren lassen mußte. Pipin kehrte nach Frankreich zurük; der Pabst sagte für die geschehene Arbeit Dank, reiste nach Rom, und ließ sich dort als regierender Herr begrüssen.

Die Longobarden hatten eine zu schmerzliche Wunde bekommen, daß sie es mit dem Pabst hätten aufrichtig meinen können; der ganze geschlossene Vergleich war durch Gewalt erzwungen worden. Kaum befanden

sie sich wieder bei frischen Kräften, als Aistulphus, der wie sein Vorfahr die feste Meinung hegte, daß die Güter des Exarchats eigentlich dem Kaiser gehörten, mit seinem ganzen Kriegsheer ins römische Gebiet einbrach, und dem Pabst mit seinen Römern alles Unglük drohte. Stephanus schrieb an den Pipin einen ängstlichen Brief, und bat um Hilfe. Aistulphus rükte indessen näher gegen Rom, und schloß die Stadt von allen Seiten ein. Die Belagerung fieng mit grossem Nachdruk an, und aus Frankreich war noch keine Antwort da. Der Pabst schrieb neuerdings in den flehentlichsten Ausdrükken; er ließ den h. Petrus statt seiner reden, und die h. Jungfrau mußte dem Pipin ernstlich befehlen, ohne Zeitverlust die Feinde Gottes, der Kirche, und des geliebten römischen Volks zu vertreiben.

Pipin war aber nicht müssig gewesen. Er hatte bereits die Alpen überstiegen, als dieser zweite Brief an ihn kam. Er zog mit der größten Eile fort. Zwei kaiserliche Gesandte giengen ihm auf seinem Marsch entgegen; sie hatten den Auftrag, dem Pipin zu seinen Eroberungen Glük zu wünschen, ihm aber auch vorzustellen, daß der Kaiser der rechtmässige Herr der eingenommenen Plätze sei. Einer dieser Gesandten, Gregorius,

konnte

konnte nur allein mit dem Pipin reden, denn der andere blieb zurük, um die nacheilenden Legaten des Pabsts aufzuhalten. Seine Rede war stark und nachdrüklich; er vertheidigte die Rechte des Kaisers mit allen Gründen der Wahrheit. Aber Pipin hatte das Gelübd gethan, durch die dem Pabst verschaffene Eroberungen die Nachlassung seiner Sünden zu erwerben; und so machte die Rede des Gesandten nicht den mindesten Eindruk auf ihn. Er grif die Longobarden an, wurde Sieger, und Aistulphus mußte sich zu folgenden Friedenspunkten verstehen: den vorigen Vergleich zu erneuern — überdies die Stadt Comachio herzugeben — und endlich alle Kosten des Kriegs zu bezahlen. Dem h. Petrus wurde hier vom Pipin und seinen Söhnen eine eigenhändig unterschriebene Urkunde der wiederholten Schenkung zugestellt; und obschon, wie der vortrefliche Geschichtschreiber der Deutschen sagt, diese Originalurkunde nicht mehr vorhanden ist, und daher die Gränzen der Schenkung sich nicht genau bestimmen lassen, so wird ihre Aechtheit doch nicht mit Grunde bezweifelt; und Stephanus hat den Ruhm, der Stifter der päbstlichen Souverenität zu sein, oder vielmehr den h. Petrus, denn in dessen Namen wurde das ganze Geschäft abgehandelt, in die Reihe der weltlichen Regenten gebracht, und hiedurch einen praktischen

schen Kommentar über die Worte dieses Apostels gemacht zu haben, die da lauten: " Seid unterthan aller menschlichen Obrig„ keit um des Herrn willen. — Fürchtet „ Gott. Ehret den König. Ihr Knechte „ seid unterthan mit aller Furcht den Herren, „ nicht allein den guten und freundlichen, „ sondern auch den harten. „ *)

Dem Stephanus konnte bei diesen dringenden und weitläufigen Geschäften nicht viel Zeit für die Angelegenheiten der Kirche übrig bleiben, um so mehr, da seine Regierung nur fünf Jahre dauerte. Indessen wollen wir doch erzählen, was zu seiner Zeit im Orient geschah. Der Kaiser Constantinus, der, nach dem Bericht mancher Schriftsteller von Baronius Parthei, nicht nur die Laster seines Vaters geerbt hatte, sondern ein noch viel ärgerer Bösewicht und Ketzer war, als Leo, suchte nach seinen glüklichen Siegen über die Saracenen, die Irrungen beizulegen, welche durch Abschaffung des Bilderdiensts entstanden waren. Er berief ein Concilium nach Constantinopel, welches den 10. Februar im Jahr 754 sich versammelte, und aus 338 Bischöfen bestand.

Die

*) 1. Sendschr. Petri 2. K. 13—18 V.

Die Entscheidung desselben fiel dahin aus: daß die Verehrung der Bilder ein Raub der Ehre Gottes sei, und daß alle diejenigen, welche Bilder in die Kirchen brin-gen, sie verehren und verheimlichen würden, mit dem Bann belegt werden sollten. Zugleich verfluchte man alle, die je als eifrige Vertheidiger des Bilderdiensts sich gezeigt hatten. Stephanus erhielt bei Zeiten Nachricht hievon. Aber seine Geschäfte ließen nicht zu, in diese wichtige Sache sich zu mischen, und er sparte daher die Arbeit seinem Nachfolger auf. Er starb den 29. April im Jahr 757. Es ist merkwürdig, daß ein Mann, der so viel für die Erhöhung der römischen Gewalt gethan hat, nicht zu der Ehre gekommen ist, ein Heiliger zu heißen.

XCIV.

Paulus.

(757.)

Bei der Wahl dieses Pabsts schien ein neues Schisma entstehen zu wollen. Der Archidiaconus Theophilactus hatte einen nicht geringen Anhang unter dem Volk gewonnen. Da aber der größte Theil des Adels und der

Geistlich-

Geistlichkeit die Parthei des Diacons Paul nahm, so erhielt auch dieser die päbstliche Würde, und seine Ordination geschah den 29. Mai im J. 757. Es ist merkwürdig, daß dieser Paulus ein Bruder des vorigen Pabsts Stephanus war.

Bald nach der Erwählung und ohne die Ordination abzuwarten schrieb Paulus einen Brief an den Pipin. Er bittet darinn neuerdings um Schutz für die römische Kirche; er preist den Pipin glüklich, daß grade er von dem h. Petrus zum Beschirmer derselben auserkohren worden sei. Zugleich schrieb er an die ganze französische Nation; er lobte ihren Eifer für die Sache des h. Petrus, und verspricht ihr die Gnade des Apostelfürsten, so lange sie in diesem heiligen Eifer beharren wird u. s. w. Die Antwort des Pipins war ganz seinen bisher gegen den römischen Stuhl bezeigten Gesinnungen gemäß; und um dem h. Vater einen ganz unverdächtigen Beweis seiner vorzüglichen Zuneigung zu geben, schikte er ihm die Taufwindeln seiner neugebohrnen Tochter Gisela, wodurch Paulus sich berechtigt sah, die junge Prinzessinn als seine geistliche Tochter zu betrachten, in welcher Absicht er fernerhin den Pipin seinen Gevatter, und die Königinn Bertrade seine Gevatterinn nannte.

Indes-

Indessen war der König der Longobarden Aistulphus gestorben, und an seine Stelle der Herzog von Toscana, Desiderius, gekommen. Dieser fand für gut, den durch Gewalt seinem Vorfahr abgezwungenen Traktat in Ansehung der Herausgabe gewisser Städte an den Pabst nicht zu erfüllen; wodurch sich denn Paulus genöthigt sah, den Pipin immerfort mit sehr kläglichen Briefen zu bestürmen, deren Inhalt meistentheils in bittern Beschwerden gegen die Longobarden und den Kaiser bestand. Desiderius blieb nicht müssig, er wendete seinerseits alles Mögliche an, den Pipin für sich zu gewinnen und von dem Pabst abwendig zu machen. Auch der Kaiser vereinigte sich zu dieser Absicht, und beide erklärten dem Pipin ohne Rükhalt, daß er einen öffentlichen Mordbrenner beschütze; der Kaiser schikte noch eine eigne Gesandtschaft an den Pipin, und ließ ihm die ernstliche Vorstellung machen: daß die in Italien gemachten Eroberungen ohnmöglich dem Pabst gehören könnten, sondern daß sie dem ursprünglichen und rechtmässigen Besitzer zurükgegeben werden müßten. Aber Pipin, der, wie wir gehört haben, ein Gelübd gethan hatte, durch Wegschenkung seiner Eroberungen die Nachlassung seiner Sünden zu erwerben, wollte hievon nichts wissen, und gab den Gesandten die Antwort, daß er

nun

nun Herr von seinen Eroberungen sei; daß es bloß bei ihm stehe, was er damit thun wolle; daß er einmal für allemal beschlossen habe, den h. Petrus zum rechtmässigen und ewigen Besitzer derselben zu machen, und daß er endlich einen entsezlichen Kirchenraub begehen würde, wenn er die bereits an den h. Vater gemachte Schenkung zurüknehmen wollte u. d. gl. Die Gesandten merkten sehr bald, daß sie mit einem Manne, der solche andächtige römische Philosophie im Kopfe hatte, nicht leicht etwas ausrichten würden, und reisten also wieder nach Hause.

Der Kaiser versuchte ferner auf eine andere Art, sein Exarchat zurük zu bekommen; er wählte den Weg der Ueberredung, und schikte in dieser Absicht einen gewissen Leo an den Bischof von Ravenna mit einem Briefe, welcher mancherlei Beweggründe enthielt, den Bischof und die Stadt von dem Pabst abwendig zu machen. Diesen Brief spielte aber der Bischof dem Paulus in die Hände, Paulus sendete ihn dem Pipin zu, und um einen Beweis seiner feinen Politik zu geben, beredete er den Pipin zugleich, er solle den Desiderius zur Vertheidigung des Exarchats gegen die Griechen auffordern, welches Pipin auch that. Pagi macht hiebei die naive Bemer-

Bemerkung: wie klüglich und weislich Paulus den Mantel nach dem Winde zu drehen gewußt habe, indem er in dem vorigen Briefe, da die Griechen noch ruhig waren, über den König der Longobarden geklagt, jetzt aber, da die Griechen sich zum Kriege rüsteten, den Pipin dahin vermocht hätte, den Desiderius den Griechen auf den Hals zu schikken.

Wirklich hinderte diese römische Politik den Kaiser, seine Absicht mit Gewalt durchzusetzen. Er sann auf ein anderes gelinderes und friedlicheres Mittel, den Pipin zu gewinnen. Sein Sohn Leo sollte durch eine Heurath mit Pipins Tochter Gislare das orientalische Kaiserthum mit dem König der Franken in ein ewiges Bündniß bringen. Es kam in dieser Absicht eine sehr prächtige Gesandtschaft von Constantinopel nach Frankreich, dieses Geschäft zu betreiben. Der Pabst hatte hievon kaum Nachricht, als er dem Pipin unaufhörlich in den Ohren lag, sich auf keine Weise mit dem ketzerischen Kaiser und seinen ketzerischen Gesandten in irgend eine Unterhandlung einzulassen.

Indessen war Pipin doch so sehr andächtig noch nicht geworden, daß er alle Höflichkeit hätte verlernen sollen. Er nahm, so

sehr

sehr auch der Pabst dagegen schrie, die Gesandten freundlich auf, und erklärte ihnen ganz frei, daß er aus der ihm vom Kaiser vorgeschlagenen Verbindung sich allerdings eine Ehre machen würde; nur müsse er aber für den Antrag aus der Ursache danken, weil er sicher vernommen habe, daß der Kaiser ein Ketzer, ein Bilderstürmer, ein Feind Gottes und der Heiligen sei. Die Gesandten hatten diese Einwendung vermuthet. Sie antworteten: der Kaiser, ihr Herr, verdiene keine dieser schimpflichen Benennungen; sein Glaube sei orthodox, und so beschaffen, wie es die allgemeinen Concilien erforderten; und um dieß zu beweisen, ersuchten sie den Pipin, daß er eine Kirchenversammlnng in Frankreich veranstalten möchte, wo sie es dann auf sich nehmen wollten, ihren Herrn gegen alle jene Beschuldigungen hinlänglich zu vertheidigen.

Dem Pipin kam diese Erklärung ziemlich unerwartet, denn der Pabst hatte ihn zu heilig versichert, daß der Kaiser mit allen seinen Morgenländern an den abscheulichsten Ketzereien hänge. Sein guter Willen und seine Neugierde bewogen ihn, dem Ansuchen der Gesandten zu willfahren. Er befahl allen französischen Bischöfen, zu Ostern auf seinem Lustschloß Gentilli sich einzufinden.

Dem Pabst gab er ebenfalls Nachricht; und dieser schikte einige Legaten hin. Die Versammlung wurde sehr ansehnlich und zahlreich; Pipin mit seinem ganzen Adel wohnte derselben bei. Die Bilder waren der Hauptgegenstand, worüber man stritt. Nach der Versicherung verschiedener Schriftsteller soll die Entscheidung dahin ausgefallen sein: daß die Bilder als Zeichen des Andenkens wohl beibehalten werden könnten, daß aber ihre Verehrung, noch mehr aber ihre Anbetung, schlechterdings nicht zu dulden sei.

Pipin wußte nun, daß der Kaiser kein Ketzer sei. Indessen hatte er doch nicht Muth genug, in die angetragene Heurath zu willigen, denn er fürchtete mit Grund, daß er durch die Errichtung eines so engen Freundschaftsbündnisses mit den Griechen beim Pabst alles verderben würde. Er wagte nichts weiter, als daß er ebenfalls eine sehr ansehnliche Gesandtschaft mit seinem Antwortsschreiben in den Orient abschikte, doch nahm er auch hiebei die demüthige Vorsicht, seinen Brief dem Pabst erst in die Censur zu geben.

Wenn es wahr ist, wie manche erzählen, daß Paulus sich Mühe gegeben habe, den Kaiser zu bekehren, das heißt, ihn zum

Bilder-

Bilderdienst zu bereden, so muß man sich von der andern Seite billig wundern, daß er sich der Mönche, welche um diese Zeit in Orient der Bilder wegen grosses Ungemach zu leiden hatten, nicht thätig annahm. Diese sonderbaren Leute fanden für gut, den Schlüssen jenes grossen Conciliums, das zu Constantinopel im Jahr 754 gehalten worden war, nach allen Kräften zu widerstreben. Sie glaubten für die Heiligen zu wenig zu thun, wenn sie ihre Bilder so schwärmerisch wie vorhin verehrten, und in den Einöden aufbehielten; sie meinten, es gezieme sich, auch Proseliten zu werben, und so zogen sie im Lande herum, predigten laut den Bilderdienst, und hezten so gut sie konnten, das Volk zu Meutereien auf. Die Bischöfe waren nicht im Stande, den ungestümmen Haufen zu bändigen; sie mußten bei den Statthaltern um Beistand ansuchen. Einer von diesen, Draca, Statthalter von Lidien, nahm die Sache so ernsthaft, daß er mit einer gewählten Anzahl Soldaten eins der vornehmsten Klöster umringte, die Mönche darin auffangen, ihnen die Nasen abschneiden, acht und dreißig in einem Bade erstikken, und die übrigen ins Elend jagen ließ. Aus verschiedenen andern Klöstern trieb er die Mönche und Nonnen heraus, sammelte sie im freien Felde, und zwang sie, bei Strafe des Au-

genausstechens, zum Heurathen, wozu sich auch ein grosser Theil bequemte. Aber desto rasender wurden die andern. Zu Constantinopel giengen zwei in ihrer Wuth so weit, daß sie in ihren Lästerungen öffentlich gegen den Kaiser ausspien, und sich sogar an seiner Person vergriffen. Man ließ einen zu Tode peitschen, und den andern in Stükke reißen. Man wundert sich heut zu Tage, besonders seit Damiens Zeiten, wie man solche Leute hat ins Martirologium setzen, oder vielmehr darinn stehen lassen können.

Paulus starb den 28. Junius im Jahr 767. Ihm gebührt von seinen Nachfolgern grosse Erkenntlichkeit, daß er durch seine Schmeicheleien den Pipin so sehr für den römischen Stuhl zu interessiren wußte; er schrieb so häufige und klägliche Briefe, daß ihn einige mit einem Kinde verglichen, welches bei jedem finstern Gesicht, das ihm jemand macht, sogleich zu seiner Mutter um Hilfe bitten läuft. Uibrigens lobt man ihn seiner Güte und Mildthätigkeit wegen; er war ein grosser Freund der Armen, und kaufte viele Verschuldete aus den Gefängnissen los.

Ein grosses Heiligthum wurde während seiner zehnjährigen Regierung entdekt, der Körper der heiligen Petronilla, der Tochter

des

des h. Petrus. Man erhob diesen Schatz mit grosser Feierlichkeit von dem Kirchhof, und trug ihn nach dem Vatikan.

XCV.

Stephanus III.

(768.)

Stephanus kam erst nach einem Jahr zum Besitz der päbstlichen Würde. Ein gewisser Constantin wurde durch seinen Bruder Toto, Herzog von Nepi, gleich nach Pauls Tode, zum Nachfolger Petri eingeschoben. Er war ein Laie, und der Bischof von Palästina mußte ihm in aller Eile das Subdiaconat, Diaconat und die übrigen geistlichen Ordines ertheilen.

Die Römer murreten sehr laut gegen dieses widerrechtliche und gewaltthätige Benehmen der beiden Brüder Toto und Constantin. Der neue Pabst fand also sehr nöthig, allem bevor den Pipin auf seine Seite zu bringen, wenn er nicht mancher harten Begegnung der Römer bloß gestellt sein wollte. Er schikte einen sehr beweglichen Brief an ihn, worinn er besonders darüber gesprächig

chig war: daß man ihn mit Gewalt und wider seinen Willen zum Pabst gemacht habe; daß die römische Kirche und der h. Peter abermal ihr ganzes Vertrauen auf den König der Franken sezten — und d. gl.

Ein böser Zufall wollte, daß Pipin grade zu der Zeit mit dem Herzog von Aquitanien Krieg hätte; die römischen Angelegenheiten blieben also bei Seite liegen. Indessen brach zu Rom eine gräßliche Verwirrung los. Man verschwur sich gegen den Toto und Constantin; jenen ermordete man, und diesen stekte man in ein Kloster. Waldipert, ein schwärmerischer Priester, benuzte diese Gelegenheit; er schleppte einen longobardischen Mönch, Philipp, in den Lateran, erklärte ihn zum Pabst, und schrie: Es lebe der Pabst Philipp, der h. Petrus hat ihn zum Pabst gemacht! Der gute Mönch rieb sich bei diesem Auftritt die Augen, denn er meinte, ein Nachtgesicht zu haben. Aber seine wenigen Anhänger betäubten ihn so lange mit ihren Versicherungen, bis er sich endlich dazu bequemte.

Nach ungefähr 24 Stunden aber hatte seine Würde ein Ende; man schritt zu einer förmlichen Wahl. Ein gewisser Stephanus, Priester zu Rom, gewann die Mehrheit der

Stimmen,

Stimmen, und Philipp kroch stillschweigend und wohl zufrieden in sein Kloster zurük, und dieß war für ihn ein sehr grosses Glük, denn er entgieng hiedurch jenen abscheulichen Mißhandlungen, welche Stephanus an dem Constantin und einigen andern ausüben ließ. Nicht genug, daß der feierlich entsezte Constantin in ein Kloster eingesperrt, daß er aus demselben wieder hervorgerissen, dem Frevel des Volks preisgegeben, und ihm die Augen ausgestochen wurden, so riß man auch einigen seiner Freunde die Zungen aus, und ließ sie vor Durst sterben. Das nämliche verübte man an dem Priester Waldipert.

Diese apostolisch brüderliche Korrektion, wobei weder Herrschsucht, noch unnatürliche Grausamkeit sich äußert, erklärt uns mittelst seines überfeinen Scharfsinns Baronius als ein Verhängniß des Himmels über die boshaften Leute, die einen Laien zum Pabst machen wollten.

Aber der Mißhandlungen war hiemit noch kein Ende. Stephanus hielt bald nach seiner Ordination, welche den 7. August im Jahr 768 geschah, zu Rom ein Concilium. Constantin wurde gleich an den beiden ersten Tagen zur Verantwortung vorgerufen. Man stellte ihn heftig darüber zur Rede, daß er

als ein Laie sich zum Bischof habe ordiniren lassen; er antwortete, dieß sei im Alterthum wohl öfter geschehen. Die versammelten Väter fanden in dieser Antwort ein so außerordentliches Verbrechen, daß sie den Constantin vor ihrem Angesicht jämmerlich schlagen, und dann mit Flüchen und Verwünschungen beladen aus der Versammlung hinauswerfen ließen. — Es kam bei diesem Concilium in einigen spätern Sitzungen zur Rede über den Bilderdienst; man bestättigte ihn, und verfluchte unter einem jenes Concilium von Constantinopel, wo 338 Bischöfe den Bilderdienst verworfen hatten.

Stephanus hatte, noch ehe dieses Concilium zusammentratt, nach dem Gebrauch seiner Vorgänger, einen sehr verbindlichen Brief an den Pipin geschikt. Die Legaten kamen aber mit der Nachricht zurük, daß Pipin todt sei. Er war, nach Erfechtung eines entscheidenden Sieges über den Herzog von Aquitanien den 23. September im Jahr 768 zu St. Denis nach einer siebenzehnjährigen Regierung und im 54. Jahre seines Alters an der Wassersucht gestorben. Rom hatte allerdings an ihm einen sehr grossen Beschützer und Wohlthäter verlohren. Aber auch in Frankreich fühlte man seinen Verlust sehr lebhaft; Adel und Volk sah seinen Tod

für ein trauriges Unglük an, denn ein so weiser, tapferer und unternehmender Mann hatte das fränkische Reich noch nicht regiert. Es scheint vielen merkwürdig, daß dieser Mann sehr klein von Person, und nicht einmal ganz fünf Fuß lang war; für diese wollen wir eine Anekdote anführen, die uns ein französischer Schriftsteller (Fauchet) aufbehalten hat. Pipin erfuhr, daß einige seiner vornehmsten Hofbedienten sich über das Zwergenmässige seiner Figur lustig gemacht hatten; Er veranstaltete ein Schauspiel, wo ein Löwe mit einem Stier kämpfen mußte; alle Hofleute erschienen dabei, und Pipin saß auf dem Throne. Als der Löwe sogleich über den Stier hinfiel, ihn zu Boden warf und zu erwürgen drohte, rief Pipin auf seine herumstehende Hofleute; Wer wagt es, diese Beute dem Löwen zu entreißen? Man rührte sich nicht. Nun muß ichs versuchen, sagte Pipin, stieg vom Thron, und gieng mit gezüktem Schwerdt auf die kämpfenden Thiere los. Der Löwe wollte eben den Stier loslassen und nach dem Pipin hinstürzen, als dieser ihm mit einem Streich den Kopf vom Rumpfe hieb. Die Hofleute staunten, und Pipin sagte ihnen ganz gelassen: David war ein kleiner Mann; auch Alexander war klein, aber sein Arm war stärker und sein Muth unerschrok-

erschrokner, als vieler seiner Offiziere, die an Grösse und Schönheit ihn übertrafen.

Die hinterlassenen Söhne des Pipin waren Karl und Karolomann; und diesen übergaben nach dem Tode des Vaters die Legaten das päbstliche Schreiben. Sie äußerten die verbindlichsten Gesinnungen gegen den römischen Stuhl, und versicherten, daß sie nicht minder wie ihr Vater den Nachfolger Petri in den erhaltenen Besitzungen nach allen ihren Kräften schützen wollten. Von dieser Zusage mußte Stephanus bald Gebrauch machen, denn es entspann sich zwischen ihm und dem König der Longobarden, der durchaus von dem ofterwähnten Traktat nichts wissen wollte, eine hitzige Fehde. Stephanus schrieb nach Frankreich um Hilfe, oder vielmehr um Rache wider den Desiderius. Da aber grade um diese Zeit die beiden Brüder wegen der Theilung ihrer Erbgüter in Unfrieden lebten, und zugleich wider die neuaufrührisch gewordenen Herzoge von Aquitanien und Baiern Krieg zu führen hatten, so konnte dem h. Vater diesmal nicht nach Wunsch gethan werden.

Desiderius, der lange genug zugesehen hatte, wie bisher die Päbste den Frankenkönig so ganz auf ihr Seite zogen, und wie

der

der gegenwärtige Pabst auf dem nämlichen Wege fortzugehen anfange, dachte mit Ernst auf ein Mittel, wie er die beiden jungen Könige von dem Pabst endlich abwendig machen, und in sein Interesse ziehen könnte. Die königliche Mutter Bertrade war bereits auf seiner Seite; und dieser machte er nun ingeheim den Antrag seinen Sohn Adalgisus mit ihrer Tochter Gisela zu vermählen; seine Tochter Desideria wünschte er aber mit einem der königlichen Söhne vermählt zu sehen. Jener Vorschlag kam nie in Erfüllung; aber dahin wurde Karl von seiner Mutter beredet, daß er seine rechtmässige Gemahlinn, Himiltrudis, die ihm bereits einen Sohn gezeugt hatte, verstieß, und die Desideria zur Ehe nahm.

So geheim auch diese Verhandlungen gepflogen wurden, so blieb die Sache dem Stephanus doch nicht verborgen. Sein ganzer Eifer entbrannte; er schrieb sogleich einen weitläufigen Brief an die beiden Könige, wovon wir einige Stellen anführen wollen. Im Eingang wird viel Böses von dem weiblichen Geschlecht überhaupt gesagt, wobei der Verführung im Paradiese nicht vergessen wird. Dann heißt es: „ Wir haben erfahren, „ was wir nicht anders als mit der grösten „ Herzensbeklemmung sagen können, daß der

„ Longo-

„ Longobardenkönig Desiderius Eure Exzel-
„ lenz (Vestram Excellentiam) dahin zu
„ beschwätzen gewußt habe, daß einer von
„ Euch seine Tochter zur Ehe nehmen will.
„ Wenn das sich wirklich so verhält, so scheint
„ es im eigentlichen Sinne eine Eingebung
„ des Teufels zu sein, nicht sowohl eine
„ Eheverbindung, als ein Bündniß der bos-
„ haftesten Erfindung. Wie häufig belehrt
„ uns die göttliche Schrift, daß man durch
„ solche Vermischung mit fremden Völkern
„ die Wege des Herrn verlassen und sich al-
„ len Lastern ergeben hat! Wie kann denn
„ wohl solcher Unsinn gedacht werden, daß
„ eine so vortrefliche und über alle Völker
„ der Erde erhabne Nation, wie die fran-
„ zösische, sich mit dem treulosen und stinken-
„ den Gesindel der Longobarden beflekken mö-
„ ge; diesem Gesindel, das gar nicht den
„ Namen einer Nation verdient, denn es
„ ist zuverlässig, daß von ihm der Aussatz
„ seinen Ursprung hat. Kein vernünftiger
„ Mensch wird sich das je einbilden können,
„ daß so hoch berühmte Könige mit einem
„ so abscheulichen Schandflek sich beschmitzen
„ wollten; denn wie käme das Licht mit der
„ Finsterniß, der Glaube mit dem Unglau-
„ ben zusammen! — Wo habt ihr ein Bei-
„ spiel, daß je einer Eurer glorreichen Anher-
„ ren sich mit dem abscheulichen Volk der Lon-

„ den

„ Gebarden bemakelt habe, so wie man Euch
„ jezt dahin zu bereden sucht! — — Eure
„ Exzellenz sollen sich erinnern, daß Ihr dem
„ h. Petrus und seinem Statthalter mit ei-
„ nem Eide zugesagt habt, seine Freunde
„ als die Eurigen, aber auch seine Feinde als
„ Eure Feinde zu behandeln. Wie könnt
„ ihr also nun zum Verderben Eurer Seele
„ mit unsern Feinden Euch wider uns verbin-
„ den? Denn ihr wißt ja doch, daß dieses
„ treulose Volk beständig die Kirche Gottes
„ beunruhiget und Einfälle in unsre römi-
„ sche Provinz wagt!“ Der Schluß die-
ses Briefes lautet so: „ Sollte aber jemand
„ diesen unsern Ermahnungen entgegen han-
„ deln, so soll er wissen, daß er durch die
„ Authorität unsers Herrn, des h. Petrus
„ ins Anathema fällt, vom Himmelreich aus-
„ geschlossen, und mit den Teufeln in der
„ Hölle zum ewigen Feuer verdammt ist!“

Diesen Aeußerungen zu Folge sollte es fast unmöglich scheinen, daß Stephanus je die Einwilligung zu Karls Verheurathung mit der Desideria hätte geben mögen. Indessen wird ganz zuversichtlich erzählt *), daß Karls Mutter, die sichs ungemein angelegen sein ließ, diese Verbindung zu bewerkstelligen, den König der Longobarden dahin bewogen

habe,

*) Petavius annal. ad ann. 770.

habe, einige Städte dem Pabst zurükzugeben; wodurch dieser so besänftiget wurde, daß er bei der Heurath wenigstens durch die Finger sah. Viele fromme Leute nahmen an dieser Heurath grosses Aergerniß, und vielleicht wurde dadurch Karl bewogen, nach einem Jahr seine neue Gemahlinn ihrem Vater Desiderius wieder heimzuschikken.

Stephanus starb den 2. Jenner im Jahr 772; er hatte 3 Jahr, 5 Monate 20 Tage die päbstliche Würde begleitet. Man weiß von ihm, daß er die sieben vornehmsten Bischöfe, welche in der Nähe von Rom ihre Bisthümer hatten, Cardinalbischöfe nannte. Diese Benennung wurde zugleich auf die ersten Priester und Diaconen ausgedehnt.

XCVI.

Hadrianus.

(772.)

Sieben Tage nach dem Tode des Stephanus wurde Hadrianus, oder, wie ihn einige nennen, Adrianus, ein Cardinaldiacon der römischen Kirche zum Pabst gewählt. Er war

war ein Römer von Geburt und von sehr ansehnlicher Familie.

Diesem Pabst war es vorbehalten, den Untergang des longobardischen Reichs zu veranlassen. Es ist bereits gesagt worden, daß der König Karl die Desideria ihrem Vater nach einem Jahr zurükschikte. Diese unwürdige Behandlung entflammte den ganzen Zorn des Longobardenkönigs. Er hatte schon vordem die verwittibte Gemahlinn des verstorbenen Karolomanns, Gilberg, und ihre beiden Söhne bei sich aufgenommen, jetzt ließ er laut erklären, daß diese Söhne Karolomanns die gerechtesten Ansprüche auf die Güter ihres Vaters hätten, die Karl sich bereits zugeeignet hatte. Er suchte sich in dieser Absicht in Frankreich Partheien zu verschaffen, aber am nothwendigsten schien es ihm, den Pabst in dieß Unternehmen zu verwikkeln. Er schikte deswegen eine ansehnliche Gesandtschaft nach Rom, und ließ dem Hadrian alle erdenkliche Vorstellungen machen, um ihn für die gerechte Sache der Kinder Karolomanns einzunehmen.

Hadrian sah, daß man ihn hier in eine gefährliche Falle führte. Freilich verkannte er die Rechte nicht, welche Karolomanns Kinder

Kinder auf das Erbe ihres Vaters hatten. Aber unmöglich war es ihm doch, mit Karln so gradehin sich zu verfeinden. Seine Klugheit ließ ihn also den feinen Kunstgriff erfinden, daß er eines Theils sogleich unter der Hand an Karl von dem ganzen Beginnen des Desiderius Nachricht gab; und andern Theils durch die Gesandten dem Longobardenkönig bedeuten ließ: Er sei eben nicht ungeneigt, dem billigen Begehren ihres Herrn zu willfahren, wenn anders allem bevor damit angefangen würde, daß die Longobarden dem römischen Stuhl alle diejenigen Städte und Plätze zurüklieferten, die unter den vorigen Päbsten ihm entrissen worden waren.

Desiderius merkte, daß er es mit einem Mann zu thun habe, mit dem durch den Weg der Unterhandlung nicht viel auszurichten sein würde. Er grif zu den Waffen, rükte in das Gebiet von Ravenna ein, nahm verschiedene Plätze weg, und schnitt der Stadt Ravenna die Einfuhr der Lebensmittel ab. Man wendete sich in dieser Noth an den Pabst, der sogleich dem Desiderius seine Feindseligkeiten hart verweisen und ihn zur Ruhe ermahnen ließ. Desiderius versprach Frieden, wenn der Pabst in sein Begehren willigte, und Karolomanns Söhne als Erben

ben ihres väterlichen Königreichs krönte. Hadrian bestand aber neuerdings darauf, daß dem h. Petrus erst die weggenommenen Plätze zurükgegeben werden müßten, ehe sich von der Sache mit Ernst reden lasse.

Es war zu vermuthen, daß Desiderius diese Antwort übel aufnehmen würde, deswegen schrieb Hadrian in möglichster Eile an Karln; er sagte in seinem Briefe wie gewöhnlich viel Böses von den Longobarden, und vergaß vorzüglich nicht, zu bemerken: daß Desiderius nur darum so feindselig handle, weil er, Hadrian, es so treu mit Karln halte. Karl konnte nicht auf der Stelle den Wünschen des Pabsts zu Diensten sein, weil er eben im Begriff war, mit dem Degen in der Hand die Sachsen zum christlichen Glauben zu bekehren. Er schikte indessen doch Gesandte nach Rom, die dem Pabst die Versicherung geben mußten, wie heilig ihm das Versprechen seines Schutzes sei, und daß er nächstens selbst nach Italien kommen werde, die Longobarden zu paaren zu treiben.

Desiderius war bereits bis Rom vorgedrungen. Ehe er sich der Stadt näherte, ließ er seinen vorigen Antrag beim Pabst wiederholen, und ihn zu einer Unterredung ins Lager bitten. Hadrian gab seine gewöhn-

liche Antwort, daß vor Auslieferung der weggenommenen Plätze an nichts zu denken sei. Diese hartnäkkige Standhaftigkeit brachte den Desiderius so auf, daß er sogleich Befehl gab, alle mögliche Feindseligkeiten im römischen Gebiet zu verüben. Da der Pabst keine Soldaten hatte, die den Longobarden hätten die Spitze bieten können, so beschloß er, zu versuchen, ob seine apostolische Macht nicht stark genug sein würde, die Feinde zu bezähmen; er sprach ein schrekliches Anathema über den Desiderius aus, und drohte ihm mit der fürchterlichen Rache des Himmels und des h. Petrus, wenn er es wagen würde, die Stadt Rom ferner zu beunruhigen.

Mirakel! ruft hier Baronius aus; siehst du lieber Leser, sagt er, wie die Gewalt der Exkommunikation einen wüthenden König bändigen und seinen feindseligen Unternehmungen Einhalt thun konnte! So kräftig war damals dieser Donner, der wie von Gottes Thron aus dem Stuhl Petri mit grossem Krachen geschleudert zu werden pflegte! — Wir wissen nicht genau, nach welchen Kennzeichen Baronius hier sein Mirakel beurtheilt; aber so viel ist gewiß, daß Desiderius wirklich nach Pavia zurükkehrte; eine Begebenheit, wobei sehr natürlich die Betrachtung gemacht werden muß, daß an der

so

so hoch gewachsenen Pabstmacht grossentheils die weltlichen Fürsten selbst Schuld sind, indem selbst diejenigen, denen es sonst an Muth und Geist nicht fehlte, am Ende doch geduldig zu Kreuze krochen, wenn das Anathema über ihren Häuptern schwebte.

Zwar hätte man doch einigen Grund in das Exkommunikationsmirakel des Baronius Mißtrauen zu setzen, wenn man weiß, daß Desiderius, da er vor Rom stand, bereits erfahren haben konnte, daß Karl im Anmarsch nach Italien begriffen sei. Er bedurfte da eben keines Anathema, um sich mit einem Theil seiner Armee in der Stadt Pavia sicher zu legen, und mit dem Kern derselben die Päße der Alpen zu besetzen, damit Karln die Lust vergehe, diese Gebirge zu übersteigen; wirklich fand auch Karl hier alle die Hindernisse, die ihm die Natur, und die wachsame Tapferkeit der Longobarden nur immer machen konnte. In einigen Angriffen wurden die Franken so kräftig zurükgewiesen, daß in einem Kriegsrathe Karls Generale dahin stimmten: es würde besser sein, mit dem Desiderius friedliche Unterhandlungen zu pflegen, denn es sei schlechterdings nicht möglich, die Feinde aus ihren festen Verschanzungen und ihrem unzugänglichen Hinterhalt zu vertreiben. Karl willigte in diesen Vorschlag,

schlag, und es wurden Abgeordnete mit sehr billigen und annehmenswürdigen Friedensbedingungen an den Desiderius geschikt. Aber eben diese Nachgiebigkeit machte ihn so zuversichtlich, daß er schlechterdings alles abschlug. Karl verlohr über diese Widerspenstigkeit die Geduld; er sann auf Mittel, die Feinde zu überlisten. Es gelang, daß einige seiner Soldaten durch aufgespürte heimliche Wege eine Bahn über die Gebirge fanden, den Feinden unvermerkt in den Rükken fielen, sie zerstreuten und, weil diese vermuthet haben mochten, die ganze fränkische Armee falle aus dem Hinterhalt über sie her, bis Pavia fliehen machten.

Mirakel! ruft hier Baronius neuerdings. Nicht Karls Klugheit, nicht der Longobarden leichtgläubige Unklugheit war es, wodurch diese schwere Unternehmung glükte, sondern — wie der Annalist auf das Wort des Anastasius Bibliothekarius versichert — der Himmel hatte sich ins Mittel gelegt; er, der Himmel, hatte die Feinde des h. Petrus mit Blindheit geschlagen, sie verwirrt, sie in Schrekken gesezt, und den Freunden des h. Vaters Thor und Riegel geöfnet!

Pavia wurde nun belagert. Man wehrte sich in der Stadt so tapfer, daß Karl, so

wüthend

wüthend er auch gegen die Mauern stürmte, vor der Hand nichts ausrichtete. Er ließ Truppen zurük, die mit der Belagerung fortfuhren, und zog nach Verona, wo Karolomanns Wittwe mit ihren Kindern unter dem Schutz der Longobarden sich befand. Adalgisus, des Desiderius Sohn, vertheidigte diese Stadt. Die Lebensmittel fiengen aber bald an darinn zu fehlen, und so nahm Adalgisus den Entschluß, in der Nacht zu entfliehen. Sein Anschlag gelang ihm; er kam glüklich nach Constantinopel; und Verona ergab sich nun ohne weiters an den Sieger. Die Wittwe Karolomanns und ihre Söhne ließ Karl dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach für beständig in ein Kloster einsperren, denn daß sie wären auf seinen Befehl ermordet worden, kann nicht mit Grund bewiesen werden, obschon ihm jenes Betragen ebenfalls zu keiner besondern Ehre gereicht. Nach diesem Siege gieng Karl nach Pavia zurük. Die Belagerung begann wieder mit verdoppelter Stärke. Aber Desiderius wehrte sich so tapfer, daß Karln, ehe Pavia sich ihm ergeben würde, noch Zeit übrig blieb, während der fortdauernden Belagerung nach Rom zu reisen, und dort das Weihnachtfest zu feiern.

Diese Reise geschah im Jahr 773. Der Pabst hatte nicht sobald von Karls Vorsatz gehört, als er alle mögliche Anstalten treffen ließ, den Frankenkönig mit der höchsten Feierlichkeit in Rom zu empfangen. Dreissig Meilen weit mußten die Richter der Stadt Rom mit ihren Fahnen und Ehrenzeichen Karln entgegen reisen. Nahe vor den Thören erwartete die Miliz und eine Prozession Kinder, welche Oelzweige trugen, und Loblieder sangen, den König. Auch eine Menge Kruzifixe wurden ihm entgegen getragen. Als Karl diese erblikte, stieg er vom Pferde, und gieng zu Fuß bis in den Vatican. An der Stiege blieb er stehen, kniete dann nieder, küßte die erste Stuffe, und so weiter Stuffe nach Stuffe bis zur Kirchenthüre. Hier hatte der Pabst bereits in Pontificalibus und seinem prächtigsten Schmuk den König erwartet; sie umarmten sich, und giengen Hand in Hand zum Grab des h. Petrus, während dem von der Klerisei und dem Volk laut gesungen wurde: Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn. Karl pflegte nun seiner Andacht; er dankte in Gemeinschaft des Pabstes Gott für die glüklich erhaltenen Vortheile über die Longobarden. Hiernächst schwuren beide über dem Körper des h. Petrus sich ewige Freundschaft.

Hadrian kannte seinen Gast zu gut, daß er ihm nicht gerade diejenigen Vergnügungen hätte verschaffen sollen, die ihm die angenehmsten waren. Andacht und Ehrgeiz hatten Karln nach Rom gebracht, und so führte ihn der Pabst in alle vorzüglichen Kirchen, Kapellen und Reliquiarien in und vor der Stadt herum; und wo er hinkam, mußte alles, was sich bewegen konnte, dem größten Beschützer des h. Petrus eine fast abgöttische Verehrung bezeigen. Hiedurch gewann Hadrian auf die leichteste Art dasjenige, was ihm vorzüglich am Herzen lag: die Bestätigung der Donation des Pipins, und die feierliche Zusage, daß sogleich alle dem h. Petrus laut dieser Donation zugehörige Städte und Plätze, die bis jezt in den Händen der Longobarden waren, zurükgegeben werden sollten. Es versteht sich, daß Hadrian es bei dieser Gelegenheit nicht daran fehlen ließ, sehr schöne Sachen von der Gnade des Himmels und des h. Petrus, von der ewigen Glükseligkeit, und besonders von dem vortreflichen Herzen, den außerordentlichen Geistesgaben und den bewundernswürdigen Tugenden des Königs der Franken zu Tage zu legen — und sein Erkenntlichkeitseifer soll nach der Versicherung mancher nicht unglaubwürdiger Schriftsteller so lebhaft gewesen sein, daß er zu Rom ein Concilium von

153 Bischöfen versammelte, wo Karln das Recht der Pabsterwählung und der Investitur seiner Bischöfe zuerkannt wurde.

Gradeswegs von dieser Wallfahrt zog Karl wieder nach Pavia zurük. Die Angriffe wurden nun bei Tag und Nacht fortgesezt. Aber vielleicht hätte Karl noch einige Zeit auf die Eroberung der Stadt warten müssen, wenn nicht — und wundern muß man sich, daß bei diesem Vorfall Baronius nicht auf Wunder gedacht hat — in der Stadt eine fürchterliche Seuche ausgebrochen wär. Das Sterben wurde häufig; das Volk wurde schwach und muthlos; und Desiderius hatte keine andere Wahl, als die Stadt, sein Reich, sich und seine ganze Familie in Karls Hände zu überliefern. Karl war dann auch so großmüthig, seinem ehemaligen Schwiegervater, einem rechtmässigen Könige — keine Hufe Landes von seinem ganzen Königreiche zu lassen, sondern ihm — das Leben zu schenken, und mit seiner Familie ihn lebenslänglich in ein festes Kloster einzusperren.

Hadrian hatte das unaussprechliche Vergnügen, einen Fürsten mit seinem Volke gedemüthigt und zertretten zu sehen, dessen Bestreben immer dahin gegangen war, Rom und

seinen Stolz so viel möglich in Schranken zu halten. Er bekam ohne Anstand seinen rechtmässigen Theil von der Beute; er dankte seinem Freunde Karl mit sehr süssen Ausdrükken; und der neue Longobardenkönig, wozu sich Karl im Städtchen Modastia in aller Eile hatte krönen lassen, zog mit den glorreichen Lorbeern des Sieges um die Schläfe über die Alpen zurük, im Begriff, seine mächtigen Waffen die unruhigen Sachsen mit neuem Nachdruk fühlen zu lassen.

Wirklich hatte dieses in sein Heidenthum so äußerst verliebte Volk während der Abwesenheit seines Bekehrers den Gehorsam und das ihm mit dem Schwerdt gepredigte Christenthum abgeworfen. Karl fand also neue Arbeit, und da er sich einmal vorgenommen hatte, die Sachsen, es möge kosten was es wolle, zu bändigen, so hatte er zu sehr alle Hände voll zu thun, daß es ihm möglich gewesen wär, nach Italien zu kommen, obschon Hadrian aufs flehentlichste sich dieß neuerdings erbat, und zwar aus folgender Ursache.

Der Erzbischof von Ravenna, Leo, fand es bald nach Karls Abzug aus Italien für gut, sich zum Herrn des eroberten Exarchats aufzuwerfen; er bemächtigte sich al-

ler darin gelegenen Städte, und ließ die Beamten des Pabsts in Gefängnisse stekken. Es ist ganz natürlich, daß ein solches Benehmen dem Pabst, der nun eben die reife Frucht seiner rastlosen Bemühungen in ruhiger Herrlichkeit genießen wollte, außerordentlichen Verdruß machen mußte; sein Brief an Karln war deshalb auch in der höchsten Bitterkeit seiner Seele geschrieben; er nennt den Leo einen niederträchtigen, abscheulichen Menschen (nefandissimum) und sagt überhaupt viel Böses von ihm. Aber Karl konnte so geschwind nicht helfen; und Hadrian mußte sich bis ans Ende des Jahrs 775 zur Geduld bequemen, wo Karl durch den rebellisch gewordenen Herzog von Friuli, Rothgaud, weit dringender, als durch Hadrians Wehklagen, bewogen wurde, noch einmal in Italien Lorbeern zu holen. Er bezähmte die Rebellen, und Rothgaud verlohr den Kopf. Hadrian erwartete nun mit Sehnsucht seinen siegreichen Beschützer bald in Rom zu sehen. Aber die Sachsen hatten sich neuerdings empört. Karl mußte eilfertig zurük, und er konnte nichts weiter, als den Pabst durch einige Gesandten trösten lassen.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Pabst und dem Erzbischof von Ravenna dauerten nun

nun fort. Beide haßten und ärgerten sich, so gut sie konnten. Leo spielte den regierenden Fürsten in seinem Exarchat, und Hadrian mußte sich begnügen, von Zeit zu Zeit klägliche Briefe an Karln zu schikken, die aber ohne Wirkung blieben, denn Karl war jezt mehr als je mit der Bekehrung der Sachsen und den innern Angelegenheiten Deutschlands beschäftigt. Erst im Jahr 780 wurde dem Streit ein Ende gemacht, wie wir weiter unten hören werden.

Der Tod des Kaisers Constantin Copronianus muß hier bemerket werden; er fällt in das Jahr 775. Wir halten uns nicht dabei auf, scharfsinnig zu untersuchen, wie gut oder wie böse dieser Regent war. Gelästert ist er in allen Zeiten genug worden, und zwar auf eine so abgeschmakte und gallsüchtige Art, daß man hinlänglichen Grund zu finden glaubt, ihn bei weitem für das nicht zu halten, wozu ihn seine Feinde gemacht haben. Das Schikfal der Fürsten jener Zeiten, sagt ein deutscher Schriftsteller sehr treffend, war in allem Betracht sehr traurig thaten sie denen was zu Leide, die sich für die wahre Kirche und für den Augapfel Gottes ansahen, oder widersezten sie sich ihrem Aberglauben, so waren sie wie vogelfrei, und wurden bei der Nachkommen-

schaft

schaft durch Schimpfnamen und lügenhafte Erzählungen prostituirt. Die Mönche waren damals fast die einzigen, und so zu sagen, die privilegirten Geschichtschreiber, und die Geschichte wurde das Spiel ihrer gereizten Leidenschaften. Da wegen Mangel der Druckereien ihre Geburten nicht häufig ans Licht tretten konnten, so lagen sie in den Klöstern lange verstekt. Hätten sie bekannt werden können, da noch lebende Zeugen vorhanden waren, so würde mancher längst als ein Lästerer vergessen sein, der jezt im Baronius als ein Zeuge der Wahrheit auftretten darf. — Constantin war 56 Jahr alt. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leo, der sich bereits im Jahr 769 mit einer Athenienserinn, Namens Irene, vermählet hatte. Er zeugte mit ihr einen Sohn, Constantin. Seine Regierung dauerte nur fünf Jahre, und man erzählt, Irene sei an seinem Tode nicht ganz schuldlos gewesen.

Im Occident ereignete sich bis aufs J. 781 nichts Wichtiges, woran Hadrian Theil genommen hätte. Seine Geschäfte bestanden fast nur allein im beständigen Briefschreiben und in Gesandtschaftsschikkereien an Karl. Jezt waren endlich die Sachsen wieder gebändigt, und Karl fand Musse, eine Reise nach Rom zu machen, um dort das Osterfest

zu

zu feiern. Er nahm seine neue Gemahlinn Hildegard, und die beiden von ihr gezeugten Söhne, Karolomann und Ludwig, mit sich. Hadrian hatte es eben so wenig als das vorigemal daran fehlen lassen, Karls Einzug, so viel möglich, prächtig zu machen. Die Hauptabsicht dieser Reise war, daß Karolomann, obschon er bereits vier Jahr alt war, von dem Pabst getauft werden sollte. Die Ceremonie wurde am Ostertage verrichtet; Hadrian taufte selbst, und weil er zugleich Pathenstelle vertrat, so änderte er den Namen Karolomann in Pipin um; Karl hatte nun zwei Söhne gleichen Namens.

Die Königinn, der daran gelegen war, daß ihre Söhne bei Zeiten ihr gutes Erbtheil in Sicherheit brächten, hatte Karln vermocht, daß er den Pabst auch zur Salbung derselben berede. Hadrian willigte gern ein, und Karolomann-Pipin wurde zum König der Lombardei, Ludwig aber, der 3 Jahr alt war, zum König von Aquitanien gemacht. Diese Gefälligkeiten verdienten es allerdings, daß der römische Stuhl den Besitz seiner Güter zurük erhielt; und man weiß, daß von dieser Zeit an der Erzbischof von Ravenna seiner angemaßten Ansprüche sich begab.

Im Jahr 782 verbreitete sich von Spanien aus eine gefährliche Ketzerei. Zwei spanische Bischöfe, Felix und Elig andus, waren der Meinung: Christus sei nicht ein natürlicher Sohn Gottes, sondern nur adoptirt, nur so genannt. Diese Lehre drang bis nach Deutschland herein, und in Frankreich grif sie sehr um sich. Hadrian gab sich viele Mühe sie zu unterdrükken; er schrieb einen weitläufigen Brief an die sämmtlichen spanischen Bischöfe. Da aber das Unkraut von Zeit zu Zeit weiter fortwuchs, so wurde endlich im Jahr 792 ein Sinod zu Regensburg versammelt, wo man diese Ketzerei feierlich verdammte, ohne daß deswegen die beiden Irrlehrer ihre Meinungen mit Ernst geändert hätten.

Hadrian sollte das Vergnügen erleben, daß im Orient die Unruhen der Bilderstürmerei endlich gedämpft würden. Die Kaiserinn Irene führte bei der Minderjährigkeit ihres Sohnes Constantin die Regierung. Sie heißt bei sehr vielen Schriftstellern eine gottselige Frau, und zwar darum, weil sie den Bilderdienst sehr eifrig in Schutz nahm. Ihre Absichten wurden durch den Tod des Constantinopolitanischen Patriarchen Paulus sehr begünstigt; denn dieser Mann, ein grosser Bilderfeind, bekehrte sich auf seinem

Sterbe-

Sterbebett; er sagte auf die beweglichste Art so nachdrükliche Dinge von der Rechtmässigkeit der Bilderverehrung, daß die Gesinnungen zu Constantinopel auf einmal eine ganz andere Wendung nahmen. Nach seinem Tode hatte man Mühe, einen neuen Patriarchen zu finden; Niemand wollte unter so bedenklichen Umständen dieses schwere Amt auf sich laden. Die Wahl fiel endlich auf einen gewissen Tarasius. Nebst andern Gründen, warum er das Patriarchat ausschlagen müsse, führte dieser an, daß er um so weniger dazu tauglich sei, weil er ein Laie wär. Aber endlich mußte er sich doch bequemen, und er that es unter der einzigen Bedingung, daß sogleich zu einem allgemeinen Concilium Anstalt gemacht werde.

Man war mit diesem Vorschlag zufrieden. An alle Bischöfe ergiengen sogleich Befehle; und an den Pabst wurde im Namen der Kaiserinn und ihres Sohns ein Schreiben abgeschikt, worinn man ihn zum Concilium einlud, oder Legaten hinzusenden bat. Hadrian billigte das Unternehmen, und gab in seinem Antwortschreiben mancherlei Verhaltungsregeln an die Hand. Da ihm aber noch einige andere Dinge am Herzen lagen, so benuzte er diese Gelegenheit, auch Folgen-

Folgendes an die Kaiserinn zu schreiben:
„ Wir bitten Euch, damit Ihr dem h. Pe-
„ trus seine Güter, die zur Kirchenbeleuch-
„ tung gewidmet sind, zurükgebet; desglei-
„ chen, damit Ihr uns der Tradition ge-
„ mäß jenes Recht wieder zutheilet, ver-
„ möge dessen die Euch untergebenen Bi-
„ schöfe von uns konsekrirt werden müssen...
„ Es ist uns ferner sehr auffallend gewesen,
„ da wir gesehen haben, daß Ihr in Eurem
„ Briefe dem Tarasius den Titel eines all-
„ gemeinen Patriarchen beilegt. Dem Pa-
„ triarchen von Constantinopel gehört aber
„ ohne Beistimmung unsers Stuhls nicht
„ einmal der zweite Platz. Wie aber,
„ wenn er ein allgemeiner Patriarch ist, so
„ so hätte er ja auch den Vorrang über uns-
„ re Kirche? Uiber eine solche Hoffart
„ müßten wohl alle Christen lachen. —
„ Auch das hat uns mißfallen, daß Tara-
„ sius so geschwind aus dem Laienstande bis
„ zur Patriarchenwürde erhoben worden ist.
„ Dieß widerspricht schlechterdings den
„ Kirchengesetzen; und wir hätten nie
„ unsre Einwilligung hiezu gegeben, wenn
„ wir uns nicht versprächen, daß er Alles
„ anwenden wird, den Bilderdienst wie-
„ der herzustellen.“ Endlich heißt es in
diesem Briefe noch: „Die kaiserlichen Ma-
„ jestäten sollten sich den Frankenkönig Karl

„ zu ihrem Muster nehmen, der nach un-
„ serm Rath und Willen dem h. Petrus
„ die von den Longobarden entrissenen Plä-
„ tze wieder zugestellt hat, und noch täglich
„ die römische Kirche reichlich mit Gold und
„ Silber beschenkt. “

Die päbstlichen Legaten kamen nach Constantinopel, die Legaten der orientalischen Patriarchen fanden sich auch ein; die Mönche schikten aus ihren Einöden ebenfalls ihre Deputirte, es versammelten sich viele Bischöfe, und den 17. August im Jahr 786 nahm das Concilium seinen Anfang. Die Bilderfeinde, deren sich sehr viele unter der kaiserlichen Leibwache befanden, hatten schon ihren Entschluß genommen, das Concilium zu verjagen. Sie brachen, da man eben die erste feierliche Session hielt, in die Kirche ein, zerstreuten die versammelten Väter, und giengen überhaupt den Bilderfreunden hart zu Leibe. Die päbstlichen Legaten nahmen diese Mißhandlungen sehr übel; sie waren schon im Begriff, wieder nach Rom zu reisen. Die Kaiserinn besänftigte sie aber, und es wurde der Antrag gemacht, das Concilium nach Nicäa zu verlegen.

Hier begann es auch wirklich im Jahr 787 den 24. September. Man hielt sieben

Sessionen. Da dieses Concilium das siebente ökumenische heißt, so wollen wir die wichtigsten Verhandlungen desselben anführen. Es waren 350 Bischöfe versammelt. Der Patriarch Tarasius hatte den Vorsitz.

In der ersten Session las man die kaiserlichen Schreiben, worinn die Ursachen angeführt waren, warum ein Concilium gehalten werden müsse. Einige sogenannte ketzerische Bischöfe legten ein orthodoxes Glaubensbekenntniß ab, und bequemten sich fortan zum Bilderdienst; sie bestättigten ihre Rechtgläubigkeit durch ein zehnfaches Anathema. Ihrem Beispiel folgten in der zweiten und dritten Session einige andere Bischöfe. In der vierten Session wurden die Beweise zusammengeholt, daß, wer die Bilder verehrt, ein guter Christ, und wer sie nicht ehrt, ein Ketzer sei. Die Bibel, die Schriften der Väter, sogar die Legenden der Mönche mußten solche Beweise hergeben; wer ein Mirakel von einem Bilde wußte, war mit seiner Erzählung sehr willkommen, und man erzählte wirklich verschiedene, die mit grossem Beifall aufgenommen wurden. In der fünften Session waren schon hinlängliche Gründe vorhanden, die Bilderfeinde für noch abscheulichere Leute zu halten, als Juden, Samaritanen, Heiden, Mahometaner,

ner, und Manichäer. In der sechsten Sessi-
sion suchte man alles dasjenige zu widerlegen
und unzustossen, was das unter dem Kaiser
Constantin zu Constantinopel im Jahr 754
versammelte Concilium festgesezt hatte. In
der siebenten Session kam es zur endlichen
Entscheidung, welche darinn bestand: daß es
Glaubenspflicht sei, die Bilder anzubeten,
zu ehren, zu küssen, u. s. w. und daß je-
derman, der anders dächte und thäte, ver-
flucht sei. Die Akten wurden nebst den Bi-
schöfen auch von der Kaiserinn und dem Kai-
ser unterschrieben In einem Briefe gab
man dem Pabst Nachricht von allem, was
geschehen war. Zu Constantinopel wurden
von der Stunde alle Gassen, Plätze, Kir-
chen und Häuser mit Statuen und Gemähl-
den der Heiligen angefüllt.

So hatte dann durch die thätige Bei-
wirkung des kaiserlichen Hofes die Recht-
gläubigkeit im Orient ihren Sieg gewonnen.
Im Occident war in einer gleichen Absicht
Karl während dem nicht müssig gewesen.
Die götzensüchtigen Sachsen empfanden die
ganze Kraft seines apostolischen Schwerdt-
eifers. Er ließ bei einer gewissen Gelegen-
heit 4500 derselben unbarmherzig niedersä-
beln. Ihr Heersführer Wittekind mußte
ihm ausgeliefert werden; man taufte den

hartsin-

hartsinnigen Heiden, und alles Volk bequemte sich nach dem Beispiel ihres Feldherrn.

Einige Händel in Italien verschafften im Jahr 787 dem Pabst das Vergnügen, seinen Freund Karl das drittemal in Rom zu sehen. Der Herzog von Benevent, Arigis, hatte insgeheim mit den Griechen ernsthafte Abrede genommen, die Franken aus Italien zu jagen. Karln war dieser Anschlag nicht unbekannt geblieben. Arigis erschrak, als er Karls Ankunft zu Rom erfuhr; er schikte seinen Sohn Romuald an ihn, ließ um Verzeihung bitten, und versicherte, sich künftig ruhig zu halten. Karl begnügte sich damit. Hadrian war aber der Meinung, der rebellische Herzog müsse gezüchtigt werden; man brach also in sein Herzogthum, sengte und brennte, nahm verschiedene Städte weg, und Arigis wiederholte in der Bitterkeit seines Herzens durch feindlichen Zwang ein Versprechen, das er vorhin bereits freiwillig gethan hatte. Hadrian hatte aber nicht ohne gute Ursachen Karln zu diesen Feindseligkeiten vermocht; er wußte, daß auch ihm etwas von der Beute zu Theil werden würde: Karl schenkte auch wirklich dem h. Petrus die Städte Sora, Arces, Aquinum, Arpinum, Theanum und Capua.

Hadri-

Hadrian, der das Nicäische Concilium bestättigt hatte, mußte es sich angelegen sein lassen, die Entscheidungen desselben auch im Occident geltend zu machen. Er schikte die Akten davon sehr bald Karln zu, in der festen Meinung, man werde sie in Frankreich mit aller Willfährigkeit annehmen. Aber dießmal hatte er sich geirrt. Karl war der erste, der sich laut dagegen erklärte. Sein Eifer gieng so weit, daß er eine schriftliche Widerlegung, die unter dem Namen der Karolinischen Bücher bekannt ist, machte oder machen ließ. In der Vorrede dieses Werks sagt er: „ Da die Akten dieses Conciliums, „ worinn keine Beredsamkeit, und fast kein „ gesunder Menschenverstand anzutreffen ist, „ in unsere Hände gekommen, so sehen wir „ uns genöthigt, die auffallenden Irrthümer darin zu widerlegen, damit unsere „ Schrift für die, welche leicht verführt „ werden könnten, statt eines Gegengifts „ diene. — — Die Väter dieses Conciliums, die keinen Unterschied zwischen dem „ Gebrauch und der Anbetung der Bilder „ machen, ziehen aus den Stellen der h. „ Schrift und der Väter den unüberlegten „ Schluß: daß wir die Bilder ehren und „ anbeten müßten. Wir beten nur Gott „ allein an, und gegen die Heiligen bezeugen wir uns der Tradition gemäß ehrerbietig.

„ Wir

„ Wir dulden ihre Bilder als Zierathen in „ unsern Kirchen. Den abgeschmakten Si„ nod aber, der uns die Anbetung der Bil„ der gebieten will, verwerfen wir schlech„ terdings, und haben ihn, so weit einiger „ Sinn aus der verwirrten Sprache heraus„ zubringen ist, gänzlich widerlegt. “

In diesem nachdrüklichen Tone werden die Nicäischen Schlüsse vom Anfang bis zum Ende durchgemustert. Karl kann sich gar nicht genug wundern, wie man so unwissend, so leichtgläubig, so übermüthig bei den Entscheidungen habe zu Werke gehen können; er lacht über die albernen Märchen, durch die man sich von lügenhaften Mönchen hintergehen ließ; er kann nicht begreifen, wie man es wagen durfte, die Schriftstellen so eigenmächtig zu deuten, zu verzerren, zu verschnitzeln. Welche Raserei, sagt er, welcher Unsinn, daß eine Kirche alle andere Kirchen mit dem Anathema belegen will! Dieß ist ein Fluch ohne Vernunft, ein Zorn ohne Macht, eine Verurtheilung ohne Ansehen!

Der Pabst erhielt die Abschrift dieses Werks. Seine Befremdung war eben so groß als seine Verlegenheit. Recht durfte Karl nicht haben, sonst wäre dem römischen

Stuhl

Stuhl und seiner Infallibilität mächtiger Eintrag geschehen; und Karln nach aller Stärke zu widerlegen, war auch nicht rathsam, denn wie leicht hätte der eifersüchtige Frankenkönig die Partheinehmung der Griechen schief auslegen und dem h. Petrus weniger ergeben bleiben können. Die Antwort wurde also ein Gewebe theologischer Sophistereien, worinn, nach dem Ausspruch der gallikanischen Kirche auf einem Pariser Concilium, viele ungereimte und widersprechende Sätze vorkommen, die einer strengen Censur bedürften.

Es war aber Karln noch nicht genug, ein Buch gegen die Bilderanbetung geschrieben zu haben. Er ließ die Sache feierlich auf dem durch ihn veranstalteten Concilium zu Frankfurt am Main, welches im Jahr 794 hauptsächlich wegen der Felicianischen Ketzerei gehalten wurde, untersuchen. Die versammelten Bischöfe, 300 an der Zahl, entschieden hier einstimmig: daß die Bilderanbetung nebst dem Nicäischen Sinod, der sie gebilligt hätte, ohne weiters zu verwerfen sei. In England dachte man eben so.

Die römischen Schriftsteller haben eine schwere Arbeit mit Auffindung der Beweise, daß das Frankfurter Concilium entweder gar

nicht

nicht von den Bildern gehandelt, oder doch nicht so entschieden habe Indessen kann nicht wohl leicht jemand den neuern Schriftstellern mehr glauben, als dem gleichzeitigen Eginhard, dem Erzbischof Hincmar, dem Aventin, die alle die Schlüsse dieses Conciliums bestättigen.

Wie Hadrian mit dem Benehmen der Väter zu Frankfurt zufrieden war, konnte nicht bekannt werden, denn er starb im folgenden Jahr 795 wahrscheinlich den 25. Dezember; er hat am längsten unter allen Päbsten regiert, und zwar 23 Jahre, 10 Monate und 17 Tage. Niemand beklagte seinen Tod so schmerzlich als Karl; er weinte, als hätte er das liebste seiner Kinder verlohren; er ließ überall Gebete für den Verstorbenen halten, und theilte häufiges Almosen aus. Um seine freundschaftliche Anhänglichkeit für diesen Pabst auch der Nachwelt zu beweisen, schrieb er eigends ein lateinisches Epitaphium von 38 Versen. Unsere Leser wünschen vielleicht, es hier zu finden. Es verdient als Denkmal des Alterthums, als biographische Skizze Hadrians, und vorzüglich in Rüksicht des Verfassers unsere Aufbewahrung.

Hic

Hic pater ecclesiæ, Romæ decus, inclitus auctor
Hadrianus requiem Papa beatus habet.
Hic cui vita Deus, pietas lex, gloria Christus,
Pastor apostolicus, promptus ad omne bonum:
Nobilis ex magna genitus nam gente parentum,
Sed sacris longe nobilior meritis.
Exornare studens devoto pectore pastor
Semper ubique suo templa sacrata Deo.
Ecclesias donis, populos & dogmate sancto
Imbuit, & cunctis pandit ad astra viam.
Pauperibus largus, nullis pietate secundus,
Et pro plebe sacris pervigil in precibus.
Doctrinis, opibus, muris evexerat arces,
Urbs, caput orbis, honor, inclita Roma, tuas.
Mors cui nil nocuit, Christi quæ morte perempta est,
Janua sed vitæ mox melioris erat.
Post patrem lacrimans, Carolus hæc carmina scripsi,
Tu mihi dulcis amor, te modo plango Pater.
Tu memor esto mei, sequitur te mens mea semper,
Cum Christo tenent regna beata poli.
Te clerus, populus, magno dilexit amore,
Omnibus unus amor, optime præsul, eras.
Nomina jungo simul titulis, clarissime, nostra
Hadrianus, Carolus; Rex ego tuque Pater.
Quisquis legas versus, devoto pectore supplex
Amborum mitis, dic, miserere Deus.

Hæc

Hæc tua nunc teneat requies, cariſſime, membra,
Cum ſanctis anima gaudeat alma Dei.
Ultima quippe tuas donec tuba clamet in aures
Principe cum Petro ſurge videre Deum.
Auditurus eris vocem, ſcio, judicis almam,
Intra nunc Domini gaudia magna tui.
Tunc memor eſto tui nati, te, pater, optime, poſco,
Cum patre, dic, natus pergat & iſte meas.
O pete regna, pater felix, cœleſtia Chriſti,
Inde tuum precibus auxiliare gregem,
Dum ſol ignivomo rutilus ſplendeſcit ab ortu
Laus tua, ſancte pater, ſemper in orbe manet.

Wirklich gebühren dem Hadrian die meiſten dieſer Lobſprüche in einem hohen Grade. Die Armen hatten einen groſſen Wohlthäter an ihm. Zur Verherrlichung der Kirchen gab er außerordentliche Schätze her. An die Kirche im Vatikan verwendete er, ohne die Edelſteine und das Silber zu rechnen, 2580 Pfund Gold. Merkwürdig iſt dieſer Mann vorzüglich durch die politiſchen Revolutionen, die ſeine Klugheit zu bewirken wußte. Es waren nicht die niedrigen Mittel mancher ſeiner Vorgänger, durch welche er Roms Gröſſe ſo anſehnlich vermehrte. Eine wohlüberlegte Politik lehrte ihn, die Umſtände zu ſeinem Vortheil zu benutzen.

nutzen. Wer ihn darüber tadeln will, bedenkt nicht, daß der Mensch immer Mensch bleibt, und daß von Anbeginn her Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Unternehmungen war.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Hadrian unter den Päbsten der erste war, der, so viel bekannt ist, den Nepotismus begünstigte oder gar einführte; denn er beförderte seine beiden Neffen, Paschalis und Campulus, zu den zwei vorzüglichsten Kirchenbedienungen.

Zur Zeit dieses Pabsts fiengen die falschen Dekretalien des Isidor Mercator sich zu verbreiten an. Dieser Mensch hat bei vielen Schriftstellern den karakteristischen Beinamen *Peccator* erhalten. Sein Betrug ist eben so boshaft als dumm; indessen fand er doch grossen Beifall. Der Mainzische Erzbischof Rikulf brachte diese Dekretalien im Jahr 800 aus Spanien nach Frankreich und Deutschland mit.

XCVII.

Leo III.

(795.)

Gleich am folgendrn Tage nach Hadrians Tod wurde Leo, ein Römer und Priester der römischen Kirche, zum Pabst ordinirt. Sein erstes Geschäft machte er daraus, an Karl zu schreiben; er gab in diesem Briefe Nachricht von seiner Erwählung, und wünschte, daß Karl einige seiner Hofleute nach Rom schikken möchte, um den Huldigungseid des Volks abzunehmen. Karl wiederholte in seiner Antwort auf eine sehr verbindliche Art die Versicherungen seiner Freundschaft für den apostolischen Stuhl. Dieses Schreiben begleitete er mit ansehnlichen Geschenken, welche Leo sogleich zur Verherrlichung verschiedener Kirchen in Rom verwendete.

Die Felicianische Ketzerei war diese Zeit her immer im Dunkeln fortgeschlichen. Leo sah sich genöthigt im Jahr 798 in der Peterskirche ein Concilium dagegen zu versammeln. Man belegte den Felix mit dem Anathema, und schikte die Akten des Conciliums Karln zur Bestättigung zu. Felix wollte

sich

sich diesem harten Urtheil nicht so blindhin fügen; er bat Karln in einem Briefe, daß er in seiner Gegenwart sich rechtfertigen dürfe. Karl erlaubte dieß. Verschiedene Bischöfe und gelehrte Männer kamen zusammen, die Gründe des Ketzers zu untersuchen. Der berühmte Alcuin führte das Wort; der Streit zwischen ihm und dem Felix dauerte fünf Tage. Endlich siegte Alcuin; Felix fühlte sich von der Kraft der Ueberzeugung niedergedrükt; er schwur seine Irrthümer ab, und publizirte sein Glaubensbekenntniß. Mit ihm bekehrte sich allmälig die ganze Sekte.

Diesem Kontroversauftritt folgte zu Rom bald ein ungleich ernsthafterer. Man hatte sich gegen den Leo verschworen; die obengenannten Neffen des Pabsts Hadrian waren die Urheber der Meuterei. Vermuthlich war ihrer Herrschbegierde vom Leo ein Zaum angelegt worden, und so wollten sie Rache ausüben. Bei einer öffentlichen Prozession fielen die Verschwornen aus einem Hinterhalt hervor, bemächtigten sich des Leo, warfen ihn zu Boden, stachen ihm die Augen aus, und schnitten ihm die Zunge von der Wurzel weg.

Wer dieses Faktum mit historischem Eifer gelesen hat, ist vernünftiger Weise der Meinung, daß es nun mit dem Pabstsein des Leo ein Ende haben mußte. Aber durch ein Wunder, welches seiner Außerordentlichkeit wegen wenige seines gleichen haben kann, wuchs die abgeschnittene Zunge wieder an, und die ausgestochenen Augen wurden wieder sehend. Es haben sich Schriftsteller gefunden, die mancherlei gegen dieses Wunder einzuwenden wissen; sie äußern besonders grosse Bedenklichkeiten darüber, daß Leo selbst nirgend davon auch nur mit einem Worte Meldung gethan hat. Indessen behaupten andere, z. B. de Marca und Pagi, die Sache mit einer solchen Zuversicht, als wenn nicht der mindeste Zweifel dagegen statt haben könne.

Dem sei aber wie ihm wolle! Leo blieb beim Leben; er konnte sehen und sprechen wie vorhin. Um sich gegen seine Feinde für die Zukunft sicher zu stellen, nahm er seine Zuflucht zu Karln. Er schrieb ihm eine ausführliche Nachricht von dem geschehenen Aufruhr, und bat sich die Gnade aus, ihn persönlich in Deutschland sprechen zu können. Zugleich trat er die Reise an. Karl hielt sich damals eben zu Paderborn auf; Leo nahm seinen Weg dahin. Er wurde bei seiner Ankunft mit allen möglichen Ehrenbe-

zeuguugen empfangen. Die Absicht dieser Reise war, sich bei Karln von jenen Beschuldigungen zu reinigen, die seine Feinde zu Rom ihm aufgebürdet hatten. Karl versicherte ihn seiner vollkommenen Zufriedenheit und seines Schutzes; und vielleicht hätte er ihn selbst nach Rom begleitet, wenn er nicht so eben eine neue Expedition wider die Sachsen hätte unternehmen müssen. Er schikte aber verschiedene Hofbeamten und einige Bischöfe mit ihm nach Rom, denen er auftrug, die Sache unterdessen genau zu untersuchen, und die Meuchelmörder beim Kopf zu nehmen.

Leo kam den 29. November im Jahr 799 nach Rom zurük. Sein Einzug war sehr herrlich; Adel und Volk, Clerisei und Miliz empfiengen ihn mit lautem Freudengeschrei. Nach einigen Tagen fiengen Karls Abgeordnete die Untersuchung an. Die Verschwornen wurden aufgefordert, ihre Anklagen, die sich auf sehr grobe Verbrechen bezogen, zu erweisen. Paschalis und Campulus sprachen viel gegen Leo; aber es zeigte sich, daß ihre Klage Verläumdung sei; man warf sie beide ins Gefängniß.

Unters-

Unterdessen war Karl mit den Sachsen fertig geworden; auch hatte er einen Landtag zu Mainz gehalten. Er fand nun Zeit, mit einer gewählten Armee selbst nach Italien zu reisen. Sein Weg gieng grade nach Rom, indessen sein Sohn Pipin den unruhigen Herzog von Benevent zu paaren treiben mußte. Der Pabst in Begleitung des römischen Adels und der Klerisei zog ihm zwölf Meilen weit entgegen. Sie trafen sich zu Nomentum, und assen da mit einander zu Mittag. Am folgenden Tage, den 24. Oktober im Jahr 800 hielt Karl seinen prächtigen Einzug in Rom.

Eine Woche hindurch beschäftigte er sich mit Untersuchung der italienischen Angelegenheiten, und besonders der jüngst ausgebrochenen Meuterei. Die ganze Sache mußte noch einmal vor Gericht gebracht und die Anklage wider den Leo gehört werden. Der Versammlungsort war die Peterskirche. Die Bischöfe sollen, wie Anastasius erzählt, sich geweigert haben, über den Pabst zu erkennen. Um mit eins alle Beschuldigungen zu vernichten, nahm Leo das Evangeliumbuch in die Hand, und rief Folgendes, mit lauter Stimme; „ Ihr wißt, liebste Brüder, daß boshafte Menschen gegen mich aufgestanden sind, und mich der abscheu-

„ lichsten Verbrechen angeklagt haben. In
„ dieser Absicht hat sich der gnädigste und
„ durchlauchtigste König Karl in diese
„ Stadt begeben. Ich aber, Pabst Leo,
„ erkläre hiemit freiwillig, ungezwungen
„ und unverurtheilt, in eurer Gegenwart,
„ vor Gott, der das Innerste kennt, sei-
„ nen Engeln und dem seligen Apostelfür-
„ sten Petrus, daß ich die mir angeschul-
„ digten Laster weder selbst begangen, noch
„ andere dazu aufgefodert habe; und ich
„ rufe dießfalls Gott zum Zeugen an, vor
„ dessen Richterstuhl wir alle bald erscheinen
„ werden! “

Jedermann hielt sich nun von der Un-schuld des Pabstes hinlänglich überzeugt. Man lobte Gott durch Anstimmung des ambrosianischen Lobgesangs. Die Meuchelmörder Paschalis und Campulus wurden zum Tode verurtheilt. Leo erbat aber ihr Leben; und ihre Strafe war die Landesverweisung.

Wir haben uns dem Zeitpunkt genähert, wo die Umstände zu einer der wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte reif geworden waren. Der elende Bilderzank hatte mittelst römischer Dazwischenkunft das Andenken der Griechen im Occident verhaßt, und ihre Herrschaft immer mehr verschwin-

den gemacht. Ein Mann war aufgetretten, der durch Vernichtung der longobardischen Macht, durch Bezähmung der Sachsen, und durch mancherlei andere Eroberungen sein Reich an Grösse und Stärke bereits über das orientalische Kaiserthum erhoben hatte. Leo konnte also den kühnen Schritt wagen, diesem Mann im Namen der Römer und des ganzen Italiens die Würde und die Benennung des occidentalischen Kaisers anzutragen. Er führte dieses Unternehmen am Weihnachtsfeste des Jahrs 800 aus, indem er beim Anfang der Messe eine herrliche Krone vom Hochaltar der Peterskirche nahm, und sie Karln aufsezte, während das ganze versammelte Volk dreimal rief: **Dem gottseligen Karl Augustus, dem von Gott gekrönten, grossen, friedfertigen Kaiser Leben und Sieg!** Karl war über diesen Vorfall äußerst erstaunt und verwirrt; und Eginhard versichert: daß, wenn er diese Begebenheit hätte voraus sehen können, er gar nicht an diesem Tage in die Peterskirche gegangen sein würde; — wogegen sich aber wohl mancher Zweifel in dem Kopf des unbefangenen Lesers ereignen dürfte.

Manche Kirchenschriftsteller haben bei dieser Gelegenheit arge Händel darüber mit einan-

einander angefangen: Ob Leo eigenmächtig und kraft bloſſer päbſtlicher Würde Karln zum Kaiſer gekrönt habe? Die Frage iſt wichtig, denn es giebt Leute, die daher die Konſequenz machen, daß die Vertheilung der Königreiche und Kaiſerthümer ſchon ein ziemlich altes Pabſtprivilegium ſei. Wir unſererſeits haben ſchon oben die Wahrheit bemerket: daß Leo ſeinen Schritt mit Einwilligung des ganzen Roms und Italiens folglich nicht eigenmächtig that. Ueberdieß war ja nicht von einem Kaiſerthum, ſondern nur von dem kaiſerlichen Titel die Rede, mittelſt deſſen das Kaiſerthum im Occident blos erneuert, nicht aber aus dem Orient übertragen wurde.

Nebſt der Abſicht, durch Karls Kaiſerkrönung, der römiſchen Kirche und dem ganzen occidentaliſchen Chriſtenthum eine ewige Stütze zu verſchaffen, ſoll Leo auch noch eine andere gehegt haben, die allerdings eine ſehr günſtige Meinung von ſeinem unternehmenden Geiſte erwekt. Die Kaiſerinn Irene hatte ſich durch mancherlei Ränke und Grauſamkeiten in der Uſurpation des griechiſchen Throns feſtgeſezt. Indeſſen glaubte ſie ſich doch nicht recht ſicher; ſie wollte ſich einen Bundsgenoſſen ſuchen, auf den ſie in allen etwaigen widrigen Vor-

fällen

fällen trauen könnte. Karl schien ihr dieser Mann zu sein. Sie machte ihre Ueberlegungen; es gab eben damals gewisse Leute an ihrem Hofe, die von gewissen andern Leuten des Occidents erkauft, ihr bei diesen Ueberlegungen an die Hand gehen, und sie bereden sollten, sich zu einer Heurath mit Karln zu entschließen. Sie entschloß sich wirklich. Leo hielt dieß für eine Schikkung des Himmels; es gewährte ihm die angenehmste Vorstellung, den Orient und Occident auf diese Art vereinigt zu sehen. Darum eilte er mit Karls Krönung, und schikte bald darauf seine Legaten an die Irene. Aber das schöne Vorhaben blieb unausgeführt, denn Irene wurde nach einiger Zeit vom Thron gestossen und ins Elend geschikt, wo sie endlich Zeit hatte, über ihre Bosheit und die Eitelkeit der Welt heilsame Betrachtungen anzustellen. Wir sagen: ihre Bosheit, und beweisen dieß, mit Verschweigung der übrigen Abscheulichkeiten, durch das Faktum: daß sie ihren eigenen Sohn, den Kaiser Constantin, im Jahr 796 aufs grausamste ermorden ließ.

Karl blieb nach seiner Krönung noch einige Zeit zu Rom. Den 25. April 801 trat er seine Reise nach Frankreich an. Er war nicht lange zu Hause, als man ihm die sonder-

sonderbare Nachricht von Mantua aus brachte: Es sei dort ein ins Blut Christi getauchter Schwamm gefunden worden. Er schrieb von dieser Entdekkung sogleich an den Pabst, und ersuchte ihn, selbst nach Mantua zu kommen, und die Sache zu untersuchen. Leo reiste ungesäumt hin; es hatte mit dem Schwamm seine unbezweifelte Richtigkeit; und damit Karl davon überzeugt werden möchte, begab sich Leo persönlich nach Frankreich; erzählte Karln die Sache umständlich, besprach sich noch über verschiedene andere Dinge mit ihm, und kehrte nach einem achttägigen Besuch mit kostbaren Geschenken beladen nach Rom zurük.

Ein Mönch aus Palästina gab Anlaß, daß Karl im Jahr 809 ein Concilium zu Aachen halten ließ. Man hatte in Frankreich die Meinung angenommen, daß in der Glaubensformel gesagt werden müsse: der h. Geist gehe vom Vater **und vom Sohne** aus. Diese Meinung verwarf der genannte Mönch. Das Concilium sollte nun prüfen, welche Meinung die ächte sei. Man weiß aber nicht, was hier eigentlich entschieden wurde. Nur dieß ist bekannt, daß Karl nach geschlossener Versammlung einige Deputirte nach Rom schikte, die mit dem Leo über die aufgeworfene Streitfrage sich unterre-

terreden sollten. Die Konferenz dauerte zwei Tage. Leo war endlich auch der Meinung: der Zusatz und vom Sohne könne füglich aus dem Simbolum wegbleiben.

Bis ins Jahr 814 ereignete sich nichts merkwürdiges, daß auf den Leo Beziehung gehabt hätte. Aber da mußte er den Schmerz erleben, daß Kaiser Karl den 28. Jenner zu Aachen starb. Wir müßten aus den uns bestimmten Gränzen treten, wenn wir eine ausführliche Schilderung dieses außerordentlichen Mannes geben wollten. Die Geschichte nennt ihn den Grossen; seine Ansprüche auf diesen Ehrentitel sind allerdings sehr gegründet und mannigfaltig; nur jener der Menschenbeglükkung fehlt ihm. Held, Staatsmann, Religionseiferer, Gelehrter war er ohne Zweifel; aber Vater seines Volks war er zu wenig; ewige Kriege entvölkerten seine Provinzen, Hunger, Armuth und Sklaverei plagte die Einwohner, und bei seinen Eroberungen liefen nur zu oft wilde Grausamkeiten mitunter.

Seine religiöse Seite gehört eigentlich für unsere Betrachtung; und auch diese zeigt sich in einem sehr abwechselnden und nicht immer unzweideutigen Lichte. Seine Politik — andere nennen es Andacht oder

sonst

sonst was — gab der römischen Macht zu viel Vorschub; er hätte bedenken sollen, daß dieser Strom mit der Zeit nothwendig ausbrechen, und grosse Verherrungen anrichten müsse. Die mehr als verschwenderischen Geschenke, die so oft nach Rom geschleppt, und dort nutzlos in Kirchen und Kapellen aufgehängt wurden, hätten seinen durch Krieg ausgesaugten Ländern nützlichere Dienste thun können. Seine blutige Sachsenbekehrung macht dem Christenthum keine Ehre; sie war ja doch nur das Werk des Kriegsgeistes und der Eroberungssucht, obschon die Religion dabei als Schild aushieng. Ungleich rühmlicher war jener Eifer, womit er für die Wiederherstellung der Kirchenzucht, und für die Abschaffung böser Mißbräuche arbeitete; er hat in dieser Absicht verschiedene heilsame Verodnungen gemacht, die in den bekannten Kapitularien aufbehalten sind; wir wollen einige bemerken. 1) Man soll in den Kirchen keine verdächtige und lügenhafte Legenden, sondern die heilige Schrift lesen. 2) Es sollen nur die von der ganzen Kirche bestätigte Heiligen verehrt werden, aber nicht jeder neue, den der Volksaberglaube dazu macht. 3) Die nakt herumziehenden Landstreicher, die sich für Büssende ausgeben, sollen an den Ort zurükgebracht, und da

zur

zur Arbeit angehalten werden, wo ihnen die Busse auferlegt worden ist. 4) Niemand soll Wahrsagerei treiben. 5) Die Klosterkandidaten müssen umsonst aufgenommen werden. 6) Die Aebte der Klöster sind den Bischöfen subordinirt. 7) Kein Abt darf ohne Einwilligung des Bischofs gewählt werden. 8) Die Aebte sollen sich nicht unterstehen, einem Mönch die Augen auszustechen oder ihn zu verstümmeln. 9) Kein Mädchen darf vor dem 25. Jahre Profession im Kloster thun. 10) Vor dem 30. Jahre soll kein Priester geweiht werden u. s. w. Karl war 70 Jahr alt; er hatte 47 Jahre regiert. Man begrub ihn zu Aachen in der von ihm erbauten Marienkirche.

Kaum war die Nachricht von diesem Todesfall nach Rom gekommen, so zettelte sich eine neue Verschwörung wider den Leo an. Sie wurde aber vor der Zeit entdekt. Leo ließ alle Theilnehmer daran ohne weiters hinrichten; eine Strenge, womit der neue Kaiser Ludwig nicht allerdings zufrieden war.

Bald darauf fiel auch Leo in eine langwierige Krankheit, woran er den 11. Junius im Jahr 816 starb. Seine Regierung

hatte

hatte 20 Jahre, 5 Monate und 16 Tage gedauert. Er ist unter die Heiligen versetzt worden. Die Einführung der drei Bethtäge vor dem Christihimmelfahrtfest kommt von ihm her.

Ende des ersten Theils.

Nöthige Verbesserungen.

(Da der Verfasser zu weit von dem Druk-orte entfernt ist, um einigen Antheil an der Korrektur haben zu können, so ersucht er den Leser, die hier angemerkten Drukfehler, wovon einige den ganzen Sinn verderben, gefälligst zu verbessern.)

Seite	Zeile	anstatt	lies
1	—	5 strengste	strenge
12	—	7 wachlosen	machtlosen
36	—	5 sei diese	sei um diese
—	—	15 Unwesen	Urwesen
41	—	13 Trapeliza	Trapetiza
66	—	2 Kinder	Sünder
88	—	13 Menge wären	Menge Zeugen wären
—	—	22 noch	doch
102	—	17 Hütten	Hutten
112	—	27 beschämt	beschämte
113	—	15 Niederthebeis	Niederthebais
118	—	lezte waren	werden
119	—	1 ihres	unsers
128	—	26 würdigsten	merkwürdigsten
129	—	18 Pflugscharre	Pflugscheere
130	—	13 schon	ohne
148	—	25 Reichthums	Rechtthuns
156	—	10 Gelehrsamkeit	Einsamkeit
—	—	18 des	dem
158	—	1 also	ist wegzustreichen.
162	—	22 bleiben	kleben
170	—	15 wenn	wen
175	—	5 seinem ganzen Zorne	seinen ganzen Zorn
—	—	26 rufte	raffte
—	—	— Coneiliholum	Conciliabolum

Seite

Seite	Zeile	anstatt	lies
195	—	11 keinen	keine
197	—	vorl. Es	Er
215	—	24 zuhaltenden	zu haltenden
220	—	18 Die	Diese
244	—	12 denn die	dann
248	—	12 tuenda	luenda
262	sind von Zeile 15 bis 28 die Anführungszeichen auszulöschen.		
565	—	8 aufgebracht	gebracht
276	—	19 Natalis , Alexander	Natalis Alexander
278	—	2 und	und das
282	—	21 des	dieses
283	—	9 Ciaccent	Ciacconi
290	—	10 entstand	entstand wieder
291	—	8 allgemeinen	allgemein
293	—	13 gar	zwar
307	—	22 erwachsene	wachsame
—	—	Iezte Gesichtsumstände	Geschichtsumstände
319	—	8u 9 um sich mit zunehmenden	um sich mit ihnen über die zu nehmenden
326	—	5 Melchior . Canus	Melchior Canus
338	—	18 hatte	hätte
349	—	3 in der Note m	n.
363	—	20 Kaiser Carolus	Karolus
368	—	17 war es nicht	war nicht
—	—	22 also einmal	also noch einmal
374	—	11 das	dies
380	—	7 verschaffene	verschafften
327	—	14 Roma . tuas	Roma , tuas
432	—	1 Eifer	Ernst

Neuere Hartlische Verlagsbücher.

Andachten eines Christen. Zum täglichen Gebrauch. Vierte Auflage. 1786. 12. 15 kr.

Andachtsübungen gezogen aus der heil. Schrift und aus den Gebeten der Kirche. A. d. F. des Hrn. Abts Mesangui ins Deutsche übersetzt von Joseph Lauber. Fünfte Auflage. 1786. 8. 24. kr.

Denkschrift für Ludwig Renat Eduard von Rohan, der H. R. Kirche Kardinal, Fürst-Bischof von Straßburg, Landgraf von Elsaß, fürstl. Stand des H. R. Reichs, Großalmosenpfleger von Frankreich, Kommandeur des heil. Geist-Ordens, Proviseur der Sorbonne ꝛc. als Angeklagten gegen den Hrn. Generalprokurator: In Gegenwart der Dame de la Motte, des Hrn. de Villette, der Dlle. d'Oliva, des Grafen Cagliostro als Mitangeklagten. Samt einer kurzen Nachricht von dem Ausgang dieses Prozesses. A. d. F. Wien 1786. 8. 45 kr.

Fromberger von der Zulässlichkeit der bürgerlichen Ehe, und von der Aufhebung des Nothcölibats der Geistlichen. Nebst einem Paar Worte über die Verbindlichkeit der Kirchengesetze. 1786. 8. 30 kr.

Lebens-

Lebensgeschichte, Gefangennehmung, und gerichtliches Verhör des Grafen Cagliostro. Von ihm selbst beschrieben. A. d. Fr. 1786. 8. 15. kr.

Wisers (Siegfr.) aus dem frommen Schulen Predigers an der Josephst. Pfarre zu Wien, **Passionspredigten.** 1786. 8. 1 fl. 30.

Opitz, katholisches Krankenbuch, zum Beistand der Kranken und Sterbenden. Zwote verbesserte und vermehrte Auflage 12 24.kr.

Comöd. Christel und Gretchen. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen von Joh. Friedel. 1785. 8. 20 kr.

— — Der Fremde. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Von Joh. Friedel. 1785. 8. 30 kr.

— — Der närrische Tag, oder die Hochzeit des Figaro. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. A. d F. des Hrn. von Beaumarchais. 1785. 8. 20 kr.

Hegrad (S. L.) geographisches Spiel für die Jugend. Mit 32 illuminirten Landkärtchen, dann einer deutsch und französischen Erklärung. 18. gebunden samt Futeral. 2 fl. 20 kr.

— — — Das nämliche mit einer einfachen (entweder deutsch oder französischen) Erklärung. 18. gebunden mit Futerall. 1 fl. 50 kr.

Mendelssohns (Moses) Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele. Itzt zum erstenmal zum Druck befördert. 1785. 8. 15 kr.

Laubers

Laubers (Joseph) Doktors der Theol. und öffentlichen Lehrers, kurzgefaßte Anleitung zur christlichen Sittenlehre oder Moraltheologie, nach dem Leitfaden des für die österreichischen Erblande festgesetzten Planes. 2 Theile. gr. 8. 2 fl. 16 kr.

Reinhard, dreihundert Sätze aus der weiblichen Naturlehre. Mit Anmerkungen und Beispielen erläutert. 1785. 8. 20 kr.

Schweighofers (J. M.) Abhandlung von dem Kommerz der österreichischen Staaten, worinn der Zustand der inländischen Fabriken und Manufakturen, die dermalige Lage des Provinzialverkehrs, dann die sämmtliche Land und Seehandlung der Oesterreicher mit den auswärtigen Staaten genau abgeschildert wird. 1785. 8. 1 fl. 15.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Förs

Först

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Leopold Alois, 1748-1806

Leopold Alois Hoffmanns, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der königl. ungarischen Universität zu Pest, Geschichte der Päbste von Petrus bis Pius VI
Bd.: 1

Leipzig und Wien 1786

H.eccl. 522-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10025282-7
VD18 80179584-001